Dunkle Wege.

Dunkle Wege.

Schilderungen aus der Wirklichkeit

von

J. D. H. Temme.

Dritter Band.



Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1863.

Inhalt.

Starrer Sinn, starres Gesetz.

1.

Das Verbrechen.

Vor dem Thore einer kleinen Landstadt lag ein neues, nicht eben großes, aber freundlich und geschmackvoll gebautes Wohnhaus.

Es gehörte einem Arzte, der sich nicht nur in der Stadt sondern auch in deren weiterer Umgebung durch seine Kenntnisse, seine Geschicklichkeit, seinen theilnahmevollen Eifer und auch durch sein Glück einen bedeutenden Ruf und folglich auch eine ausgedehnte und einträgliche Praxis erworben hatte.

Der Doctor Brand war vor ungefähr acht Jahren aus einer entfernten Provinz des Landes in die Stadt gekommen und hatte als Arzt sich dort niedergelassen. Er war als junger, unverheiratheter, vermögensloser Mann hergekommen. Schon zwei Jahre nachher hatte er sich so viel erworben, daß er einen eigenen Hausstand gründen und seine in der Heimat zurückgelassene Braut als Frau heimführen konnte. Vier Jahre später konnte er sich das hübsche Haus vor dem Thore der Stadt erbauen lassen.

Er lebte darin glücklich mit seiner jungen Frau, die ihn ein Jahr nach der Hochzeit mit einem Kinde, einem bildschönen Töchterchen, beschenkt hatte.

Er lebte auch allgemein geliebt und allgemein geachtet. Ein großer, schöner, kräftiger Mann, verband er mit seinen Vorzügen als ausgezeichneter Arzt, Vielseitigkeit des Wissens und den liebenswürdigsten Umgang. Dabei war sein Character durchaus ehrenhaft und zuverlässig, und vor allen Dingen imponirte er durch kalte, ruhige Entschlossenheit und durch eine Kraft des Willens, die durch nichts zu beugen und zu erschüttern war. Auf seine Ehre war er peinlich eifersüchtig und wenn es ihr galt, hatte man ihn selbst starr und trotzig gesehen. Seine Frau liebte er leidenschaftlich, er betete sie an.

Sein Kind, seine Natalie — es war das einzige Kind der Ehe geblieben — war nächst der Frau sein Abgott.

Die Frau? Sie war von außerordentlicher Schönheit. Sie hatte diese in bewunderungswürdiger Weise erhalten. Sie gehörte zu jenen schönen Frauen, die man in ihrem reiferen Alter für die schönere Schwester ihrer erwachsenen schönen Töchter halten kann.

Wie sie mit dem Manne lebte, der sie anbetete? In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie für ihn geschwärmt. Die Schwärmerei hatte dann einer klaren, edlen Liebe Platz gemacht. Der aufmerksamste Neid der Damen des Städtchens konnte keine Schatten, keinen trüben Punkt in dem Leben und in dem Verhältnisse der beiden Ehegatten zu einander auffinden.

Nur Eins sagte man der Frau Doctorin nach: Sie sei zerstreut und vergeßlich, und besonders wenn sie an einem Flügel sitze, vergesse sie über der Musik alles Andere. Selbst die dringlichsten Bestellungen an ihren abwesenden Mann zu Kranken wurden dann von ihr nicht ausgerichtet. Wie es danach mit der warmen Suppe für den ermüdet und erschöpft zu Hause kommenden Mann, und mit manchem Andern für seine Bedürfnisse und seine Bequemlichkeit aussehen mußte, darauf glaubte man leicht weiter schließen zu können. Indeß Niemand konnte sagen, daß Liebe und Glück der Ehegatten dadurch im mindesten gestört worden sei.

Seit einigen Monaten wollte man indeß auf einmal an Beiden eine Veränderung wahrgenommen haben.

Der Doctor Brand war nicht mehr so heiter wie bisher; man sah ihn oft nachdenklich, träumend, mit finsterer Stirne. Die Frau Doctorin war in Gesellschaften ungleich, manchmal auffahrend, weniger zerstreut, aber desto mehr auf eine gezwungene Weise sich zusammennehmend.

An das Glück der jungen Ehegatten schien jedoch dieses veränderte Benehmen nicht herangetreten zu sein. Sie waren freundlich, liebevoll und ungezwungen gegen einander, ganz wie nur je vorher. Besonders der Mann schien mit einer Art von Eifersucht darüber zu wachen, daß er, namentlich in Gesellschaft, nichts an der zärtlichsten und achtungsvollsten Liebe für seine Frau fehlen ließ.

Freilich wollten Manche gerade daraus um so mehr schließen, daß irgend ein und zwar nicht unbedeutendes Ereigniß vorgefallen sein müsse, das jene Veränderung herbeigeführt habe.

Man glaubte in der kleinen Stadt auch bald das Ereigniß herausgefunden zu haben.

In dem Städtchen waren jährlich einige Winterbälle, an denen auch der Adel der Umgegend Theil nahm. Zu dem letzten Ball im verflossenen Winter waren mehrere Cavallerieofficiere aus einer benachbarten, ungefähr fünf Meilen entfernten Garnisonsstadt eingeladen worden. Einer von diesen hatte auffallend viel mit der schönen Frau Doctorin Brand getanzt. Er selbst war ein schöner Mann. Man hatte ihn seitdem zu wiederholten Malen in dem Städtchen gesehen, in das er früher nie einen Fuß gesetzt gehabt. Anfangs hatte er sich offen gezeigt, auch in dem Hause des Doctors Besuch gemacht. Seit einiger Zeit wollte man ihn nur heimlich, verstohlen, im Dunkel des Abends gesehen haben. Und wie manchen Abend kam der Doctor Brand von der Ausübung seines Berufes erst spät zu Hause! Und wie oft wurde er gar noch in der Nacht zu einem Kranken hinausgerufen, selbst weit über Land, so daß er erst am folgenden Tage zurückkehrte.

Man knüpfte daran die feinsten Combinationen, man zog daraus die bedenklichsten Folgerungen.

Es war im Anfang des Monats Mai — nach jenen Winterbällen.

In einem ungemein herrlich eingerichteten kleinen Salon des hübschen Hauses vor dem Thore des Städtchens befand sich eine sehr schöne Frau; eine große, feine Gestalt, ein edel geformtes Gesicht, mit großen, schwarzen Augen, die ebenso wunderbar brannten, wie sie mit einer eigenthümlichen Grazie ihr Feuer zu mildern und zurückzuhalten wußten.

Außer ihr war nur noch ein Kind in dem Zimmer, ein allerliebstes Mädchen von ungefähr fünf Jahren, mit einem kecken, etwas wilden und ungestümen blonden Lockenköpfchen.

Das Kind saß auf einem Bänkchen vor einem Buche und spielte mit Puppen.

Die schöne Frau saß an einem Flügel und spielte. Sie spielte nicht blos mit einer ungewöhnlichen Fertigkeit, sie spielte auch mit Empfindung und mit Geschmack. Sie war Künstlerin, sie war eine poetische Künstlerin.

Sie phantasirte. Sie schlug wundervolle Töne an den Saiten an. Sie lockte ein begeistertes Leben aus ihnen hervor. Eine stille,

wehmüthige Freude, dann eine weiche, schmerzliche Trauer; auf einmal eine klare, freudige Hoffnung. Die Hoffnung steigerte, beflügelte sich; sie stieg in strahlenden Jubel empor, himmelan. Plötzlich ein Schreck, ein Fall, ein Sinken in den tiefsten Abgrund, und da unten wilder, reger, eindrucksvoller Schmerz, Aufschrei des Todes, Todtenstille.

Die Frau sprang auf. Ihr schönes Gesicht war bleich geworden; ihr Auge starrte vor sich hin. Sollten die Töne in ihrem Innern wirken? Bebte der Aufschrei des Todes in ihrem Herzen nach? Oder hatten umgekehrt Wehmuth und Hoffnung, Freude und Jubel, Schmerz und Todesahnung, gar Todessehnsucht aus ihrem Herzen heraus in die Saiten sich gedrängt, gewaltsam sich drängen müssen, wenn das Herz nicht zerspringen sollte?

Sie trat an das geöffnete Fenster des Zimmers.

Es führte in den Garten neben dem Hause. Das Zwielicht des Abends war da. Es war ein schöner, lauer Maiabend. Der Flieder sandte seine Wohlgerüche durch das Fenster. Einzelne frühe Rosen hatten sich schon duftend unter dem Fenster entfaltet. Die schöne Frau sog begierig Duft und Wohlgeruch ein.

Auf einmal flog sie vom Fenster zurück. Ihr Gesicht wurde dunkelroth.

Nur kaum drei Schritte war sie in das Zimmer zurückgestürzt. Eine unwiderstehliche Gewalt, eine zauberhafte Macht zog sie wieder hin, hastig, heftig.

In demselben Augenblicke wurde rasch die Thür des Salons geöffnet.

Ein großer, schöner Mann im Anfange der dreißiger Jahre trat ein.

Die Frau flog zum zweiten Male von dem Fenster zurück. Alles Blut war plötzlich aus ihrem Gesichte gewichen. Alles Blut strömte ebenso schnell, doppelt dahin zurück.

Der Papa! rief das Kind. Es warf seine Puppen von sich und sich in die Arme des Heimkehrenden, der es herzlich küßte.

Dann standen Mann und Frau einander gegenüber, Doctor Brand und seine Gattin.

Der Mann schien eine innere Aufregung zurückzukämpfen.

Die Frau war bemüht, eine Verwirrung, eine Angst zu verbergen.

Er sah sie mit einem forschenden Blick an.

Sie suchte frei die Augen zu ihm zu erheben.

So standen sie schweigend einander gegenüber.

Das Kind wollte die Stille unterbrechen, durch seine Freude, den Vater wiederzusehen, dessen Liebling es war.

Er nahm seinen Arm und führte es zu den Puppen zurück.

Spiele, liebe Natalie! Nachher nehme ich Dich auf mein Knie!

Das Kind spielte gehorsam.

Er kehrte zu der Frau zurück.

Er hatte freundlich zu dem Kinde gesprochen, mit äußerer Ruhe. Aber Ruhe und Freundlichkeit mußten erzwungen sein, seine Stimme bebte.

Die Gatten standen wieder einander gegenüber, wieder schweigend.

Die Stille war eine peinliche.

Die Frau unterbrach sie.

Mußte wieder ein Gefühl aus ihrem Innern sich gewaltsam herausdrängen?

Welches Gefühl war es?

Auch die Angst des Schuldbewußtseins ist ein mächtiges Gefühl.

Du kommst spät zurück, Hugo.

Ja, war die kurze und ruhige Antwort des Mannes, dessen Stimme nicht mehr zitterte.

Es ist schon Abend geworden.

Ja, und trotz des herangebrochenen Abends sah ich — doch nein, sprechen wir anders, Emilie, wie es ehrlichen und ehrliebenden Gatten geziemt. Komm, setzen wir uns zu einander.

Er hatte mit Bitterkeit angehoben zu sprechen. Schnell war sein Ton herzlich geworden; man sah ihm die Bravheit und die Liebe des Mannes an.

Er nahm die Hand seiner Frau und führte sie zum Sopha.

Sie ging bebend an seiner Seite. Sie vermochte dem Zittern ihrer Hand, die er hielt, zu gebieten.

Er ließ sie neben sich auf das Sopha setzen.

Dann sagte er, herzlich, liebend, wie er eben gesprochen hatte:

Emilie, liebst Du mich noch? — Aber sieh' mich an, wenn Du mir antwortest.

Sie mußte die Augen niederschlagen.

Du kannst mich nicht ansehen? Die Frau nicht mehr ihren Gatten?

Wozu jene Frage, Hugo? preßte sie hervor.

Wozu? Hast du sie nicht an mich gerichtet? Bei geringfügigen Veranlassungen? Halb aus Scherz gar?

Du sprichst sie so ernst aus, so sonderbar erregt.

Ich habe Veranlassung dazu. — Ja, Emilie, ich will ganz aufrichtig gegen Dich sein. Ich bin es Dir, ich bin es mir schuldig. Ich habe Veranlassung zu der Frage. Ich glaubte, im Vorübergehen am Garten eine Uniform darin zu sehen. Deine und meine Ehre litt keine Nachforschung. Ich konnte mich auch getäuscht haben. Aber da fand ich Dich hier in Aufregung, in Verwirrung.

Sie hatte die Augen zu ihm emporgehoben. Sie mußte sie wieder niederschlagen. Um eine Antwort kämpfte sie mit sich.

Der Gatte blieb ruhig, er wurde gar milder.

War er da, Emilie? Eine Antwort! Aber ich bitte Dich, die Wahrheit.

Er war da, antwortete sie.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen. Sie weinte.

Er wollte doch heftig aufspringen. Er mäßigte, er faßte sich.

Mit Deinem Wissen und Willen.

Nein.

Es ist die Wahrheit, Emilie?

Bei Gott, es ist die Wahrheit.

Sie nahm ihre Hände vom Gesichte. Sie sah ihn an, offen, ehrlich.

Auch ganz offen und ehrlich? Auch treu? An der Wahrheit der Antwort war nicht zu zweifeln. Aber war sie in Anderem eben so schuldlos? Im Hintergrunde ihres Auges suchte sich etwas zu verbergen, das wie Schuldbewußtsein aussah.

Der Arzt war scharfsichtig, Menschenkenner. Er sah bis in den Hintergrund der Augen, er sah darin die Tiefe des Herzens.

Ich glaube Dir, Emilie. Du sprachst die Wahrheit. Aber ich muß die ganze Wahrheit von Dir wissen. Wann sahst Du ihn zum letzten Male?

Sie hatte wieder ihr Gesicht verhüllt. Sie kämpfte wieder mit sich um eine Antwort.

Du kannst mir nicht antworten, Emilie?

Sie hatte einen Entschluß gefaßt. Sie richtete sich auf, stolz, mit Würde. War es der Entschluß eines stolzen, edlen Herzens?

Hugo, Du lässest mich hier eine Rolle spielen, die Deiner Gattin nicht würdig ist. Du behandelst mich, wie ein Richter eine Verbrecherin. Ich bin keine Verbrecherin. Ich habe gefehlt; ich habe jenen Mann gesehen, ohne daß Du es wußtest, aber nur in leichtsinniger Eitelkeit. Ich habe es Dir verhehlt, ich habe es Dir gar abgeleugnet, als Du mich danach fragtest, aber nur aus Scham über meine Eitelkeit, und aus Furcht, aus Besorgniß für Dich, weil ich Dein empfindliches Gefühl für Ehre und Deinen entschlossenen Character kenne. Aber nie bin ich Dir untreu geworden; nie, nie ist nur die Ahnung eines verbrecherischen, eines sündhaften Gedankens in meiner Seele aufgetaucht. Jetzt weißt Du Alles. Ich habe gefehlt. Ich habe schwer gefehlt. Ich habe mich gegen Dich vergangen, gegen den bravsten, den edelsten Mann. Aber ein Verbrechen, eine That, die uns trennen müßte, lastet nicht auf mir. Du darfst mir verzeihen, Hugo. Kannst du es?

Der Gatte war aufgesprungen. Er durchmaß mit starken, heftigen Schritten das Zimmer. Er kämpfte mit sich. Es war ein Kampf anderer Gefühle, als die vorhin in der Brust der Frau mit einander gestritten hatten. Es war der Kampf der Liebe und der Ehre, der beiden mächtigsten Gefühle, die eines Mannes Brust bewegen können. Er konnte keinen Entschluß fassen.

Er trat vor seine Frau.

Ich habe die volle Wahrheit gehört?

Kannst Du noch zweifeln? sagte sie vorwurfsvoll.

Und Du liebst mich noch?

Ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben. Ich habe Dich immer, immer geliebt.

Sie war ebenfalls aufgesprungen. Ihre Augen hatten sich wieder mit Thränen gefüllt. Durch die Thränen sah sie ihn mit Liebe an. Sie breitete die Arme aus. Sie wollte sich an seine Brust werfen. Sie wagte es nicht.

Er kämpfte noch immer mit sich. Er stand finster und in sich gekehrt da.

Ihre Thränen flossen heftiger.

Habe ich Dir je etwas Anderes als Liebe gezeigt? rief sie. Hast Du je an ihr zweifeln können?

Er hatte einen Entschluß gefaßt. Er glaubte ihr. Dann konnte die Liebe bald mit der Ehre fertig werden. — Ueberdies, was vermögen nicht die Thränen einer schönen Frau?

Ich glaube Dir, Emilie.

Und Du verzeihest mir?

Ich verzeihe Dir.

Und Du liebst mich noch?

Ich liebe Dich über Alles, wie mein Leben. Alles, Alles nur nicht meine Ehre kann ich Dir opfern.

Die Gattin konnte sich an seine Brust werfen. Er konnte sie an sein Herz drücken. Sie hielten sich lange umschlungen.

Und nun vergessen und vergeben, Hugo? küßte sie ihn.

Vergeben und vergessen, Emilie.

Aber Eine Bitte, fügte er hinzu.

Ich sehe ihn nie, nie wieder, Hugo! rief sie.

Ich meinte das nicht. Du warst in der letzten Zeit so ungleich —

Es war die Last, die mich drückte.

Nicht blos gegen mich, besonders gegen das arme Kind.

Es war dieselbe Unruhe in meinem Innern. Ich fühle mich jetzt leicht, frei. Ihr sollt nie wieder über mich klagen, nie, nie wieder.

Sie riß sich aus seinen Armen los. Sie flog zu dem Kinde, das auf die Scene nicht aufmerksam geworden war und ruhig weiter gespielt hatte. Sie umfaßte, sie küßte, sie herzte es. Sie trug es zu ihm; sie nahmen es in ihre Mitte, sie küßten und herzten es Beide, und alle Drei waren sie glücklich.

Der Diener des Doctors trat ein. Er überreichte seinem Herrn einen Brief.

Ein Bote hat ihn soeben gebracht. Er ist eilig.

Der Doctor erbrach und las das Schreiben.

Es ruft mich zu einem Kranken, drei Meilen weit.

Doch erst zu morgen?

Ich muß gleich fort.

In der Nacht?

Es ist die höchste Gefahr da.

Armer Hugo, Du hast dich den ganzen Tag gequält!

Der Beruf des Arztes bringt das so mit sich.

Er ertheilte dem Diener, der zugleich sein Kutscher war, den Befehl, sofort anzuspannen.

Die Gattin ließ schnell das Abendbrot herbeischaffen.

Sie genossen es zusammen. Die Wiedervereinigung in neuer Liebe würzte es ihnen.

Der Kutscher meldete, daß angespannt sei.

Der Doctor mußte aufbrechen.

Er küßte zärtlich das Kind. So besonders zärtlich. Er mußte es zwei-, dreimal küssen.

Gute Nacht, liebe Natalie.

Das Kind küßte ihn so herzlich wieder.

Verwahre mir das Kind, Emilie!

Wie kommst Du darauf?

Ich weiß es selbst nicht. Laß ihm kein Unglück zustoßen.

Er umarmte seine Frau.

Bis morgen! Gehabt Euch wohl.

Bis morgen, mein bester, mein einzigster Hugo!

Sie weinte noch einmal an dem Herzen des Mannes, der sie so sehr liebte, der sie — Hatte sie ihn betrogen?

Er mußte fort. Sie trennten sich.

Sie ging heftig in dem Zimmer umher, bis sie den Wagen fortfahren hörte. Dann warf sie sich in das Sopha.

Er ist so brav! Er liebt mich so sehr! Nie, nie wieder!

So faßte sie von neuem einen Entschluß, und sie rief ihn sich zu und schwur ihn sich zu.

Was sind die festesten Entschlüsse eines Weibes, dem einmal, wie der Dichter sagt, eine Lust im Busen brennt?

Sie schwur sich Alles zu, ehrlich, treu, aber mit der Ehrlichkeit und Treue der leidenschaftlichen Aufregung.

Dann wurde sie ruhiger. Sie träumte.

Dann aber kam doch wieder die Unruhe über sie. Sie sprang vom Sopha auf. Sie durchschritt wieder hastig und heftig das Zimmer.

Das Kind war auf seinem Bänkchen bei seinen Puppen eingeschlafen. Sein blonder Lockenkopf ruhete zwischen ihnen in dem Sessel.

Sie blieb vor ihm stehen. Sie mußte das schöne, freundliche, so süß schlummernde Gesichtchen betrachten. Es war ein lieblicher

bezaubernder Anblick. Aber Ruhe konnte er in ihr Herz nicht senken. Sie mußte sich abwenden. Sie mußte seufzen. Ihr Busen wogte.

Drückte noch immer sie etwas? Drückte etwas Neues sie? Eine Ahnung? Gar eine Gewißheit?

Sie warf zweifelhafte, ängstliche Blicke nach dem Fenster, zweifelhaftere nach der Thür. Als wenn sie an dem Fenster etwas erwarte und fürchte; als wenn sie durch die Thür Hilfe herbeirufen wolle.

Sie wandte sich an ihren Flügel. Sie setzte sich vor ihn. Sie griff in die Tasten. Sie sprang wieder auf. Sie durchschritt wieder das Zimmer.

Auf einmal flog sie zurück, aus der Mitte des Zimmers, bis an die Wand, bis an die Thür. Alles Blut war aus ihrem Gesichte entwichen. Mit erloschenen Augen starrte sie zum Fenster hin. Hatte sie dort etwas vernommen?

Sie hatte.

Eine Gestalt zeigte sich an dem Fenster, in der Dunkelheit des Abends eine dunkle Gestalt.

Die volle Finsterniß des Abends war längst eingetreten.

Das Fenster war offen geblieben.

Die Frau stand entschlußlos, bewegungslos. Sie konnte nicht Hilfe durch die Thür, sie konnte nicht zurück nach dem Fenster hin rufen. Sie konnte nicht fliehen, sie konnte das Fenster nicht zuwerfen.

Das Fenster war im ersten Stock. Unter ihm an der Mauer des Hauses befand sich ein Baumspalier. Es war aber immer an achtzehn Fuß über dem Erdboden. Es gehörte Muth, Kühnheit dazu, an den schwachen Sprossen des Spaliers emporzuklimmen. Wer es gewagt haben konnte — die Frau ahnte, wußte es wohl, darum ihr Schwanken, ihre Unentschlossenheit.

Die Gestalt war im Fenster.

Zurück, zurück! rief endlich die Frau.

Es war zu spät.

Ein junger Mann in der Uniform eines Uhlanenofficiers war schon in das Zimmer hereingesprungen.

Es war ein schöner, junger Mann. Man errieth, wie er in der knappen, schmucken und glänzenden Uniform doppelt verführerisch

werden könne, für ein Frauenherz, das einmal der Verführung zugänglich war.

Er lag zu den Füßen der Frau.

Verzeihung, theure Emilie!

Zurück, zurück!

Keinen Schritt, bis Sie mir verziehen haben.

Sie machen mich unglücklich. Sich selbst!

Sie sind allein, Emilie, ich weiß es. Ich sehe Sie endlich wieder allein. —

Unglücklicher!

Elender! wagte die Unglückliche nicht zu sagen. Daß sie es nicht sagen konnte, war ihr Verbrechen und ihr Verderben.

Das Wort „Unglücklicher!" war schon seine Verzeihung, es war mehr, es war eine Aufmunterung.

Er sprang auf, sie zu umarmen.

Sie konnte sich nicht wehren.

Sie mußte es dennoch.

Der Officier war nicht ohne Geräusch aus dem Fenster in das Zimmer gesprungen, und das schlafende Kind war davon erwacht. Aber nur halb. Es rieb sich die Augen, es weinte, es wußte nicht, wo es war, es wußte nicht, was umher war.

Das Kind! Zurück, zurück! rief die Frau entsetzt dem Officier zu. —

Ein Kind von fünf bis sechs Jahren kann unterscheiden, erkennen, plaudern, verrathen.

Aber der Officier konnte nicht mehr zurück, ohne daß das Kind ihn sehen mußte.

Noch hatte es ihn nicht gesehen.

Die Unglückliche — noch war sie nur halb Verbrecherin — übersah ihre Lage. Sie hatte rasch ihren Entschluß gefaßt. Sie flog zu dem Kinde.

Komm in dein Bettchen, liebe Natalie! Es ist schon spät.

Sie konnte es schmeichelnd sagen.

Sie hob das Kind auf, sie nahm es in den Arm, sie legte das weinende Gesicht an ihre Brust, daß es nicht sehen konnte. So trug sie es aus dem Zimmer.

Sie hatte in ihrer Angst Ueberlegung, die Ueberlegung der Angst.

Sie trug das Kind in eine Stube nebenan; es war ihr Schlafgemach, auch das des Kindes.

Sie legte es in sein Bettchen, angekleidet. Sie wollte es später auskleiden. Jetzt konnte sie es nicht. Die Wärterin herbeirufen konnte sie noch weniger.

Aber das Kind weinte. Es wollte ausgekleidet sein. Es wollte gar nicht schlafen. Es wollte zum Bett hinausspringen.

Es war der Liebling des Vaters. Es war von der Mutter ungleich behandelt, oft in auffahrendem, heftigen Zorne. So hatte es widerspenstig, trotzig werden müssen. Die Störung seines Schlafes kam hinzu. Es weinte lauter, es schrie.

Der Mutter bemächtigte sich eine neue Angst. Die Wärterin, wenn sie das Schreien des Kindes hörte, konnte, mußte jeden Augenblick hereinkommen. Und wie leicht konnte sie es durch die Stille des Abends hören.

Sie bat mit neuen Schmeichelworten das Kind zu schlafen. Sie versprach jedes Erdenkliche.

Das Kind schrie lauter.

Sie drohte ihm.

Natalie, ich sperre dich ein, in das Kamin; du weißt, du warst schon einmal darin.

Sie hatte Oel in das Feuer gegossen. Das Kind gerieth in Angst, und in seiner Angst bat und schrie es heftiger, nicht in das Kamin geworfen zu werden.

Die Angst raubte der unglücklichen Mutter das Bewußtsein.

Nur die Angst?

Wir wollen es glauben, wir müssen es glauben, zu ihrer Ehre, zur Ehre des weiblichen Herzens.

Daß sie das Kind aus dem Zimmer hinaustrug, es war nicht bloße Angst. Warum rief sie dem frechen Eindringling, dem Verbrecher gegen ihre Ehre, dem Räuber der Ehre ihres Mannes, warum rief sie ihm nicht sogleich den strengen Befehl zu, daß er ihr Zimmer, ihr Haus augenblicklich wieder verlassen solle? Warum schob sie nicht, als sie mit dem Kinde in ihrem Schlafgemach war, hinter sich den Riegel vor? Warum blieb sie nicht ruhig bei dem Kinde, entkleidete es, suchte, anstatt jener hastigen und heftigen Behandlung, es durch milde, sinnige Liebe zu besänftigen und zu beruhigen?

Und sie hatte noch vor kaum einer Stunde von ihrem schwer beleidigten Gatten Verzeihung erhalten, und an seinem braven, treuen Herzen die heiligsten Schwüre der Liebe und der Treue geschworen!

Sie war schon mehr als halb Verbrecherin.

Aber was sie jetzt that, war nur eine Eingebung ihrer Angst. Freilich war diese Angst die Frucht ihres Verbrechens.

Das Kind mußte zur Ruhe gebracht werden. Nicht Bitten vermochten es, nicht Drohungen. Selbst Gewalt nicht. Sie hielt ihm den Mund zu. Sie hätte es ersticken müssen, wenn sie es hätte zum Schweigen bringen wollen.

Sie gerieth in Verzweiflung. Die Angst nahm ihr das Bewußtsein. War es doch noch Anderes?

Sie ergriff das Kind, sie riß es aus dem Bette, sie rannte mit ihm zu einer Thür. Sie riß die Thür auf. Sie warf das Kind in einen dunklen Raum.

Hier bleibst du, bis du still wirst, ganz still!

Sie schlug die Thür hinter dem Kinde zu.

Konnte sie es?

Sie hatte in der Dunkelheit die holden Engelszüge des Kindes nicht gesehen. Nicht seine Augen, nicht diese schönen, bittenden, in der Angst bebenden und flehenden Augen.

Wer kann dem Bitten eines Kindes widerstehen, das einem in Todesangst anblickt?

Eine Mutter gewiß nicht, nie, nie!

Aber sah sie nicht trotz der Dunkelheit die Züge, die Augen des Kindes? Mußte das Mutterherz sie nicht sehen durch die tiefste, dichteste Finsterniß?

O, es war doch wohl eine andere Glut, als die bloße Angst, die in ihrem Herzen brannte.

Sie hatte das Kind in einen engen Raum geworfen, in welchem nach mehreren Seiten im Winter Oefen geheizt wurden.

Ein plötzlicher Schreck hatte das Schreien des Kindes erstickt. Es wimmerte nur noch.

Wenn Du ganz still geworden bist, nehme ich dich heraus, sagte sie.

Das Kind wimmerte weiter.

Sie verließ es.

Sie verließ es, um in das Zimmer zurückzukehren, in dem ihr Buhle auf sie wartete!

Freilich ließ sie die Thür des Schlafgemaches offen, damit sie das Kind hören könne. Freilich horchte sie noch nach ihm, als sie die Schwelle ihres Zimmers überschritt. —

Aber dann?

Doch nein! Sie war mit bessern Gefühlen, mit einem edlen Entschlusse in das Zimmer zurückgekehrt.

Der junge Officier hatte sie mit Ungeduld erwartet. Er wollte sie in seine Arme schließen.

Sie hielt ihn mit strenger Würde zurück.

Mein Herr v. Feldheim! Ich habe Ihnen nur noch ein einziges Wort zu sagen. Nur darum komme ich zurück. Verlassen Sie mich auf der Stelle.

Emilie! rief der junge Mann.

Ich heiße für Sie nicht Emilie.

Gnädige Frau. —

Verlassen Sie mich. Ich befehle es Ihnen, augenblicklich.

Ihr edler Entschluß war wohl auch ein fester. Aber um einem gewandten Verführer mit Erfolg widerstehen zu können, war er zu spät gefaßt.

Der Officier hatte plötzlich die Miene des Vernichteten.

Ich gehe, gnädige Frau, aber nur mit Ihrer Verzeihung.

Kein Wort weiter! Sie gehen sofort!

Sie wollen mich in den Tod schicken!

Er hatte sich wieder vor ihr niedergeworfen. Er umfaßte ihre Kniee.

Ich muß das Wort Verzeihung von Ihren Lippen hören.

Ich verzeihe Ihnen. Und nun gehen Sie.

So? Nie! Ihr Mund sprach mechanisch das Wort. Ich muß es aus Ihrem Herzen hören. Aus Mitleiden! aus Barmherzigkeit!

Er sah flehend zu ihr empor!

Dieses Flehen sah sie.

Aber es weckte keinen Gedanken, kein Gefühl für ihr flehendes Kind in ihr.

Aber ein anderes Gefühl, das in ihrem Herzen schlummerte, konnte es wecken.

Ich verzeihe Ihnen!

Sie wiederholte nur die Worte, aber nicht mehr ungeduldig, strenge, befehlend. Sie sprach sie weich.

Und der junge Mann war schon wieder aufgesprungen, und diesmal konnte er sie umarmen; das Kind war nicht mehr da, und ihr Widerstreben wurde von seiner Kraft besiegt.

Und nun fort, Herr von Feldheim! sagte sie zwar darauf.

Aber er war seiner Sache, seines Sieges gewiß.

Herr von Feldheim, Emilie? So wollen, so können Sie mich von sich stoßen? Diese Umarmung war Heuchelei?

Ich beschwöre Sie, Herr von Feldheim!

Ich war einst Ihr Robert, Emilie!

Robert! flüsterte das schwache Weib.

Aber jetzt verlassen Sie mich! setzte noch die Stimme ihres Gewissens hinzu.

Aber was ist, was vermag die ohnehin so schwache Stimme des Gewissens, wenn sie in solcher Lage nichts Anderes zu sagen weiß?

Der Officier erkannte seinen Triumph, der in diesen Worten lag. —

Er umarmte sie von neuem, stürmischer. Ihr Widerstand war schwächer.

Sie drängte ihn nicht mehr zum Weggehen.

Er dachte an kein Weggehen mehr. —

Aber nach einer Stunde sollte er plötzlich daran denken.

Sie aber Beide plötzlich, sie alle Beide mit Schrecken, mit Entsetzen.

Fährt da nicht ein Wagen? flog die Frau empor.

Sie horchte.

Ein Wagen kam herangefahren. Er hielt vor dem Hause.

Mein Mann! rief die Frau. Wir sind verloren. Fort! Fort!

Der Officier flog an das Fenster. Sie hatten es verschlossen. Er wollte es aufreißen.

Kein Geräusch! rief die Frau ihm zu.

Er öffnete es leise.

Lebe wohl! rief er zurück. Auf baldiges Wiedersehen.

Er wollte einen Fuß in das Fenster setzen, um sich hinauszulassen, wie er hereingekommen war.

Er flog von dem Fenster zurück.

Draußen steht Jemand.

Gott im Himmel, was nun?

In den Garten kann ich nicht. Gibt es keinen andern Ausweg?

Keinen. Unten, unmittelbar an der Treppe wachen die Mägde. Sie hören jeden Schritt.

Verdammt! Auch kein Versteck?

Sie besann sich.

Kommen Sie, sagte sie dann, zum Besuchzimmer meines Mannes. Er geht nicht mehr hinein. Die Fenster führen auf die Straße. Nahe vor ihnen steht ein Kastanienbaum. Nachher, wenn Alles ruhig ist, können Sie sich mit Sicherheit entfernen.

Sie hatte seine Hand gefaßt. Sie führte ihn durch eine Seitenthür in das Arbeitszimmer ihres Mannes, durch dieses in das anstoßende Besuchzimmer. Dort ließ sie ihn.

Sie kehrte eilig in ihr Zimmer zurück.

Sie hatte kein Licht mitgenommen, um nach draußen nichts zu verrathen.

Sie legte sich auf das Sopha.

Neben dem Sopha stand ein kleiner Tisch. Auf dem Tische brannte eine Lampe.

Auf dem Sopha legte sie sich zurück. Ein aufgeschlagenes Buch hatte sie in die Hand genommen. So erwartete sie ihren Mann. Wenn er sie so fand, mußte er glauben, sie sei über dem Lesen des Buches eingeschlafen.

Eine Tafeluhr zeigte eilf Uhr Nachts.

Die Verbrecherin hatte an Alles gedacht, aber an Eins nicht, nur nicht an ihr Kind in dem Kamine.

Sie hatte gar nicht mehr daran gedacht.

Unten wurde die Hausflur geöffnet. Die wachenden Mägde hatten die Rückkehr des Wagens gehört; sie ließen den Herrn in das Haus.

Die Frau auf dem Sopha gab sich klopfenden Herzens besser die Lage der vom Schlafe Ueberraschten.

Die Schritte ihres Mannes kamen die Treppe herauf.

Sie kannte sie. Heute in Angst und Schreck.

Die Thür des Salons öffnete sich. Ihr Mann stand in der Thür.

Sie mußte ihre Augen öffnen, nur unmerkbar, nur um nach ihm zu blinzen.

Sie vermochte sie kaum wieder zu schließen.

Er stand mit bleichem Gesichte da, die Lippen zusammengepreßt. Sein finsterer Blick suchte in dem Zimmer umher. Er sah sie.

Er machte die Thüre hinter sich zu. Er verschloß sie. Er steckte den Schlüssel zu sich, kam leise, langsam, ruhig, mit einer entsetzlichen Ruhe.

Kalter Schweiß rieselte über ihren Körper.

Was war das? Was hatte er vor? Es war kein Zufall mehr, der ihn so unerwartet zurückgeführt hatte. Die Angst hatte ihr wohl vorher eine solche Hoffnung gegeben. Jetzt nicht mehr.

Ewiger, gnädiger Gott im Himmel! konnte sie in ihrer Angst beten, nur dieses Eine Mal noch laß es an mir vorübergehen. Nie, nie werde ich wieder fehlen!

Sie mußte die Augen wieder zuschließen.

Ihr Mann schritt auf das Sopha zu, auf dem sie lag.

Er blieb dicht vor ihr stehen.

Er mußte seinen Blick auf sie gerichtet haben, unverwandt, forschend, durchbohrend.

Sie mußte es fühlen. Sie durfte sich nicht rühren. Das leiseste Zucken eines Augenlides hätte sie verrathen.

Sie athmete schwer. Das mußte, das durfte sie. Er konnte meinen, ein schwerer Traum drücke sie.

Es war eine andere Centnerlast, die auf sie drückte.

Emilie! rief er mit gedämpfter Stimme.

Sie schlug die Augen auf, sie fuhr in die Höhe. Sie machte es natürlich genug.

Ein Schauder durchlief sie dennoch, als sie fast unmittelbar vor sich das bleiche Gesicht, die zusammengepreßten Lippen sah, die finsteren Augen, die durchbohrend nach ihr hinstarrten.

Ach, du, Hugo? Wie viel Uhr ist es denn?

Er antwortete nicht.

Sie sah nach der Uhr.

Erst eilf? Ist etwas vorgefallen?

Es war Alles so natürlich bei ihr.

Er antwortete ihr dennoch nicht. Sein Blick blieb finster, sein Mund zusammengepreßt. So stand er schweigend vor ihr.

Der Schlaf hatte mich überrascht, sagte sie.

Sie wollte sich erheben.

Bleib! befahl er ihr.

Seine Stimme zitterte leise.

Sie blieb sitzen. Sie konnte ihm äußere Ruhe zeigen. Sie zeigte ihm Verwunderung über seinen ungewohnten befehlenden Ton. Es galt ja ihr Glück, ihr Leben.

Was ist Dir, Hugo? Was hast Du?

Er stutzte. Aber nur einen Augenblick lang. Dann hatte er seinen Entschluß wieder.

Mit fester, ruhiger Stimme begann er ein entsetzliches Verhör; der Gatte mit der Gattin, und sie wagte diesmal nicht, ihm vorzuwerfen, daß er sie wie ein Richter die Verbrecherin behandle. Aber die Rolle der Unbefangenen konnte sie fortspielen.

Wer war hier?

Wo, Hugo?

In diesem Zimmer?

Niemand.

Niemand war bei Dir?

Gewiß nicht.

Ich glaube in der That, Du wärst im Stande darauf zu schwören.

Ich könnte es.

Er wollte auffahren. Er beherrschte sich. Er schwieg.

Wenn nicht während meines Schlafes Jemand im Zimmer gewesen wäre! setzte sie lächelnd hinzu.

Aber sein Blick wurde finsterer, dann sein Ton strenger.

Höre mir zu, ruhig. Unterbrich mich nicht. Als ich heute gegen Abend zu Hause kam, hatte ich im Garten eine Gestalt umherschleichen sehen, die ich für den Lieutenant hielt. Ich hatte mich nicht getäuscht. Du mußtest es mir, nach anfänglichem Läugnen, zugestehen. Du versprachst mir, ihn nie wiederzusehen. Du schworst es mir. Ich glaubte, ich traute dir. In diesem Glauben, in diesem Vertrauen konnte ich Dich ruhig verlassen. Ich fuhr ab. Ich blieb ruhig. Ich bat in meinem Herzen Dir ab, daß ich Dich zu hart behandelt, daß ich Dir Unrecht gethan habe. So erreichte ich, eine

Meile von hier, das Clausenhaus. Der Wagen mußte halten. Durch das offene Fenster sah ich in der erleuchteten Stube eine Uhlanenuniform. Ich glaubte auch den Menschen zu erkennen, der sie trug. Es war der Bursche des Lieutenants. Was machte er dort? Er konnte nur auf seinen Herrn warten, noch am späten Abend. Sein Herr mußte also noch in der Stadt sein. Noch immer. Ich mußte zurück. Ich ließ den Wagen umkehren. Ich kam hier an. Das Erste, was ich sah, war ein Schatten, an diesem Fenster, hier in Deinem Zimmer. Das Zweite warst Du, schlafend auf dem Sopha, in diesem nämlichen Zimmer. Schlafend, während der Schatten hier war? — Doch nein, Emilie, ich will Dich nicht weiter fragen. Ich habe jetzt offen mit Dir gesprochen. Ich will es Dir überlassen, ob Du das Gleiche thun willst.

Er hatte zuletzt minder strenge gesprochen; sein Ton war milde, sogar herzlich geworden.

Sie hatte sich gefaßt. Sie hatte ja die Zeit dazu gehabt, und sie kämpfte für ihr Verbrechen, für ihr Leben. Ein verbrecherisches Weib kann Alles dafür einsetzen.

Sie lächelte, sie sah ihn mit ihren schönen Augen liebevoll an.

Du warst eifersüchtig, Hugo. Du bist es noch. Ich habe Dir Grund dazu gegeben. Aber nur vor Deinem Weggehen; nachher nicht mehr. Ja, Du hast einen Schatten gesehen, aber er war nur ein Phantom Deiner Einbildungskraft. Laß ihn ruhen und laß auch uns zur Ruhe gehen.

Sie war aufgestanden. Sie wollte ihn umarmen.

Aber wenn auch die Eifersucht Phantome schafft, die Liebe und die Ehre eines braven Mannes sehen klar und scharf. Ihr Lächeln hatte ihn nicht täuschen können. Er wurde nicht wieder strenge, aber er blieb ruhig.

Noch wenige Fragen, Emilie. Du hast geschlafen?

Ich bin auf dem Sopha eingeschlafen.

Wann?

Es muß nach Zehn gewesen sein.

Du warst bis zu meiner Rückkehr nicht erwacht?

Nein.

Stand dieses Fenster offen?

Ich denke.

Wohlan, so war Jemand ohne Dein Wissen hier. Und er muß noch hier sein. Vielleicht gar ein Dieb. Ich muß ihn suchen. Du bleibst hier.

Vielleicht gar ein Dieb! Er hatte die Worte doch ironisch gesprochen.

Aber mit einem fürchterlichen Ernst ging er zu einem verschlossenen Schrank, der im Zimmer stand. Er zog einen Schlüssel hervor. Er schloß den Schrank auf.

Sie erbebte.

Was machst Du, Hugo?

Es kann ja auch ein Räuber sein, sagte er mit neuem Spott, mit steigendem, bitteren Hohne. Und einen Räuber, den man nächtlicher Weile im Hause trifft, darf man nach allen Gesetzen ungestraft erschießen.

Er nahm ein Doppelpistol aus dem Schranke.

Hugo!

Was giebt's?

Wohin willst Du?

Ich denke eben darüber nach. Wo kann der Räuber sich verborgen halten? Am wahrscheinlichsten in meiner Stube.

Die Angst wollte ihr die Kehle zuschnüren.

Hugo! konnte sie nur hervorpressen. Sie mußte es noch einmal rufen.

Du bist besorgt um mich? Fürchte nichts! Ich kann ebenfalls fallen, aber vorher, ich schwöre es Dir, haben die Kugeln in dieser Waffe ihren Mann gefunden.

Er hatte sie durchschaut. Er hatte Alles errathen. Er wußte Alles.

Es blieb ihr kein Zweifel mehr. Es konnte ihr keine Rolle, keine Maske, keine Heuchelei, kein Leugnen mehr helfen. Nur ein offenes, nur das offenste Bekenntniß konnte retten, was noch zu retten war, wenn noch etwas zu retten war. Sie erkannte es. Sie mußte sich jetzt als die Verbrecherin, ihn als ihren Richter, als strengen Richter anerkennen.

Sie flog auf ihn zu.

Hugo, Hugo —!

Sie mußte doch innehalten, ehe sie das Todesurtheil über sich aussprach.

Was gibt's? sagte er kalt noch einmal.

Sie mußte bekennen.

Sie fiel vor ihm nieder. Sie umfaßte seine Kniee.

Ah, ihre Kniee waren vorhin anders umfaßt worden.

Hugo, ich bin schuldig. Kannst Du mir verzeihen? Aber nein, Du kannst es nicht. Du darfst es nicht. Tödte mich. Ich kann nicht mehr leben. Gib mir den Tod. Ich bitte Dich darum.

Es war wohl ihr Ernst. Der Ernst des Bewußtseins der Verzweiflung, der furchtbare Ernst der Verzweiflung.

Er war kalt geworden, eiskalt. Auch der Hohn, auch die Bitterkeit waren aus seinem Innern verschwunden.

Er legte das Pistol auf den Tisch.

Er hob sie von der Erde auf. Er führte sie zu dem Sopha. Er ließ sie dort nieder. Er selbst blieb vor ihr stehen.

Der Lieutenant Feldheim ist hier?

Ja.

Wo?

In Deinem Besuchzimmer.

Bleib ruhig, rühre Dich nicht. Sprich kein Wort.

Er ging im Zimmer umher, mit großen Schritten. Auf seinem Gesichte lag die Blässe des Todes; die Züge waren entstellt. Was alles mochte sein Inneres bewegen, mochte darin stürmen, mochte es zerreißen?

Er liebte seine Frau wie sein Leben. Er hatte eine Heuchlerin, eine Betrügerin geliebt.

Mehr als sein Leben war ihm seine Ehre theuer. Sie war vernichtet, in ihrem tiefsten Grunde, für immer.

Sie war vernichtet, wenn er sie nicht retten wollte. Er konnte sie retten. Aber es gab nur ein Mittel dafür, nur ein einziges. Sollte er dazu greifen?

Ein Mord? Gar ein Doppelmord?

Die alten Gesetze gestatteten ihn. Des beleidigten Mannes Ehre stand ihnen höher, als das schmachvolle Leben elender, keine Sitte, keine Ehre, keine Heiligkeit achtender Verbrecher.

Und denkt die Ehre nicht immer so?

Aber die Welt kannte ja den Schimpf nicht, der ihm angethan war. Noch nicht. Der Mord machte ihn offen aller Welt bekannt. Noch konnte er die Treulose von sich entfernen, dem Verräther durch Drohungen Stillschweigen auferlegen, dann sich selbst

in ein anderes fremdes Land entfernen, wo Niemand ihn kannte. War da nicht auch seine Ehre vor der Welt gerettet?

Und war die Treulose nicht die Verführte? War sie nicht die Mutter seines Kindes?

Und endlich, was sollte aus seinem Kinde werden? Die Gesetze strafen nun einmal den Mord, auch in seiner Lage. Mindestens langes, vielleicht lebenslängliches Zuchthaus war sein Loos. Was sollte aus dem armen, schönen Kinde werden? Er liebte es so sehr.

Das Kind?

Er hemmte seinen Schritt.

Er stand an dem Stuhle, vor dem es gespielt hatte. Sein Spielzeug lag noch darauf. Unordentlich. Sonst war es weggeräumt worden. Das Kind selbst, ehe es zu Bett geführt wurde, hatte eingepackt, sorgsam, ordentlich. Warum war das heute nicht geschehen? Wo war das Kind?

Er nahm ein Licht und ging in das Schlafgemach nebenan. Er leuchtete in das Bettchen des Kindes. Das Kind war nicht darin.

Er leuchtete in dem Gemache umher. Das Kind war nicht da.

Er kehrte in den Saal zurück.

Wo ist das Kind?

Allmächtiger Gott! schrie die Frau auf.

Die Unglückliche! Erst jetzt dachte sie wieder an ihr Kind.

Sie hatte es eingesperrt in den dunklen Kaminraum. Sie hatte das zarte, fünfjährige Wesen allein in dem engen, finstern Gefängnisse zurücklassen können, allein, bittend, flehend, wimmernd. Sie hatte zwei volle Stunden seiner vergessen können.

In den Armen des Verraths, der Schande, der Schmach hatte sie ihr Kind vergessen, ihr eigenes, einziges Kind, sein Leben.

Allmächtiger Gott! schrie sie auf.

Weib, wo ist das Kind?

Sie flog zu dem Kamin.

Sie riß die Thür auf.

Ihr Mann folgte ihr, mit dem Lichte in der bebenden Hand.

Auf der Schwelle des engen Raumes lag das Kind.

Das Licht in der bebenden Hand beschien eine Leiche.

Das Kind war todt.

Schreck, Angst, Todesangst, der liebe Gott im Himmel weiß, was Alles das arme Kind getödtet hatte.

Die Mutter fiel im Wahnsinn auf die Leiche.

Der Vater riß sie von der Leiche.

Er legte das todte Kind in sein Bettchen.

Die Frau ließ er liegen.

Dann ging er, langsam, fest, in den Saal zurück. Er nahm das Doppelterzerol vom Tische. Er prüfte seine Läufe. Sie waren geladen. Er nahm zwei Zündhütchen. Er steckte sie auf die Kamine der Waffe.

Er verließ das Zimmer.

Er ging durch die Thür, durch welche die Frau den Officier geführt hatte.

Er verschloß die Thür hinter sich.

Nach einer halben Minute hörte man jenseits der Thür schnell hintereinander zwei Schüsse fallen.

2.
Das Gesetz.

Es war im Monat October desselben Jahres, in dessen Monat Mai die eben erzählten Begebenheiten vorgefallen waren.

In der Bezirksstadt war die gewöhnliche Vierteljahrssitzung der Geschworenen.

Der letzte Fall sollte noch verhandelt werden. Er war, wie es hieß, darum bis zum Ende der Sitzung verschoben, weil trotz der sorgfältigen Voruntersuchung noch immer ein eigenthümliches, geheimnißvolles Dunkel ihn einhülle, und man bis zum letzten Augenblicke gehofft habe, eine Aufklärung, wenn auch nur durch einen Zufall zu erhalten. Namentlich der Vertheidiger des Angeklagten sollte sich dieser Hoffnung hingegeben haben.

Nach dem neuen französischen, auch vielfach in Deutschland aufgenommenen Strafverfahren wird der eines Verbrechens Beschuldigte in strenger Haft gehalten. Er darf Niemanden sehen und sprechen, nur die Beamten des Gefängnisses und seinen Verhörrichter. Nicht einmal ein Vertheidiger wird ihm gestattet.

Dieses geheime und heimliche Verfahren, diese strenge Abscheidung des Beschuldigten von aller Welt, selbst von seinen nächsten

Verwandten und Freunden, nennt man Oeffentlichkeit des Strafverfahrens.

Erst wenn in solcher — Oeffentlichkeit die mit allen Künsten der Inquisition geführte Voruntersuchung abgeschlossen ist, wird dem Angeschuldigten, der nun Angeklagter heißt, ein Vertheidiger gestattet, und wenn er selbst keinen wählen will, ihm ein solcher zugeordnet. Man nennt das Freiheit der Vertheidigung. —

Der Schwurgerichtssaal war gesperrt. Ein zahlreiches Publikum war darin versammelt. In den vorderen Bänken sah man nur Personen aus den vornehmeren Ständen sowohl der Stadt wie der Umgegend. Auch Damen waren darunter, in den elegantesten Toiletten.

Die allervorderste Bank war freigelassen, mit einer gewissen Ostentation.

Auch die Geschwornen waren schon da.

Es fehlten nur noch der Gerichtshof, die Beamten der Staatsanwaltschaft und der Angeklagte mit seinem Vertheidiger. Ferner die Personen, die jene leere Bank einnehmen sollten.

Die Haltung der sämmtlichen Anwesenden zeigte einen hohen Grad von Spannung. Alles sprach lebhaft, aber leise mit einander. Bei dem geringsten Geräusch schwieg jedes Wort. Alle Blicke wandten sich nach der Gegend des Geräusches, als wenn dort etwas Wichtiges sich ereignen, ein erwartetes Ungewisse eintreffen müsse.

Die Thür wurde geöffnet, durch welche der Gerichtshof eintreffen mußte. Er trat ein, der Präsident mit vier Richtern. Sie erschienen gemessener, feierlicher, wie gewöhnlich. Sie nahmen ihre Plätze ein.

Eine andere Thür öffnete sich. Der Staatsanwalt trat ein. War seine Haltung auch keine feierliche, so begab er sich doch mit einem besonders strengen Ernste auf seinen Platz.

Die Beamten waren sämmtlich da.

Der erste Gerichtsdiener erwartete die Befehle des Präsidenten.

Im Saale herrschte tiefe Stille.

Der Angeklagte werde vorgeführt, befahl der Präsident.

Der Gerichtsdiener verließ den Saal.

Alle Blicke folgten ihm und hefteten sich dann auf die Thür, durch die er zurückkehren mußte und mit ihm der Angeklagte.

Nach wenigen Minuten wurde die Thür geöffnet.

Der Gerichtsdiener kehrte zurück.

Hinter ihm der Angeklagte.

Hinter dem Angeklagten schritten zwei Gendarmen in den Saal.

Hinter ihnen der Vertheidiger.

Sie Alle nahmen ihre Plätze ein. Der Angeklagte in der Bank der Angeklagten; die Gendarmen hinter ihm; der Vertheidiger vor ihm.

In dem Publikum hatte sich unwillkürlich ein leises Gemurmel erhoben.

Wie bleich, wie elend sieht er aus! sprach man von allen Seiten.

Wie verfallen ist er; man kennt ihn nicht wieder! sagten die, die ihn kannten.

Welch' ein schöner Mann! flüsterten die Damen einander zu.

Welch' ein edles, stolzes Gesicht! sprachen viele Stimmen. Und der Mann ein Mörder!

Das Gemurmel wurde unterbrochen.

Die große Eingangsthür des Saales wurde mit Geräusch geöffnet. Man hörte draußen Waffengeklirr.

Dann trat ein Greis in tiefer Trauer ein, gefolgt von einem Dutzend Uhlanenofficiere, Alle in voller Uniform, um den Arm einen Trauerflor.

Die Officiere geleiteten den Greis auf die vorderste Bank des Zuschauerraumes. Dort ließen sie sich sämmtlich nieder.

Die Erscheinung verfehlte ihren Eindruck nicht.

Der Vater und die Kameraden des Ermordeten, erhob sich das Gemurmel wieder.

Aber fast ehrerbietig leise.

Die Damen griffen zu den Taschentüchern.

In den Bänken der Geschworenen zeigte sich eine unruhige Theilnahme.

Das Gesicht des Staatsanwalts erhielt beinahe einen feierlichen Ausdruck.

Auch die Gesichtszüge des Angeklagten veränderten sich, aber kaum bemerkbar. In ihren edlen Stolz mischte sich ein leiser Ausdruck von Bitterkeit.

Ihr hättet dieses Schauspiels nicht bedurft! schienen seine Lippen zu sagen.

Es war ein großer schöner Mann, der Angeklagte. Er war bleich, er war verfallen. Aber wie sein Gesicht, so war auch seine Haltung stolz und edel. Sein Körper hatte gelitten, die Leiden seines Innern waren gewiß noch schwerer, noch tiefer, noch schmerzvoller gewesen. Aber ihn niederzubeugen hatten weder jene noch diese vermocht. Selbst sein Auge konnte frei umherblicken, mit jener erhabenen und doch so ergebenen Ruhe, die ausspricht: Was ich gethan habe, forderten Pflicht und Ehre von mir. Ich konnte nicht anders. Und nun mag kommen, was da will. Ich unterwerfe mich ihm! —

Der Präsident eröffnete die Sitzung.

Die zwölf Geschworenen wurden ausgelost und vereidigt.

Der Präsident richtete an den Angeklagten die gewöhnlichen Fragen über seine persönlichen Verhältnisse.

Ihr Name, Angeklagter?

Hugo Brand, antwortete der Befragte, mit ruhiger, fester Stimme.

Ihr Alter?

Dreiunddreißig Jahre.

Welcher Confession gehören Sie an?

Der Evangelischen.

Ihr Stand?

Praktischer Arzt.

Sie sind verheirathet?

Ja.

Ihrer Ehe sind Kinder entsprossen?

Ein Zug tiefen Schmerzes flog durch das Gesicht des Angeklagten. Aber er antwortete fest, wie bisher:

Ein Mädchen. Es ist todt.

Der Präsident ließ die Anklage verlesen.

Sie wurde mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört. Das Verbrechen, um das es sich handelte, hatte eine ganze Gegend in Aufregung versetzt. Das Interesse hatte sich gesteigert, je mehr bekannt wurde, daß die That von einem geheimnißvollen Dunkel umgeben sei, und je weniger man, bei strengster Verschwiegenheit

der Beamten, nur von der Beschaffenheit dieses Geheimnisses hatte erfahren können.

Die Anklage lautete:

Am 15. Mai dieses Jahres, des Morgens um zehn Uhr, überbrachten die beiden Mägde des vor dem Thore der Stadt A. wohnenden praktischen Arztes Brand dem dortigen Stadtrichter ein verschlossenes Schreiben ihres Herrn, zugleich mit der Anzeige, daß dieser in der Nacht, gegen Morgen, mit Frau und Kind verreiset sei, und ihnen das Schreiben mit dem Befehle hinterlassen habe, Beide dasselbe gerade um zehn Uhr Vormittags, dem Gerichte zu übergeben.

Das sofort erbrochene Schreiben enthielt von der Hand des Doctor Brand die kurze Mittheilung, daß man in seiner Wohnung, und zwar in seinem gewöhnlichen ärztlichen Besuchzimmer den Uhlanenlieutenant von Feldheim aus D. erschossen finden werde.

Die darauf gleichfalls sofort befragten Mägde sagten folgendes: Am gestrigen Abende zwischen acht und neun Uhr war der Doctor Brand noch schleunig zu einem etwa drei Meilen entfernten Kranken gefahren. Er war aber schon bald nach eilf Uhr zurückgekehrt. Bei seiner Rückkehr hatte er ihnen, die noch gewacht und ihm geleuchtet, gesagt, sie möchten sich nur schlafen legen. Dies hatten sie gethan. Sie hatten aber wohl nicht länger als eine Stunde geschlafen, als sie durch zwei, rasch hintereinander gefallene Schüsse aufgeweckt und erschreckt wurden. Die Schüsse waren oben im Hause gefallen. Eine halbe Stunde lang war darauf Alles still gewesen. Dann war ihr Herr die Treppe heruntergekommen und in die Schlafstube des Kutschers gegangen. Er selbst war gleich nachher die Treppe wieder hinaufgestiegen, den Kutscher aber hatten sie in den Stall gehen hören. Indem dann aber wieder Alles still geblieben, waren sie wieder eingeschlafen. Gegen Morgen jedoch, als es kaum angefangen zu dämmern, hatte Geräusch im Hause sie von neuem geweckt. Sie hatten gehorcht. Es war ihnen vorgekommen, als wenn von zwei Personen etwas Schweres die Treppe heruntergetragen werde. Sie hatten dabei die Stimme des Doctors und des Kutschers leise mit einander sprechen hören. Dies hatte sie veranlaßt, nicht aufzustehen, obwohl das Ungewohnte und die Neugierde sie nicht wieder ein-



schlafen ließen. Die Personen, die den schweren Gegenstand getragen, hatten sich damit nach der Hinterthür des Hauses entfernt, nach derselben Thür, durch die man zu Stall und Remise ging. Ein einzelner Schritt, wie sie meinten, der des Doctors war bald zurückgekehrt, und wieder die Treppe hinaufgegangen. Schon nach wenigen Minuten war er aber nochmals die Treppe heruntergekommen, wie sie gemeint, in Begleitung eines zweiten, sehr leisen Schrittes. Gesprochen ward nichts. Die Schritte haben sich ebenfalls nach jener Hinterthür hinbegeben. Jetzt hatten sie es im Bette nicht mehr aushalten können. Sie waren rasch aufgestanden, hatten sich schnell angekleidet und waren kaum damit fertig gewesen, als an ihre Thür geklopft wurde. Sie hatten sie geöffnet. Ihr Herr hatte draußen gestanden in voller Reisekleidung. Er hatte ihnen das Schreiben mit jenem Auftrage übergeben. Er hatte hinzugefügt, daß er in vier bis fünf Tagen zurückkehren werde. Er hatte blaß ausgesehen, sonst hatten sie nichts Besonderes an ihm bemerkt. Er hatte sie schnell verlassen Wie sie sich kaum besinnen konnten, hörten sie rasch den Wagen fortfahren. Wer darin gesessen wußten sie nicht. Oben in den Wohn- und Schlafzimmern hatten sie die Spuren schleunigen Einpackens gefunden. Die Zimmer des Herrn waren verschlossen gewesen.

Eine weitere Auskunft konnten die Mägde nicht geben. Sie und der Kutscher waren übrigens die einzigen Hausgenossen der Brand'schen Familie. Den Kutscher hatten sie seit dem gestrigen Nachmittage nicht gesprochen. Er war überhaupt immer schweigsam und verschlossen gewesen.

Das Gericht begab sich aus der Stadt in die Wohnung des Doctor Brand, und dort zu seinem ärztlichen Besuchzimmer.

Man fand das Zimmer verschlossen. Ein Schlüssel war nicht da. Es mußte durch einen herbeigeholten Schlosser geöffnet werden. Den Eintretenden bot sich dann ein entsetzlicher Anblick dar. Ein Mann in der Uniform eines Uhlanenofficiers lag entseelt am Boden des Zimmers, in einer Lache von Blut. Er war durch zwei Schüsse getödtet. Der eine hatte ihm die Brust durchbohrt, der zweite das Gehirn zerschmettert. Der letztere habe augenblicklichen Tod zur Folge gehabt; der erstere habe, nahe an dem Herzen streifend, nach wenigen Stunden den Tod herbeiführen

müssen. Die vorschriftsmäßig vorgenommene äußere und innere Besichtigung der Leiche hat Beides bestätigt.

In dem Entseelten wurde der Lieutenant Robert von Feldheim von dem in D. liegenden Uhlanenregiment erkannt.

Nur ein Verbrechen konnte hier verübt sein.

Nur eine vorsetzliche Tödtung war anzunehmen.

Wer war der Thäter? Unter welchen Umständen war die That verübt?

Der nächste Verdacht mußte nach Allem auf den Doctor Brand fallen.

Für ihn ließ sich auch eine Veranlassung der That finden.

Der Lieutenant von Feldheim hatte im verflossenen Winter auf einem Balle in A. die Bekanntschaft der Frau Doctor Brand gemacht. Er war seitdem einige Monate in A. gewesen, und hatte sich der Frau Brand zu nähern gesucht. Wiewohl nun die Frau Brand allgemein als eine musterhafte Frau, namentlich auch in Beziehung auf die eheliche Treue, bekannt war, und wiewohl auch der Herr von Feldheim unter näheren und entfernteren Bekannten nur den Ruf eines ehrenhaften, auch in sittlicher Beziehung durchaus fleckenlosen Officiers genoß, so war doch andererseits nicht minder bekannt, daß der Doctor Brand einen stolzen, ehrgeizigen Character habe, sich leicht verletzt fühle und rascher und starker Entschlüsse fähig sei. Ein solcher Character ist auch der Eifersucht zugänglich, und wie sie leicht und schnell in ihm aufflammen kann, so kann sie ihn leicht und schnell zu den äußersten Thaten, selbst zu den schwersten Verbrechen fortreißen.

So erklärte sich das Verbrechen.

Man mußte mit dieser Erklärungsweise sich vorläufig begnügen. Nur Brand selbst, seine Gattin und der Kutscher konnten weitere Auskunft geben. Sie waren alle Drei verschwunden. Ihre Spur wurde verfolgt, bis zur benachbarten Landesgrenze. Dort war auch sie verloren.

Aber am fünften Tage kam, wie er gesagt hatte, der Doctor Brand zurück. Zwar allein, ohne seine Frau, ohne seinen Kutscher. Er meldete sich jedoch auf der Stelle freiwillig bei dem Gerichte und gab eben so freiwillig als den Thäter, als den Mörder des Lieutenants von Feldheim, sich selbst an.

Leider kann nicht gesagt werden, daß er sich mit gleicher Offenheit angab.

In der ganzen Voruntersuchung, von dem ersten Verhör bis zum letzten, hat man in Beziehung auf die That keine anderen Worte von ihm vernommen, als: „Ich habe den Lieutenant von Feldheim erschossen. Er hat beide Schüsse von mir erhalten. Ich habe in der Absicht, ihn zu tödten, auf ihn geschossen. Ich habe meine That mit Vorbedacht, nach vorheriger ruhiger Ueberlegung aller Folgen, ausgeführt." Weiter war kein Wort von ihm herauszubekommen, trotz aller Versuche, ein vollständiges, offenes Geständniß der Einzelnheiten der That von ihm zu erlangen, selbst trotz der Vorstellung, daß ihn nach jenem Geständnisse die Todesstrafe des Mörders treffen müsse, wogegen durch eine Mittheilung der Einzelnheiten der That diese vielleicht sich nur als ein Todschlag darstellen und die Strafe darnach auf eine Freiheitsstrafe herabgesetzt werden könne. Er erwiderte darauf nur, er wolle nicht leben.

Andere Ermittelungen über die That konnten gleichfalls nicht hergestellt werden. Wo er seine Frau, sein Kind, seinen Kutscher gelassen, wollte er nicht angeben. Alle Nachforschungen nach ihnen sind vergeblich geblieben. Die beiden Mägde des Hauses konnten auch in späteren Verhören keine weitere Auskunft geben.

Nur noch zwei Thatsachen wurden festgestellt:

Die erste war, daß der Lieutenant von Feldheim am Tage des Verbrechens am 14. Mai Nachmittag zu Pferde, begleitet von seinem Burschen, seine Garnison D. verlassen und nach A. geritten war. Er war bis eine Viertelmeile von A. geritten, dann abgestiegen und hatte dem Burschen befohlen, mit den Pferden zu dem nächsten Chausseehause zurückzukehren und dort auf ihn zu warten. Er hatte zu Fuß den Weg nach A. fortgesetzt.

Der zweite Umstand war, daß am Abende des nämlichen 14. Mai ungefähr um zehn Uhr, also kaum zwei Stunden vor der That, an jenem Chausseehause ein Wagen von A. kommend angehalten, daß der Kutscher das Chausseegeld bezahlt, dann weiter gefahren, nach kurzer Zeit aber schon wieder denselben Weg nach A. zurückgefahren war. Der Einnehmer wollte den Wagen und den Kutscher des Doctor Brand erkannt haben.

Der Doctor Brand selbst hat über diese Umstände jede Erklärung verweigert.

Für die That selbst ist daher um so weniger eine erhebliche Aufklärung darin anzutreffen.

Sämmtliche Ermittelungen der Voruntersuchung sind hiermit dargestellt.

Daß ein Verbrechen vorliege, ist darnach nicht zu bezweifeln.

Die Frage ist nur, welches Verbrechen rechtlich anzunehmen ist. Es kann nur geschwankt werden zwischen Todschlag und zwischen Mord.

Für Mord spricht geradezu das eigene Geständniß des Angeklagten. Zum Morde gehört Vorbedacht und Ueberlegung der That. So klagt der Angeklagte sich selbst an. Nichts spricht für etwas Anderes, für einen bloßen Todesschlag. Dieser erfordert die Ausführung der That in der Gähheit des Zornes, in dem übersteigenden Drängen eines Affectes, auch vielleicht einer Leidenschaft. Von dem Allen zeigt der Fall uns nichts. Die That kann erst ausgeführt sein, nachdem der Angeklagte über eine volle Stunde zurück war. Und keine Spur bis dahin von einem Streit, von irgend einem andern Ereignisse, bei welchem Affect oder Leidenschaft hätten wirken, zu einem so schweren Verbrechen hinreißen können. Ist es anders, war wirklich ein derartiges Ereigniß vorgefallen — es war Pflicht des Angeklagten, sich darüber auszulassen; daß er dies verweigerte, zwingt um so mehr zu der Annahme des Gegentheils, er hat etwas zu verbergen, was seine Schuld nur vergrößern, erschweren kann.

Andererseits spricht auch Folgendes positiv für einen Mord. Der Angeklagte war eifersüchtig. Er hatte wahrscheinlich eine Nachricht, vielleicht nur eine Ahnung von einer bevorstehenden Zusammenkunft des Lieutenants von Feldheim mit seiner Frau. Er wollte sie überraschen, um Rache zu nehmen. Er bereitete dies zweckmäßig vor. Er gab an, zu einem drei Meilen entfernt wohnenden Kranken fahren zu müssen, erst am folgenden Tage zurückkehren zu können. Er kehrte mitten in der Nacht zurück. Den Brief, der ihn zu dem Kranken rief, hat Niemand gelesen. Der Bote der ihn brachte, war ein Unbekannter, der nicht wieder hat ermittelt werden können. Der angebliche Kranke ist gar nicht krank gewesen und hat weder Brief noch Boten gesendet. Hier

lag eine absichtliche Mystification vor. Von wem sie ausging, wer kann daran zweifeln?

So war planmäßig, mit ruhigem Vorbedacht, mit klarer Ueberlegung das Verbrechen vorbereitet.

So fordern die Gesetze den Thatbestand des Verbrechens des Mordes.

So klagt der Angeklagte sich selbst an.

So wird auch hiermit die Anklage im Namen des Gesetzes gegen ihn erhoben! —

Die Anklage ward lautlos angehört. Sie war klar abgefaßt, so weit das Dunkel des Falles Klarheit zuließ. Sie war ohne alle Leidenschaft verfaßt, ohne alle Absicht, irgend ein Vorurtheil gegen den Angeklagten zu erregen. Was darin gegen ihn einnahm, war nur sein Schweigen. Dieses konnte er jeden Augenblick brechen. Er mußte es, wenn er sich der Schuld nicht bewußt war, derer er angeklagt wurde. Es war kein einziger vernünftiger Grund zu erkennen, der ihn zurückhalten könne. Zumal jetzt. Für sein Schweigen in der Voruntersuchung konnte er Gründe gehabt haben. Die Untersuchung war eben eine völlig geheime gewesen, man wußte nichts von ihr. Aber heute, in diesem Augenblicke stand er vor der Oeffentlichkeit, vor seinen Mitbürgern, vor seinen Richtern; von dem, was er jetzt sprach, hing sein Schicksal, sein Leben, seine Ehre ab. Jetzt mußte er sprechen, wenn er ein einziges Wort für sein Leben und für seine Ehre vorzubringen hatte.

Das Nächste, das auf die Verlesung der Anklage folgen mußte, war die Frage des Präsidenten an den Angeklagten, ob er sich schuldig bekenne.

Antwortete er Ja, so war jedes Verfahren vor den Geschwornen zu Ende. Der Angeklagte hatte dann selbst und unwiderruflich das Schuldig des Mordes über sich ausgesprochen, und für die Richter blieb nur das traurige Geschäft, die Strafe der Hinrichtung durch das Beil gegen den Mörder auszusprechen. Das Gesetz schrieb das Alles ausdrücklich klar und deutlich vor.

Antwortete er Nein, so mußte er zugleich das Dunkel aufhellen, das so schwer und dicht über ihm und seiner That lag.

Jedes Herz in der großen Versammlung klopfte vor Erwartung.

Nur der Angeklagte selbst stand unverändert in seiner muthigen und ergebenen Ruhe da.

Angeklagter, fragte ihn der Präsident, Sie haben die Anklage gehört, bekennen Sie sich schuldig?

Der Angeklagte wollte antworten. Man las in seinen unbeweglichen Zügen die Antwort. Ja, wollte er sagen.

Der Präsident glaubte ihm zuvorkommen zu müssen.

Antworten Sie nicht unbedacht, Angeklagter. Sie sprechen sich selbst Ihr Urtheil, das schwerste, das über einen Menschen gefällt werden kann. Sie sind des Mordes angeklagt. Geben Sie der Wahrheit die volle Ehre. Lassen Sie aber auch keine andere Rücksicht, keine Leidenschaft, keinen Haß, keinen Trotz auf sich einwirken. Gehen Sie mit sich zu Rathe. Ich lasse Ihnen Zeit.

Es war ein braver Richter, der so sprach, gesetzlich und doch menschlich.

Die Spannung der Versammlung war auf das Höchste gesteigert.

Der Angeklagte bedurfte keiner Zeit.

Ich bekenne mich schuldig! antwortete er mit seiner ruhigen, festen Stimme.

Ein Entsetzen ergriff die Anwesenden. Selbst den Staatsanwalt sah man einen Augenblick blaß werden. Den Uhlanenofficieren klirrten leise die Säbel, die sie vor sich gestellt und auf die sie die Hände gelegt hatten. Es war die einzige Unterbrechung der tiefsten Stille.

Das Gericht hatte jetzt jene traurige Pflicht zu erfüllen. Damit war die Verhandlung zu Ende. Mit einem Todesurtheil.

Mit dem Todesurtheil gegen den Mann? riefen doch wohl in innerlichem Beben hundert und hundert Herzen.

Der Präsident wandte sich zu den Geschwornen. Er wollte sie entlassen.

Er wurde unterbrochen.

Der Vertheidiger des Angeklagten erhob sich.

Herr Präsident, ich bitte um das Wort.

Der Präsident sah ihn fast überrascht an. Nach dem Gesetze war für den Vertheidiger kaum eine erdenkliche Veranlassung zu einer Bemerkung da.

Zu welchem Zwecke? fragte er.

Ich habe einen Antrag zu stellen, entgegnete bestimmt der Vertheidiger.

Der Präsident besann sich.

Reden Sie.

Der Vertheidiger war ein noch junger, aber als scharfsinnig, gewandt und geschickt bekannter Rechtsanwalt. Er war dem Angeklagten, der nicht vertheidigt sein wollte, von Amtswegen zum Vertheidiger bestellt worden. Welchen Antrag konnte er stellen? Wollte er das klare Gesetz angreifen, um dessen Befolgung allein es sich nur noch handeln konnte? Man war gespannt. Er wollte es in der That.

Ich habe nur Weniges vorzutragen, sprach er. Möge es für den hohen Gerichtshof um so inhaltreicher sein. Die Worte unseres Gesetzes sind klar. Es läßt sich nicht gegen sie streiten. Wenn der Angeklagte sich schuldig bekennt, so fällt jedes weitere Verfahren vor den Geschwornen, jede Beweisführung, jede fernere Verhandlung fort, es handelt sich nur noch um den Ausspruch der Strafe. Aber einen vernünftigen Sinn kann dieses Gesetz nur haben, wenn das Bekenntniß des Angeklagten mit den in der Voruntersuchung bereits festgesetzten Thatsachen übereinstimmt und der Gerichtshof dadurch die Ueberzeugung gewinnt, daß das Bekenntniß des Angeklagten kein unrichtiges sei. Wollte man anders auslegen, so würde nicht mehr der Richter, so würde der Angeklagte selbst das Recht machen, so wäre der Richter nicht dem Rechte, sondern einer Laune, einem Trotze, einer Leidenschaft der Angeklagten unterworfen.

Und nun die einfache Frage, meine Herren Richter: Haben Sie jene Ueberzeugung? Sie haben sie nicht. Sie können sie nicht haben, weil in dieser traurigen Sache eben noch Alles im Dunkel liegt. Erst durch eine Beweisaufnahme, die vor Ihnen und den Geschwornen erfolgt, können auch Sie klarer sehen. Ich beantrage sie. Die Zeugen sind vorgeladen und gegenwärtig; die beiden Mägde des Angeklagten, der Chausseegeldeinnehmer, der Reitknecht des Getödteten, und außerdem, meine Herren Richter, ist noch ein neuer Zeuge da, der Kutscher des Angeklagten. Es ist mir gelungen, ihn zu ermitteln. Er ist hier. Ich trage auch auf seine Vernehmung an.

Und Sie werden daraus erfahren, meine Herren Richter und meine Herren Geschworenen, daß der Angeklagte kein Mörder ist, daß er ein Unglücklicher ist, dem verrathene Liebe und verletzte Ehre das Herz gebrochen haben, und der nun aus Ueberdruß des Lebens sich zum Mörder machen will.

Das ist meine Ueberzeugung, die hier, gegen den Willen meines Clienten, geltend zu machen, meine heilige Pflicht ist. Erkennen Sie eine gleiche Pflicht der Wahrheit und des Rechts für sich an, meine Herren Richter!

Der Vertheidiger schloß.

Seine Worte hatten eine große Aufregung hervorgebracht. Er ward anfangs lange mit voller Ruhe und Aufmerksamkeit angehört. Als er aber des Wiederauffindens und der Anwesenheit des Kutschers erwähnte, gaben im ganzen Saale die Zeichen der Ueberraschung und der Spannung sich kund. Wohl Jeder im Saale war schon vorher mit ihm überzeugt gewesen, daß der Angeklagte kein Mörder sei. Derselbe Kutscher mußte dies bestätigen. Mit dem Vertheidiger war ferner Jedermann nur zu gern bereit, anzunehmen, daß der Angeklagte ein gegen ihn verübtes Verbrechen durch ein anderes Verbrechen gezüchtigt habe, und daß Liebe und trotziger Ehrgeiz, oder aber die Verzweiflung innerer Zerrissenheit zu der ungerechten Selbstanklage ihn treibe.

Durch eine Verhandlung vor den Geschworenen, durch Vernehmung der Zeugen mußte dies offenbar werden.

Und die Geschwornen konnten dann gar ein Nichtschuldig aussprechen.

Ohne die Verhandlung mußte das Gericht das Todesurtheil fällen.

Auch der Angeklagte war überrascht, als er die Anwesenheit seines Kutschers vernahm. Er war im ersten Momente erschreckt. Die Blässe in seinem Gesichte war tiefer geworden. Mit großer Gewalt über sich selbst hatte er sich dann gefaßt. —

Der Gerichtshof mußte über den Antrag des Vertheidigers einen Beschluß fassen.

Vorher mußte der Staatsanwalt gehört werden.

Er widersprach dem Antrage. Von seiner Stellung war das zu erwarten. Das Gesetz sei klar und keiner andern Auslegung

fähig. Möge der Angeklagte noch jetzt unschuldig plaidiren. Er seinerseits werde es mit Freuden gestatten.

Der Staatsanwalt konnte nicht anders.

Der Präsident wendete sich an den Angeklagten.

Sie haben gehört, Angeklagter. Auch der Gerichtshof will Ihnen noch gestatten, Ihre Selbstanklage zurückzunehmen.

Noch einmal richteten mit höchster Spannung sich alle Blicke auf den Angeklagten.

Ich bin schuldig! antwortete er ruhig.

Der Gerichtshof zog sich zurück, um über den Antrag des Vertheidigers zu berathen.

Den jungen Vertheidiger begrüßten Glückwünsche für seine Rede. Man wünschte ihm allgemein Gelingen. Die Theilnahme für den Angeklagten steigerte sich, sie war doch noch einer Steigerung fähig gewesen. Mit gleicher Spannung wurde die Rückkehr des Gerichtshofes erwartet. Er mußte die Entscheidung über das Schicksal des Angeklagten bringen. Wie mußte diese ausfallen? Der Vertheidiger hatte mit so vieler Mäßigung eben um so überzeugender die Ungerechtigkeit, die Widersinnigkeit des Gesetzes dargestellt. Aber dieses Gesetz war so klar, so unwiderleglich klar. Die Argumente des Vertheidigers sollten eben nur seinen Widersinn anklagen können, und wie manches Gesetz entbehrt nicht minder des gesunden Menschenverstandes und wird dennoch täglich zur Anwendung gebracht.

Der Gerichtshof kehrte zurück. Der Präsident verkündete den gefaßten Beschluß.

„In Erwägung, daß Worte und Willen des Gesetzes völlig klar sind, nämlich dahin, daß die Erklärung des Angeklagten sich schuldig zu bekennen, lediglich und vollständig das Verdict der Geschworenen vertritt, und folglich nur noch der Urtheilsspruch des Gerichtshofes darauf folgen kann, wird der Antrag des Vertheidigers auf Verhandlung der Sache vor den Geschwornen hiermit verworfen."

Es ist sein Todesurtheil! flüsterten Hunderte von Stimmen.

Es ist entsetzlich! fügten entsetzt Hundert andere hinzu.

Dennoch konnte Niemand die Gesetzmäßigkeit des Beschlusses angreifen.

Auch nicht seine Gerechtigkeit?

Der Angeklagte hatte ihn mit seiner unerschütterlichen Ruhe und Kälte angehört. Er schien sich sogar gehoben zu fühlen.

Der Präsident erhob seine Stimme wieder.

Die amtliche Wirksamkeit der Herren Geschworenen tritt nicht ein. Sie sind entlassen. Es ist ihnen jedoch gestattet, im Saale zu verbleiben.

Die Geschworenen verließen die Geschworenenbank und zogen sich auf ihre früheren Sitze zurück.

Die tiefste Stille trat nun ein.

Jeder wußte, was nun folgen müsse.

Es war so wenig, und doch so inhaltschwer. Es konnten nur noch wenige Worte zwischen dem Vertheidiger und dem Staatsanwalte über die Anwendung des Strafgesetzes gewechselt werden; vielleicht gar keine, denn das Gesetz war einfach und klar, dann mußte das Urtheil des Gerichtshofes erfolgen, das den Angeklagten verurtheilte, wegen Mordes durch das Beil vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Ich gebe der Staatsanwaltschaft das Wort über die Anwendung des Strafgesetzes, sagte der Präsident.

Die Anwendung des Strafgesetzes, erhob sich der Staatsanwalt, ist eine unbedenkliche. Ich verzichte auf jede weitere Ausführung und beschränke mich auf meine traurige Pflicht, gegen den Angeklagten wegen Mordes die Todesstrafe zu beantragen.

Die Vertheidigung hat das Wort, sagte der Präsident.

Auch die Vertheidigung verzichtet auf eine Ausführung, sprach der Vertheidiger. Sie unterwirft das Urtheil der Gerechtigkeit des hohen Gerichtshofes.

Der Präsident mußte sich noch an den Angeklagten wenden.

Angeklagter, haben Sie noch etwas vorzutragen?

Nein! war die kurze und ruhige Antwort.

Die Richter erhoben sich von ihren Sitzen, um in ihr Berathungszimmer zurückzukehren.

Sie hatten ein trauriges Amt zu erfüllen. Mancher Blick konnte nicht ohne Entsetzen auf sie sehen. Mancher andere nicht ohne Mitleiden für sie selbst. Sie sollten ein Urtheil, gar ein Todesurtheil aussprechen, das sie selbst für ungerecht hielten. Sie sollten, sie mußten es, weil eine Form sie dazu zwang. Der Vertheidiger hatte so klar darauf hingewiesen, wie die Sache sich

verhalten müsse. Durch die Vernehmung der Zeugen, namentlich des neu aufgefundenen, mußte sich dies unwiderleglich bestätigen. Die Zeugen waren da, dennoch durften sie nicht vernommen werden. Ein eigensinniges, unsinniges Gesetz litt es nicht. Es hatte andere Formen vorgeschrieben, den Formen mußte das Recht, mußte ein Menschenleben geopfert werden.

Die Richter selbst erhoben sich mit finsteren, in sich gekehrten Blicken von ihren Plätzen.

Sie wollten den Saal verlassen.

Ein Geräusch hielt sie zurück.

Es war draußen an der großen Eingangsthür des Saales entstanden. Sie war verschlossen. Es wurde heftig an sie geklopft.

Der Präsident wandte sich unwillig nach der Thür hin.

Der Gerichtsdiener hatte sie schon geöffnet und trat hinaus.

Was ist das? riefen Mehrere, die der Thür nahe saßen und durch die Oeffnung sehen konnten.

Sie riefen es überrascht, verwundert.

Die Verwunderung theilte sich dem ganzen Saale mit, obgleich nur jene die Veranlassung wußten.

Auch der Gerichtshof blieb, um vorher zu wissen, was da sei.

Der Gerichtsdiener kehrte in den Saal zurück. Die Thür verschloß er hinter sich. Er war aufgeregt. Er trat zu dem Präsidenten des Gerichtshofes. Er sprach halbleise zu ihm. Aber im Saale herrschte eine Todesstille; man konnte jedes seiner Worte in dem entferntesten Winkel vernehmen.

Herr Präsident, eine fremde Dame bittet um Einlaß.

Der Einlaß in diesen Saal ist Niemandem verwehrt, erwiderte der Präsident.

Aber sie will nicht in den Zuschauerraum, sie will auf den Platz der Zeugen.

Durch die Augen des Präsidenten zog etwas, wie ein zündender und dann hell leuchtender Blitzstrahl. Daß er ein braver, ein würdiger Mann sei, hatte er schon früher gezeigt.

Lassen Sie die Dame eintreten, sagte er.

Der Gerichtsdiener kehrte zu der Thür zurück. Er öffnete sie.

Eine tiefere Stille, als die des Todes gibt es nicht. Sie herrschte fort in dem weiten Saale.

Die Anwesenden glichen Erstarrten, deren miterstarrte Augen auf einen einzigen Punkt gerichtet waren.

Nur der Angeklagte bewegte sich unruhig auf seinem Sitze.

Durch die geöffnete Thür trat eine Dame.

Es war eine große, schöne Gestalt, aber sie ging gebeugt.

Sie trug Trauerkleider. Ein schwarzer Schleier verbarg ihr Gesicht.

Der Gerichtsdiener führte sie zu dem Präsidenten.

Wie sie gebeugt ging, so war doch ihr Schritt fest. Wie viele Anstrengung mochte ihr der feste Schritt kosten!

Sie mußte an der Bank des Angeklagten vorüber.

Sie wandte unwillkürlich das Gesicht nach ihm hin, aber kaum halb vermochte sie es. Ihr ganzer Körper zuckte zusammen.

Ach! rang sich ein Schmerzeslaut aus ihrer Brust.

Der Angeklagte hatte sein Gesicht verhüllt.

Sie stand vor dem Präsidenten.

Der Präsident sah sie erwartungsvoll an, daß sie reden werde.

Sie konnte es nicht. Sie hatte wohl Worte, aber die Stimme versagte der Unglücklichen ihren Dienst.

Was ist Ihr Begehren, Madame? fragte sie der Präsident. Wie ist Ihr Name?

Sie hatte die Sprache wiedergefunden.

Ich bin die Gattin des Angeklagten. Ich bin hiehergekommen, um für ihn den Zeugenplatz einzunehmen, und dann den seinigen. Er ist unschuldig! Ich, ich allein bin die Schuldige, die Verbrecherin.

Ueber die brennendste Erwartung in der Brust des Menschen erhebt sich der Triumph des Rechts, des Menschlichen, des Muthes, des Edelmuthes.

Keine Macht der Erde hätte die Anwesenden zurückhalten können, ihre Bewunderung laut werden zu lassen. Aber es waren der Trauer, dem Unglücke, und doch immer einem Verbrechen gegenüber, nur leise, gedämpfte Stimmen, die man vernahm.

Der Präsident hatte die Gattin des Angeklagten unterbrochen.

Madame, reden Sie jetzt nicht weiter. — Gerichtsdiener, führen Sie die Dame auf den Platz der Zeugen.

Der Gerichtsdiener führte sie zu dem Platze.

Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen. Man sah ein Gesicht, in welches Schmerz, Gram und das Gefühl der Vernichtung die tiefsten Furchen gerissen hatte. Und doch war es noch ein schönes Gesicht.

Der Präsident erhob noch einmal seine Stimme.

Die Stille des Todes trat wieder ein.

Sollte noch, auch jetzt noch, die starre Form des Gesetzes ihr Recht behalten? Sie allein? Das höchste Unrecht sollte das höchste Recht bleiben?

Das war ja der schon vielfach an den Tag getretene Geist dieses neuen französischen Strafverfahrens mit allerlei anderen Zuthaten. In dem englischen Rechte mag das eigene Schuldbekenntniß vielleicht seine gefahrlose Berechtigung haben. Unter den starren Formen des französischen Prozesses muß es zum Unrecht führen. —

Ich eröffne die Verhandlung der Sache! sprach mit erhöhter Stimme und freier gehobener Brust der Präsident. Ich weiß wohl, daß ich auch jetzt noch den starren Buchstaben des Gesetzes nicht auf meiner Seite habe. Aber für mich steht das lebendige Recht höher, als ein starrer Gesetzesbuchstabe, und dieses lebendige Recht steht in diesem Augenblicke klarer vor mir. Will später ein höherer Gerichtshof mein Verfahren als ein ungesetzliches vernichten — ich habe die Verantwortlichkeit zu tragen. Aber diese höchste Verantwortlichkeit ist mir die meines Gewissens. Meine Herren Geschworenen, kehren Sie auf Ihre Plätze zurück. — Gerichtsdiener, führen Sie die Zeugen ein.

Die allgemeine Zustimmung des Saales hatte Mühe sich still zu verhalten.

Nur in der Reihe der Officiere sah man eine Enttäuschung. Der Angeklagte blickte schmerzlich vor sich hin. Der Staatsanwalt erhob sich mit einem Proteste.

Meine Pflicht als Wächter des Gesetzes gebietet ihn mir, sagte er.

Die Vertheidiger schwiegen.

Die Verhandlung vor dem Geschworenengerichte begann. Die Richter und die Geschworenen hatten ihre Sitze wieder eingenommen.

Der Staatsanwalt erhielt das Wort, die Anklage zu begründen.



Er sprach nur weniges. Er berief sich auf die Zeugen, deren Aussagen die Geschworenen vernehmen würden, und auf das Bekenntniß des Angeklagten.

Die Zeugen mußten abtreten, auch die Gattin des Angeklagten.

Der Präsident befragte den Angeklagten.

Ich verweigere jede Erklärung, antwortete er mit seiner festen Stimme. Ich habe mich schuldig bekannt. Ich bekenne mich noch schuldig. Zu keiner anderen Antwort zwingt mich das Gesetz.

Er hatte Recht.

Der Präsident leitete das Zeugenverhör ein.

Zuerst wurden einzeln die beiden Mägde vernommen. Sie hatten ihren früheren Aussagen nichts hinzuzusetzen.

Der Chausseegeldeinnehmer und der Bursche des Getödteten wurden verhört. Sie konnten nur einfach die Anführungen der Anklage über sie bestätigen.

Alle diese Aussagen verbreiteten kein Licht über die Sache.

Der Kutscher des Angeklagten wurde in den Saal geführt. Die größte Aufmerksamkeit empfing ihn.

Der Vertheidiger hatte schon vorher angegeben, wie er ihn ermittelt habe. Nach vieler Mühe war es ihm gelungen, zu erfahren, welchen Weg der Angeklagte genommen, als dieser noch in der Nacht der That A. verlassen. Er hatte dann ferner erfahren, daß der Kutscher im Nachbarlande Verwandte habe. Seine Vermuthung, daß er bei diesen sich aufhalte, hatte sich als richtig herausgestellt. Den Mann, der für seinen Herrn durch das Feuer gegangen wäre, zum Erscheinen in der Schwurgerichtssitzung zu bewegen, war ihm dann ein Leichtes gewesen. Er hatte ihm nur einfach die Lage der Sache vorstellen müssen.

Der Zeuge bestätigte diese Angaben. Aber zu der Sache selbst konnte er nur wenig Neues und Erhebliches bekunden, und der Vertheidiger, wenn er vorhin das Gegentheil gemeint, hatte im Eifer für die Sache seines Clienten den Werth der Aussage des Zeugen wohl überschätzt.

Ungeachtet seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn, hatte dieser ihn nie zu seinem Vertrauten gemacht. Außer den bekannten Thatsachen der Anklage konnte er nur bezeugen, daß an jenem Abende sein Herr jenseits des Chausseehauses ihm plötzlich befohlen, umzu-

kehren, was er gethan; daß er dann, nachdem er Wagen und Pferde besorgt, sich schlafen gelegt; daß er gegen Morgen von seinem Herrn geweckt wurde, mit dem Befehle, sofort wieder anzuspannen; daß er dem Befehle nachgekommen; daß er dann gemeinschaftlich mit seinem Herrn einen schweren Reisekoffer in den Wagen getragen; daß darauf sein Herr mit Frau und Kind in den Wagen eingestiegen sei; das Kind habe der Herr in seinen Armen getragen. Sie seien ohne Aufenthalt bis über die Grenze gefahren. In der nächsten großen Stadt sodann habe sein Herr Wagen und Pferde verkauft, ihn abgelohnt und beschenkt und von ihm verlangt, daß er im ersten Jahre nach seiner Heimath nicht zurückkehre. Er habe das versprochen. Sein Herr habe mit seiner Familie auf der Eisenbahn seine Reise fortgesetzt.

Weiter wußte er nichts. Weiter sagte er wenigstens nichts aus. Er schien allerdings noch mit irgend einem Umstande zurückzuhalten. Eine augenscheinliche Befangenheit verrieth es. Sie zeigte sich namentlich, als er das Einsteigen des Angeklagten mit der Frau und dem Kinde in den Wagen erzählte. Allein Niemand hatte eine Ahnung dessen, was er hier möglicherweise verschweigen könne. So konnte er nicht näher befragt werden.

Einen bemerkenswerthen Umstand führte er aber noch an. Die Gattin des Angeklagten hatte seinen neuen Aufenthalt bei seinen Verwandten gewußt. Fast gleichzeitig, als der Vertheidiger sich mit ihm in Correspondenz gesetzt und ihn eingeladen, in der schwurgerichtlichen Verhandlung zu erscheinen, hatte er von jener einen Brief aus England erhalten, worin sie ihn um Nachricht über ihren Gatten bat. Er hatte ihr zur Antwort das Schreiben des Vertheidigers übersandt.

Das plötzliche Erscheinen der Gattin des Angeklagten war hierdurch erklärt.

Aber welche Aussage durfte man von ihr erwarten?

Die Frau Brand werde hereingeführt, befahl der Präsident. Ich verordne ihre Vernehmung vermöge meiner discretionairen Gewalt.

Sie wurde hereingeführt.

Das Erscheinen der hohen und doch so tief gebeugten Trauergestalt brachte von neuem einen mächtigen Eindruck in der Versammlung hervor. Einen um so mächtigeren, da nur noch einzig und allein von ihr das Schicksal des Angeklagten abhängen konnte.

Auch durch das Zeugniß des Kutschers war die Lage der Sache nicht geändert. Die Anklage auf Mord war durch nichts widerlegt. Das Schuldbekenntniß des Angeklagten war in keiner Hinsicht entkräftet. Man sah es dem besorgten Blicke des würdigen Präsidenten an; man las es in den finster, manchmal kopfschüttelnd horchenden Mienen der Geschworenen; man erkannte es in den fast ängstlich fragenden Gesichtern der Zuhörer. Der junge, lebhafte Vertheidiger war beinahe blässer geworden wie sein bleicher Client.

Da erschien die unglückliche Frau. Sie trat gebeugt, tief verschleiert ein.

Dem Präsidenten gegenüber entschleierte sie sich. Ihr Gesicht war das Gesicht des Schmerzes und des Leidens. Aber auch ein hohes edles Bewußtsein sprach sich darin aus, und als sie mit noch zitternder Stimme wiederholt hatte: Ich bin hier die Verbrecherin, da erhob sich auch ihre hohe Gestalt, muthig, mit dem Stolze des Bewußtseins der Erfüllung einer schweren, aber hohen Pflicht.

Und als sie nun Alles erzählte, offen, ohne den geringsten Rückhalt, wie sie von einem Verführer sich habe verblenden lassen. wie sie in dieser Verblendung ihren Mann, den bravsten, den edelsten Mann betrogen; wie er, allerdings von Eifersucht zurückgeführt, den Verführer bei ihr überrascht; wie er dennoch zu keiner blutigen Rache sich habe entschließen können; wie er da den Tod seines Kindes entdeckt, des geliebten, durch ihre Schuld, durch ihre Sünde, durch ihr Verbrechen getödteten Kindes; wie da die Verzweiflung, der Wahnsinn ihn gefaßt, und er im Wahnsinn seine That verübt habe — und als sie dann an die Richter und an die Geschwornen sich wendend wiederholt ausrief:

Ich, ich allein bin die Mörderin, eine doppelte Mörderin! O laden Sie nicht den dritten Mord auf mich, indem Sie den edelsten Mann verurtheilen. Aber auf mein Haupt falle Ihr schwerstes Urtheil!

Da sah man Thränen in dem Saale, so weit das Auge reichte, so weit ein Auge zu sehen war. Die Richter waren ergriffen, die Geschworenen, selbst die Officiere und der Greis an ihrer Spitze konnten der Theilnahme sich nicht erwehren.

Er ist gerettet! sprach es in jedem Herzen.

Auch der Angeklagte mußte es sich sagen.

Das Zeugniß der unglücklichen Frau war beendigt. Ihre Kraft war gebrochen.

Darf ich den Saal verlassen? bat sie den Präsidenten.

Sie dürfen.

Sie wollte ihren Schleier niederlassen.

Sie mußte wieder an ihrem Gatten vorüber.

Sie mußte ihn noch einmal anblicken. Zum letzten Male in ihrem Leben.

Sie ließ den Schleier nicht fallen.

Sie sah den Gatten an.

Sein Blick traf sie.

Kann ich leben? rief er, und er bedeckte sein Gesicht mit seinen beiden Händen.

Da hemmte sie ihren Schritt, und noch einmal nahm sie ihre Kräfte zusammen, und mit ihrer leidenden Stimme sprach sie zu ihm:

Du kannst leben, in dem Bewußtsein Deiner Ehre, die die unwandelbare Liebe Deiner Gattin gesühnt hat. Nur für mich ist der Tod.

Sie schwankte aus dem Saal.

Die Reden des Staatsanwaltes und des Vertheidigers wurden nur noch mit Ungeduld angehört. Das Resumé des Präsidenten beschränkte sich auf das Nothwendigste.

Ohne Widerspruch von Seite der Staatsanwaltschaft wurde den Geschworenen auch die Frage vorgelegt, ob der Angeklagte mit, die Zurechnung begründendem Bewußtsein gehandelt habe.

Die Geschworenen sprachen nach kurzer Berathung, die Frage verneinend, das Nichtschuldig aus.

Der Gerichtshof verkündete ein freisprechendes Urtheil.

Der Doctor Brand hatte Recht gehabt; er konnte doch nicht mehr leben. Der Mann der strengen Ehre, des starren Characters war und blieb innerlich gebrochen.

Er siechte; nach zwei Jahren war er todt.

Seine Gattin hat ihn überlebt. Wegen einer fahrlässigen Tödtung ihres Kindes war keine Untersuchung gegen sie eingeleitet. Sie war nach England zurückgekehrt. Man erfuhr später, daß sie nach dem Tode ihres Mannes in einem Kloster in Frankreich den Schleier genommen habe.

Eine kokette Frau.

I.

Eine Excellenz.

Eine schöne junge Dame ging in einem reizenden Garten spazieren. Sie trug Halbtrauer. Ihr klares, frisches Gesicht, die lebhaft blitzenden Augen, die zum Necken und Lachen aufgeworfenen, kirschrothen Lippen — das Alles entsprach der dunkeln Kleidung eben nicht.

An ihrer Seite befand sich freilich Etwas, das traurig und auch sonst dunkel genug aussah; allein gerade dieses Etwas schien das Lachen und Necken der munteren jungen Dame herausgefordert zu haben. Ein dicker, nicht mehr junger Husarenofficier ging neben ihr, mit dunkelrothem, fast blauem und sehr betrübtem Gesichte.

Die Beiden waren in einem angelegentlichen Gespräche begriffen. Der Officier sprach auch betrübt; die Dame desto munterer.

„Aber auf Ehre, meine Gnädigste, Ihr Trauerjahr ist vorüber."

„Schon seit drei Wochen."

„Warum wollen Sie mich denn noch immer schmachten lassen?"

„Weil es Ihnen so vortrefflich bekommt. Sie sollten sich im Spiegel sehen."

„Sie können doch nicht ewig Wittwe bleiben?"

„Es ist der reizendste Stand von der Welt."

„Sie sind erst neunzehn Jahre alt."

„Gerade seit acht Tagen. Sie waren nicht einmal hier zu meinem Geburtstage."

„Der Dienst, meine Gnädigste, und die verdammten Demokraten! Mein Herz war nur bei Ihnen."

„Und nicht im Dienst und bei den verd . . . ?"

„Warum verspotten Sie mich nur immer? Ich bete Sie doch an. —"

„Eben darum, ich will Sie abschrecken. Der alte Criminalpräsident, der meinen verstorbenen Mann oft besuchte, pflegte zu sagen: die Abschreckungstheorie sei das allein Richtige; auf ihr beruhe Recht, Sitte, Leben; alles Andere sei dummes Zeug."

„Gnädige Frau, lassen Sie uns ernsthaft sprechen."

„Die Abschreckungstheorie ist eine sehr ernste Sache."

„Von meiner Liebe."

„Ei, wollen Sie die der Abschreckungstheorie gegenüber oder an die Seite stellen?"

Der gute, verliebte, dicke Husarenofficier verstand die Bosheit der Dame wohl nicht.

„Was befehlen Sie?" fragte er.

„Nichts, nichts", lachte sie.

„Nun denn, meine gnädigste Frau, so bestimmen Sie mir endlich in allem Ernste eine ganz genaue Frist."

„In allem Ernste?"

„Ich beschwöre Sie darum."

„Wohlan, an meinem fünfunddreißigsten Geburtstage bin ich die Ihrige."

Der Officier erschrack.

„Das sind ja noch sechzehn Jahre."

„Weniger acht Tage."

„Sie spotten wieder."

„Ich sprach wahrhaftig im Ernst, vorausgesetzt nur, daß es auch Ihr Ernst ist, mir so lange treu zu bleiben."

„Aber warum denn eine so entsetzlich lange Frist?"

„Aus mehreren Gründen."

„Ich kann keinen einzigen finden."

„Ei, mein Herr, erstens ist nur der Stand einer jungen Wittwe ein reizender, und gerade mit fünfunddreißig Jahren kann, muß eine Wittwe aufhören, jung zu sein."

„Hm!"

„Zweitens, mein Herr Oberstwachtmeister, werden Sie bis dahin General geworden sein, und ich bleibe dann eine Excellenz."

„Hm, hm!"

„Und drittens — ach, da werden Sie abgerufen."

„Zum Teufel!" fluchte der Major, während die Dame lachte.

Vom Schlosse her — denn der schöne Garten gehörte zu einem großen schönen Schlosse — kam eilig eine Militärordonnanz mit einem versiegelten Schreiben.

Der Major riß dem Soldaten den Brief aus der Hand, entsiegelte, entfaltete, las ihn, stampfte zornig mit dem Fuße und sagte:

„Diese verdammten Demokraten! Der Haupträdelsführer ist heute früh entkommen. Er sollte morgen vor das Kriegsgericht gestellt und erschossen werden."

„Und er ist glücklich entkommen?" fragte die junge Wittwe.

„Glücklich, gnädige Frau?"

„Fänden Sie es glücklicher für ihn, erschossen zu werden?"

„Aber wir werden ihn wieder bekommen. Er kann uns nicht entgehen; man meldet mir, daß zwei Schwadronen hinter ihm her sind, nach allen Seiten, Teufel, was fällt mir da ein. Bursche, laß auf der Stelle mein Pferd satteln!"

Der Soldat ging.

„Was fällt Ihnen ein?" fragte die junge Wittwe den Officier.

„Hier in der Nähe ist die Grenze. Dahin wird der Mensch die Flucht genommen haben. Wenn man nur daran gedacht hat, eine genaue Besetzung der Grenze anzuordnen. Ich muß eilig zurück."

„Ist an dem Entflohenen in der That so viel gelegen, Herr Major?"

„Er war der Anführer der Aufrührer, der Anstifter der Meuterei. An ihm sollte ein Beispiel statuirt werden. —"

„Ach, Sie sind also auch für die Abschreckungstheorie!" rief die Dame munter, aber ihre Munterkeit war auf einmal eine sonderbar gemachte.

„Ein heilsamer Schreck schadet nie", versicherte der dicke Husarenofficier. „Und dieser Mensch hat den Tod verdient. Soldaten zur Meuterei, zum Treubruch gegen ihren Kriegsherrn aufzureizen."

„Wie heißt der Mensch?" fragte die Dame, und es war, als wenn sie aus schwer gepreßter Brust laut und tief aufathmen

müsse, um von einem schweren Drucke sich zu befreien, und als wenn sie es doch nicht könne, um sich nicht zu verrathen.

„Braun heißt er", sagte der Officier, „ein Advokat aus der Residenz. „Die Advokaten und Literaten sind die Schlimmsten."

Die frischen blühenden Wangen der jungen Wittwe waren leichenblaß geworden.

Der Major sah es nicht, er empfahl sich.

„Meine Gnädigste, entschuldigen Sie mich. Ich muß auf der Stelle fort. Der Dienst, die verdammten Demokraten! Aber morgen, nein, übermorgen — denn wir werden den Menschen wiederbekommen und dann muß er morgen erschossen werden — übermorgen aber, meine Gnädigste, werden Sie mich hier wieder sehen, zu Ihren Füßen, um mir endlich Ihre bestimmte Erklärung zu geben."

„Den dritten Grund, Herr Major!"

Er ging.

Die junge Wittwe trat langsam unter einen blühenden Baum. Das schöne Gesicht war noch recht blaß; die reizenden Lippen wollten schmerzlich aufzucken, die großen dunkeln Augen blickten sinnend in die weißen Blüthen hinein.

„Braun!" sagte sie. Ihr ganzes Herz schien von dem Namen erfüllt zu sein.

Vom Schlosse her war, als der Major fort war, ein Anderer in den Garten gekommen, ein ältlicher, langer, sehr sorgfältig gekleideter, vornehmer Herr. Er ging gemessen, er trat leise auf, er glitt so sonderbar dahin. So langte er bei der jungen Wittwe an.

Sie hatte ihn nicht wahrgenommen.

Sie blickte in die weißen Blüthen und wiederholte den Namen Braun.

„Braun!" sagte da verwundert eine Stimme hinter ihr.

Sie fuhr erschrocken aus ihren Träumen in die Höhe, wandte sich um und blickte in ein Gesicht, das lang, weiß und reich an tiefen Falten, aber sonst vollkommen arm und leer war; der Geist fehlte ihm, die Augen irrten flackernd umher, aber es war nicht das Licht der Vernunft, was sie erleuchtete.

„Sind denn die Blüthen nicht weiß, Frau Schwester?" fragte sanft der ältliche Herr.

Die Dame hatte sich gefaßt.

„Es kommt darauf an, wie man sie ansieht, lieber Bruder.“

„Ah, ah, darum kommt mir auch wohl der dicke Major von Rothenfels wie ein Fleischerhund vor?“

„Es mag wohl so sein.“

„Und wie kommt er Ihnen vor, Frau Schwester?“

„Wie ein rüstiger Husarenmajor, Bruder.“

„Ja, ja, und die Husaren lieben Sie?“

„Mein seliger Mann, Ihr braver Bruder, war ja auch Husar, Husarengeneral.“

„Und der Lieutenant Schreckenberg ist ebenfalls Husar. Und wissen Sie was, Schwägerin? ich will auch Husar werden. Ich will noch heute an den König schreiben. Dann haben Sie keine Entschuldigung mehr, dann müssen Sie meine Frau werden; und wollen Sie nicht, dann habe ich das Recht, den Major zu erschießen und den Lieutenant dazu. Habe ich Recht, Frau Schwester?“

Die arme Frau mochte wohl an ein anderes Erschießen denken; sie hatte ihm zerstreut zugehört; ihre Augen hatten in die Ferne gestreift, und auf einmal hatte sie Etwas gesehen, was sie vollends mit Angst erfüllte.

„Gewiß, gewiß“, antwortete sie dem Blödsinnigen.

„O mein Gott!“ rief sie dann in großer Angst.

Der Blödsinnige aber lachte boshaft.

„Aha, Frau Schwester, Sie fürchten schon für Ihren dicken Major. Aber ich erschieße ihn doch, verlassen Sie sich darauf.“

Angst hatte die schöne Wittwe, deren Augen nicht von der Ferne ablassen konnten.

„Wie werde ich den Unglücklichen los? — Lieber Schwager, wollten Sie nicht jetzt gleich an den König schreiben?“

„Es hat noch Zeit, Schwägerin.“

„Es könnte Ihnen ein Anderer zuvorkommen. Sie wollen doch General werden?“

„Gewiß, Excellenz, wie mein Bruder.“

„Wenn nun der Major Rothenfels sich früher meldete?“

„Pah, er hat keine Verdienste.“

„Sagen Sie das nicht, er hat noch dieser Tage einen Aufstand in der Stadt bezwungen.“

„Aber er hat den Haupträdelsführer laufen lassen. Die Ordonnanz war vorhin da."

„Aber er ist schon auf dem Wege, ihn wieder einzufangen."

„Allmächtiger Gott!" schrie sie auf einmal laut auf.

Sie mußte etwas Entsetzliches gesehen haben. Sie ergriff die Hand des Blödsinnigen.

„Kommen Sie, kommen Sie, Schwager. Sie müssen auf der Stelle schreiben. Mit dem Schreiben schicken wir dann sogleich einen reitenden Boten fort, und in vierzehn Tagen bin ich Ihre Frau."

„Ach, Schwägerin, ist es Ihr Ernst?"

„Mein voller Ernst; kommen Sie nur."

Sie zog ihn hastig fort, nach dem Schlosse hin.

Es war ein sonderbarer Anblick, die Beiden beisammen, die schöne junge Frau, fieberhaft aufgeregt von der Angst und noch von einem anderen Gefühle, das in ihr die Angst geweckt hatte, und der alte lange Herr, der mit seinem todten Gesichte wie ein häßliches unheimliches Tagesgespenst neben ihr herschlich.

Ihre warme Hand hatte seine eiskalte gefaßt. Sie hatte ihm versprochen, in vierzehn Tagen seine Frau zu werden.

War es das, wenn sie im Gehen manchmal plötzlich auffuhr und bleich wurde, wie von einem tiefen inneren Grausen ergriffen?

Sie führte ihn in das Schloß. Er ließ sich von ihr fortziehen, wie ein Kind. Sie zog ihn bis an sein Zimmer.

„So, Schwager, jetzt schreiben Sie; ich bestelle unterdeß den Reitknecht."

„Sie selbst, Schwägerin?"

„Ich selbst."

„Nun sehe ich, daß es Ihr Ernst ist."

Er ging in sein Zimmer, und sie flog zurück, aus dem Schlosse, in den Garten.

II.

Ein Verfolgter.

Was die schöne, junge Wittwe, die dem Major gegenüber eine Excellenz bleiben wollte, ihrem blödsinnigen Schwager aber ihre Hand versprach, was sie gesehen hatte?

Das Schloß lag mit seinem Garten auf einer kleinen Anhöhe. Wie es selbst weit in das Thal hineinschaute, so hatte man auch aus dem Garten einen freien und weiten Blick nach allen Seiten. Das Auge der Wittwe war nur nach einer Seite hin gerichtet gewesen.

Das Thal hatte dort eine Breite von einer Viertelmeile. Eine dicht mit Kiefern bewachsene Anhöhe begrenzte es.

Auf der Anhöhe und in dem Thale hatte sich Folgendes zugetragen, und wenigstens Manches davon hatte die Wittwe gesehen.

Durch die Kiefernwaldung war mit verhängten Zügeln ein Reiter gesprengt. Das Pferd keuchte, der Reiter war blaß, von der Anstrengung des Rittes, von der Angst. Er erreichte den Rand des Waldes und hielt sein Pferd an.

Er befand sich im Angesichte eines wundervollen Thales. Grüne Weiden, rothe Wiesen, die frische Saat der Aecker im Grunde; dazwischen weiße Birkenwäldchen und hellgrüne Lärchengruppen. Links eine hohe, wilde Gebirgskette, an ihrem Fuße ein breiter, klarer Strom sich entlang ziehend; an ihrem Ende in blauer Ferne die Thürme einer Stadt hervorragend. Rechts eine lange Reihe phantastisch gruppirter, wild sich aufthürmender Felsen. Geradeaus eine anmuthige Anhöhe, bedeckt mit einem weitläufigen Parke, in dessen Mitte ein großes, schönes Schloß. Ueber das Alles der klarste, stillste Nachmittagshimmel des Mai ausgespannt.

Der Reiter sah nichts von dem Allen. Seine Augen hatten sich nur nach rechts gwandt.

Dort soll die Grenze sein. Dahin müßte ich. Am Ende der Felsenkette soll ich in eine Schlucht kommen; dann hätte ich noch eine starke halbe Stunde. Also noch drei Viertelstunden von hier. Armes Thier, wirst du es noch aushalten? Bis an die Schlucht nur noch! Dort tragen mich meine Beine sicherer, als die deinigen. Aber hin mußt du noch. Horch! Sind sie nicht schon da?

Er horchte zurück in die Kiefern. Er mußte etwas hören.

Bei Gott! Fort mein Thier! Auf Leben und Tod! Es gilt mein Leben; da darf mir das deine nicht gelten, du armes, treues Geschöpf! Ahnest du es wohl? Die Schlechtigkeit, den Egoismus,

die Gemeinheit der Menschen? Ach, dadurch ist auch diese hochherzige Bewegung zu Grunde gegangen. Auch jetzt wieder! Diese Gemeinheit! Diese Feigheit, dieser Verrath überall! Da spricht man von dem edlen, hochherzigen Volke! Ist dieses Volk, sind die Menschen werth, daß man irgend Etwas für sie thut, sich für sie aufopfert? —

Er hatte dem Pferde schon längst beide Sporen in die Seite gesetzt. Es flog den Abhang hinunter, in das Thal hinein, rechts an der wilden Felsenkette entlang.

Der Reiter horchte oft zurück, nach den Kiefern hin, aus denen er gekommen war. Einmal erblaßte er tiefer; er mußte wieder etwas gehört haben. Fort, fort! ermuthigte er das keuchende Pferd. —

Es flog, das treue, zum Opfer bestimmte Thier, das mit seinem Leben das Leben seines Herrn retten sollte; es flog mit seiner letzten Anstrengung.

Armes Geschöpf, sagte der Reiter, kann ich dich nicht retten?

Er blickte nach den Felsen, an denen er vorübersprengte. Aber sie bildeten eine festgeschlossene Kette; keine Lücke, keine Ritze war da, durch die er, mit oder ohne Pferd, hätte hindurchschlüpfen können.

Noch drei Minuten, mein Pferd, tröstete er es; dann sollst du erlöst sein. Du sollst Ruhe, du sollst Futter, du sollst einen Labetrunk haben. Zwar nicht von mir; ich muß dich verstoßen, ohne Ruhe, ohne Speise und Trank, um das elende Leben vor ihnen zu retten. Aber die den Menschen morden wollen, werden ja mit dem Thiere Mitleid haben. Noch zwei Minuten jetzt, voran, voran!

Das Pferd rannte schneller, wilder; es keuchte heftiger, schärfer. —

Da stürzte es nieder. Es hatte im Todeskampfe gerannt und gekeucht. Noch einmal, als es am Boden lag, keuchte, stöhnte es schwer und lang auf; dann schauerte und schüttelte es sich. Es hatte ausgeathmet, gehorsam und treu bis zum Tode; ein Opfer des Egoismus des Menschen, wie sein Reiter gesagt hatte, für den selbst er das Opfer geworden war.

Aber der Reiter lag unter ihm, und als er sich unter dem

todten Thiere hervorarbeiten wollte, vermochte er es nicht. Sein rechter Arm war gelähmt; er fühlte einen stechenden, tobenden Schmerz darin.

Gebrochen! sagte er. Und ich bin verloren. Das ist mehr als eine Centnerlast, die auf mir liegt. In zehn Minuten werden sie hier sein. In Einer Minute wäre ich gerettet gewesen. Und nun — morgen den sieben Kugeln verfallen! — Arme Mutter!

Er hätte in der That in einer Minute gerettet sein können. Kaum fünfzig Schritte vor einer tiefen, dunkeln Schlucht, die sich durch Wald und Felsen zog, war das Pferd gestürzt. Hunderte von Schlupfwinkeln konnten, mußten ihn dort vor seinen Verfolgern verbergen. Und fast in ihrem Angesichte lag er festgebannt unter der ganzen Schwere des todten Thieres. Vergeblich machte er neue Versuche, sich zu befreien. Er vermehrte nur den wilden brennenden Schmerz des verletzten Armes.

Wie Gott will, sagte er resignirt. Arme, arme Mutter!

Da hörte er Geräusch; ein zweifaches, von zwei Seiten.

Aus jenem Kieferwäldchen, aus dem er gekommen war, brach der Laut des geschlossenen Trabes einer Menge von Pferden hervor. Sehen konnte er sie nicht. Zu seinem Glücke, denn auch er konnte nicht gesehen werden. Ein Birkengehölz, an dem er vorübergeritten war, trennte ihn und die Reiter, die herkamen.

Sie sind da; es ist vorbei! sagte der Verfolgte. In elenden zehn Minuten!

Aus der Schlucht, vor der er lag, traten zwei Personen heraus, ein Mann und eine Frau, Bauersleute aus der Gegend, wie es schien.

Da sendet Gott Hilfe! sagte der Hilflose.

„He, Ihr guten Leute," rief er sie an, „helft mir. Das Pferd erdrückt mich, ich kann mich nicht hinaufarbeiten, ich habe den Arm gebrochen."

Die Leute traten zu ihm; der Mann voran, wie es sich gebührte. Aber er war ein bedächtiger Bauersmann, der Alles genau besehen, untersuchen und wissen mußte.

„Das Pferd ist todt, Herr," sagte er.

„Ja, ja."

„Und Sie haben es zu Tode geritten."

„Aber so helft mir, guter Freund."

„Gleich, lieber Herr. Sagen Sie mir nur erst, wie Sie das arme Thier so abhetzen konnten?“

Auf einmal fiel ihm Etwas ein.

„Sie werden wohl verfolgt?“

„Ja, guter Mann, und die Verfolger sind hinter mir.“

„Dann gehören Sie wohl zu den Demokraten?“

„Ich gehöre zu den Männern, die für die Freiheit und die Rechte des Volkes gekämpft haben.“

„Aha, auch vor ein paar Tagen in der Stadt, gegen die Soldaten?“

„Es galt die Rechte des Volkes.“ —

„Mehr Steuern und mehr Polizei, Herr. Das ist die Sache. Und dafür werden Sie jetzt verfolgt und sollen Sie erschossen werden; ich habe davon gehört. Und wenn Sie der Doctor Braun sind, wie ich glaube —“

„Der bin ich, Freund. Rettet mich.“

„Dann kann ich nichts mit Ihnen zu thun haben. Warum haben Sie sich mit solchen Dingen eingelassen? Sie hätten bei Ihren Akten bleiben sollen. — Kommt, Gevatterin!“

Rath und Ermahnungen, anstatt Hilfe und Rettung!

„Und für solche Menschen hat man gekämpft!“ rief der Doctor Braun schmerzlich in seinen Schmerzen. „Für solche Gesinnungen, nein, für solche baare Gesinnungslosigkeit opfert man sich. O, das Volk ist nicht werth —!

Die Gevatterin des Bauern hatte doch etwas andere Gesinnung, als er.

„Todtgeschossen wird er, Gevatter?“

„Wenn sie ihn fangen, ja.“

„Es ist ein so junges Blut!“

„Um so mehr hätte er davon bleiben sollen. Staatsaffairen muß man gesetzten Leuten und der hohen Obrigkeit überlassen.“

„Und gewiß guter Leute Kind!“

„Mitgefangen, mitgehangen.“

„Gevatter, laßt uns ihm forthelfen.“

„Für kein Geld in der Welt. Es könnte uns an den Hals gehen. Da hinten höre ich schon Pferde. Gewiß die Husaren, die hinter ihm d'rein sind. — Ich gehe, Gevatterin.

Die Frau aber blieb.

„Das arme junge Blut,“ sagte sie.

Sie wandte sich zu dem Verfolgten.

„Und Sie haben gewiß eine brave Mutter!

„Die bravste, die edelste!“

„Und Sie konnten ihr solches Herzeleid anthun?“

„Helft mir, Frau.“

„Ja, es ist die höchste Zeit.“

Sie war eine kräftige, gewandte Frau, und indem sie den Kopf und den Hals des todten Pferdes in die Höhe hob, erhielt der junge Mann dadurch Luft. Sie zog den ganzen Körper des Thieres zurück, der junge Mann war befreit. Sie reichte ihm ihre Hand; auf sie gestützt, konnte er aufstehen.

„Wohin?“ fragte sie ihn.

„Ueber die Grenze.“

„Dann müssen Sie in die Schlucht. Darin halten Sie sich rechts. — Aber Sie sind so weiß im Gesichte geworden. Der Arm hängt Ihnen schlaff am Leibe herunter, er ist doch wohl gebrochen. Angegriffen sind Sie auch von dem langen Reiten. Sie werden nicht weit mehr kommen.“

„Ich glaube es selbst nicht.“

„Was fangen wir nun an? Die Husaren können in fünf Minuten hier sein.“

Sie war mit ihm vorangegangen, nach der Schlucht hin und hatte ihn mit ihrem Arme unterstützt. So waren sie ungefähr zwanzig Schritte weit gekommen.

„Ich kann nicht mehr!“ sagte der junge Mann.

Er war schneeweiß im Gesichte geworden und einer Ohnmacht nahe.

Sie mußten Halt machen.

Die Frau sah sich nach Rettung um; aber vergeblich.

„Wenn sich diese Mauer nur aufthun könnte!“

Es war wohl der vergeblichste Wunsch.

Sie waren noch dreißig Schritte von der Schlucht entfernt Vor der Schlucht standen hohe Bäume, unter ihnen niedriges Buschwerk. Hinter dem Buschwerk zog sich eine hohe Mauer entlang, die gerade dort in einem scharfen Winkel vorsprang. Fünf Schritte von der Mauer standen der junge Mann und die Bäuerin. Die Bäuerin führte ihn zu ihr.

„Sie können sich da besser anlehnen; an das Pförtchen hier.“

Als sie hinter das Buschwerk getreten waren, standen sie unmittelbar vor einem schmalen Pförtchen in der Mauer, das sie bisher nicht gesehen hatten.

„Könnte es sich nicht öffnen?“ sagte die Frau. „Aber freilich, was könnte es helfen? Es ist eine vornehme, stolze Dame da oben in dem Schlosse. Die haben kein Herz! — Das arme junge Blut! Und seine arme Mutter! — Aber was ist denn das?“

Sie sah verwundert nach dem schmalen Pförtchen, nach dem kaum sichtbaren Schlüsselloche darin.

An der anderen Seite der Thür drehte in dem Schlosse sich ein Schlüssel.

III.

Eine Verhaßte.

Die junge schöne Wittwe war in den Schloßgarten zurückgekehrt. Sie war zu der erhöhten Stelle hingeflogen, auf der sie vorhin in das Thal hinuntergeblickt und Allerlei gesehen hatte, das ihr das Herz zusammenpreßte und zuletzt ihre frischen Wangen weißer färbte, als der Blüthenschnee, unter dem sie stand.

Sie blickte wieder in das Thal. Sie wurde wieder blaß.

Er ist nicht mehr da! Aber das Pferd liegt dort. Es muß todt sein! Wo er geblieben sein mag? Ich muß es wissen!

Sie eilte die Anhöhe hinunter und kam zu der Mauer, die dort den Park einschloß. Sie gelangte zu einem schmalen Pförtchen. Dort horchte sie nach der andern Seite.

Könnte es sich öffnen! hörte sie draußen eine Stimme sprechen.

Es soll sich öffnen! sagte die junge Excellenz. Sie hatte einen Schlüssel in der Hand.

Aber freilich, es ist eine vornehme, stolze Dame, da oben in dem Schlosse. Die haben kein Herz.

Ich kein Herz? sagte die junge vornehme Dame. O, du mein armes Herz!

Sie wollte lachen, sie mußte weinen.

Und seine arme Mutter!

Sie drehte schon den Schlüssel in dem Schlosse.

Aber auf einmal hielt sie inne; sie schien vor Etwas zu erschrecken.

Was wird er sagen? Er ist stolz! Er hat einen unbeugsamen Willen.

Dann lachte sie. Sie mußte es fast laut.

Es ist noch mehr gemachte Consequenz in ihm. Man kennt diese jungen demokratischen Herzen. Und das Leben ist süß! —

Sie lächelte geheimnißvoll.

Die Thür war aufgeschlossen.

Die junge Wittwe stand in ihrer vollen reizenden Schönheit in dem offenen Pförtchen, sie reichte dem Verfolgten, der vor ihr stand, die Hand hin.

„Kommen Sie!"

Aber der junge Mann wich zurück, als wenn ein schreckliches Gespenst mit knöcherner Hand nach ihm greifen wollte.

„Sie?" rief er entsetzt. „Sie hier?"

„Seien Sie nicht wahnsinnig; kommen Sie!"

„Eher in den Tod!"

„Sie sind ein Narr!"

„Der lieber für sein Vaterland sterben will, als —"

„Leben Sie lieber für Ihr Vaterland."

Er antwortete ihr nicht und wollte sich entfernen. Die Aufregung hatte neue Kräfte in ihm geweckt.

„Robert!" rief die Dame mit weicher Stimme, und es schien, als wenn in ihre Augen Thränen treten wollten.

„Lassen Sie mich!" war die kalte zurückweisende Antwort.

Der kleine Fuß der schönen Wittwe stampfte heftig den Boden.

In ihre Augen waren wirklich Thränen getreten.

„Der abscheuliche Mensch!" rief sie zornig. „Der Unmensch!"

Dann drangen neue Thränen in ihre Augen. Aber es waren andere, als die des Verdrusses.

„Wollen Sie auch Ihre brave Mutter tödten?" rief sie mit ihrer weichsten Stimme hinter ihm her.

Da war seine Kraft gebrochen, die innere, und mit ihr wieder die äußere. Er schwankte zurück.

Die Hand der Dame ergriff die seinige, und er wich nicht von ihr; die Hand war ja auch keine kalte, knöcherne Todtenhand, sondern so weich, so warm, so lebensvoll.

Sie zog ihn in die Thür, in den Garten.

Die Thür verschloß sich wieder.

„Die kennen sich!" sagte die Bauerfrau. „Kuriose Menschen, diese vornehmen Leute!" schüttelte sie dann den Kopf.

Aber sie hatte zu weiterem Nachdenken keine Zeit.

Ein Trupp Husaren kam um das Birkenhölzchen herumgesprengt, das sie vorher verborgen hatte.

Sie sahen das todte Pferd und jagten darauf zu.

„Er ist fort! Wohin mag er sein?"

Sie sahen die Bauerfrau, die mit der gleichgültigsten Miene von der Welt weiterging. Sie jagten auf sie zu.

„He, Frau, habt Ihr hier Niemanden gesehen?"

„O ja, Ihr Herren. Einen fremden Mann, der mit dem Pferde da gestürzt war. Ich sah es von Weitem."

„Wo ist er geblieben?"

„Ich sah ihn eilig in diese Schlucht rennen."

„Fort, ihm nach!"

Sie jagten in die Schlucht.

Die Frau setzte langsam ihren Weg fort. Ihr Gevatter war schon vorangegangen.

Die junge Wittwe an der anderen Seite der Mauer und des Pförtchens hatte mit angehaltenem Athem gehorcht.

„Gerettet!" sagte sie fröhlich, schalkhaft, fast übermüthig lachend. „Gerettet, mein geehrter Herr! Und Sie schauen so unmuthig drein? Ach, Sie wollen gewiß lieber für das Vaterland sterben? Es ist freilich groß, erhaben. — Soll ich Sie wieder ausliefern?"

Der junge Mann stand finster vor ihr, mit niedergeschlagenen Augen, über Etwas mit sich kämpfend.

„Gnädige Frau", sagte er, „ich hätte Ihre Hilfe nicht annehmen sollen, aber Ihren Spott habe ich nicht dafür verdient, daß ich es that."

„Spotte ich denn, mein Herr? Ich erkenne ja ganz Ihren Patriotismus an, Ihren Muth, der das Leben nicht achtete, denn Sie flohen nur, um —"

„Um meiner Mutter willen.“

„Ach, in der That? Sie haben an Ihre edle Mutter gedacht? Sie haben ein Herz?“

„Das fragen Sie mich, gnädige Frau?“

Sie erblaßte; nicht über die Gegenfrage des jungen Mannes, die allerdings bitter genug ausgesprochen wurde. Aber der Verwundete war auf einmal wieder bleicher geworden; er mußte sich an die Mauer lehnen, an der sie standen; er schien sich nicht mehr aufrecht halten zu können. Sie sah es, sie sah zugleich seinen rechten Arm, der ohne Bewegung, ohne Kraft an seinem Körper herunterhing, und sie erschrack.

„Sie haben den Arm gebrochen?“

„Ich glaube es.“

„Mein Gott, und ich habe Sie —“

„Gerettet, meine gnädige Frau, bis auf meinen Arm. Aber an einem gebrochenen Arme stirbt man nicht.“

„Aber an einem gebrochenen Herzen, mein Herr?“

„Es wäre wenigstens kein Heldentod.“

Er hatte trotz seiner Schwäche seine Bitterkeit behalten. Sie war wieder übermüthig geworden.

Indeß sann sie über Etwas nach.

„Wohin bringe ich Sie nur? Vor allen Dingen dürfen Sie nicht gesehen werden. In das Schloß? Am hellen Tage würden hundert Augen Sie sehen. Einstweilen in den Pavillon dort. Darf ich bitten, mir zu folgen?“

Fünfzig Schritte von ihnen lag, zwischen rothem Flieder und grünen Tannen versteckt, ein kleiner Pavillon. Dorthin führte die Dame den jungen Mann. Sie mußte ihn in der That führen. Schmerz, Anstrengung, Ermüdung hatten seinen Gang unsicher gemacht. Sie nahm seinen Arm.

„Stützen Sie sich auf mich,“ bat sie ihn, und sie hatte wieder ihre weiche, bittende Stimme.

Aber er machte Miene, seinen Arm ganz aus dem ihrigen herauszuziehen.

Da war flugs der Dämon des lachlustigen Uebermuths wieder in ihr.

„Bleiben Sie nur! Das Herz wird Ihnen ja nicht davon brechen.“

Und nun zog sie ihn fest an sich, daß er, nur auf sie gestützt, weiter gehen konnte.

So gingen sie weiter, sie mit dem schalkhaften und übermüthigen Lächeln, er finster, mit sich selbst zürnend. Es war auch ein eigenthümliches Bild, ein schönes jedenfalls, wenn auch nur darum, weil sie beide schön waren, der junge Mann, wie die junge Frau.

Sie hatten den Pavillon erreicht. Die Dame schloß ihn auf. Sie traten in ein bequem und freundlich eingerichtetes Gemach.

„Hier, mein Herr! Ruhen Sie aus. In zehn Minuten bin ich wieder bei Ihnen, mit meinem alten Joachim. Er ist verschwiegen und ein alter Feldscheer."

Sie hatte ihn zu einem Sopha geführt und ließ ihn sanft in die weichen Polster nieder.

Dann war sie fort. Die Thür des Pavillons hatte sie sorgfältig hinter sich verschlossen.

Der junge Mann seufzte schwer auf, als er allein war, so recht, als wenn er es lange genug, fast zu lange, habe zurückhalten müssen. Es erleichterte ihm die Brust; und doch wieder nicht. Er blickte finsterer, unmuthiger vor sich hin.

„Wie hasse ich sie! Sie ist noch immer das herzlose, aristokratische, kokette Geschöpf! Einmal hat sie mich betrogen; nie wieder! — Gerade zu ihr mußte ich kommen! Ihr meine Rettung verdanken, mein Leben! Ja, sie hat mich gerettet. Aber die Gefühllose! Selbst das, eine edle That, kann sie nicht erheben, ihr Herz nicht erwärmen; nur die alte Koketterie konnte es in ihr wecken, nur die neue Lust, mich wieder an sich zu ziehen, um mich noch einmal zurückzustoßen, zu verhöhnen, zu vernichten. Am gebrochenen Herzen sterbe man, sagte sie so höhnisch. Aber mir werde das Herz nicht brechen! Nein, es soll nicht, wahrlich nicht. Ich hasse, ich verabscheue sie. Wäre dieser unglückliche Arm nicht! Er hält, er bannt mich hier. Ich muß mich Ihrer Pflege unterwerfen."

Er hatte doch Furcht vor dieser Pflege, wie sehr er sich auch versicherte, daß er die Pflegerin hasse und verabscheue.

Sie kam zurück, die schöne Pflegerin, die herzlose, kokette Aristokratin, die es liebte, die jungen Männer, wenigstens Einen,

an sich zu locken, um sie zurückzustoßen, zu verhöhnen und zu vernichten. Wirklich auch zu vernichten? —

Ein alter Diener begleitete sie. Er sah mit seinem ungeheueren grauen Schnurrbart ganz so griesgrämig und gutmüthig aus, wie alte Unterofficiere, wenn sie nachher die unentbehrlichen Diener ihres Generals geworden sind, zu sein pflegen. Erst recht sind sie es, wenn sie dann die vertrauten Wächter der jungen, schönen, lebhaften, aber braven Wittwe ihres ehemaligen Herrn geworden sind, für die sie in den Tod laufen möchten.

Er trug ein vollständiges Verbandzeug bei sich, Messer, Scheere, Nadeln, Charpie, Pflaster. Auch frisches Wasser für den Fall einer Ohnmacht hatte er nicht vergessen. Er war zugleich der Feldscheer für die Leute des Gutes und für den ersten Angriff. So war er es auch wohl schon früher in seiner Schwadron gewesen.

Er untersuchte den Arm des Patienten.

Die Generalin verfolgte doch mit einer gewissen ängstlichen Spannung seine Bewegungen. Sie konnte es; der junge Mann vermied nichts mehr, als ihrem Blicke zu begegnen.

„Gebrochen?" fragte sie den alten Diener.

„Ich weiß es noch nicht; durch den Rock kann man nicht recht fühlen. Aber wenn Excellenz so gnädig sein wollten, mir zu helfen — der junge Herr darf sich nicht rühren."

„Gern, lieber Joachim; zeige mir nur wie und wo."

„Zuerst müßte der Rock ausgezogen werden. Fassen Excellenz da an, an dem gesunden Arme. So!"

Die junge Excellenz that so, wie der alte Diener es ihr zeigte; ihr Gesicht war unmittelbar an dem des Verwundeten; ihr Athem berührte ihn; auf ihre frischen Lippen mußte sein Blick fallen, wenn er ihn auch standhaft zu ihren Augen nicht erhob.

Er mußte einen schweren Seufzer unterdrücken.

Der Rock war ausgezogen.

Der alte Feldscheer streifte den Hemdärmel des kranken Armes auf. Den entblößten, kräftigen, sehnigen Mannesarm untersuchte er sorgfältiger.

„Nicht gebrochen!" sagte er dann.

Die übermüthige Lachlust der jungen Dame war schon wieder da.

„Ei, wie Schade! Es wäre romantischer gewesen.“

„Aber beinahe schlimmer ist es,“ fuhr der alte Feldscheer fort; „er ist ausgerenkt, gerade oben an der Schulter. Das kann eine schlimme Geschichte werden.“

Die Lachlust der jungen Dame war wieder vorbei.

„Wir müssen zum Arzte in die Stadt schicken.“

„Das just nicht. Aber ein zweiter Mann müßte mir helfen, und ich wüßte keinen.“

„Kann ich es nicht, Joachim?“

„Sie gnädige Frau? Zu einer solchen Operation gehören sehr starke Arme.“

„Ich habe sie.“

Der Diener schüttelte den Kopf.

„Ich werde sie haben. Frisch ans Werk.“

Der junge Mann mußte doch die Augen zu ihr aufschlagen. Er sah in ein Gesicht, das trotz Sorge und Angst von einer eigenthümlichen Gluth übergossen war.

„Wie sie sich verstellen kann, die falsche Kokette!“ murmelte er in sich hinein.

„Versuchen können wir es ja“, sagte der alte Diener.

„So weise mich wieder an, Joachim.“

„Sie müssen vor Allem den jungen Herrn recht fest halten.“

„Einen jungen Herrn recht fest halten? Werden Sie sich von mir festhalten lassen, mein Herr?“ sagte sie und konnte kaum ein Lachen unterdrücken.

Der Patient antwortete ihr nicht.

„Ich werde mein Möglichstes thun, Joachim,“ sagte die Dame zu dem Diener. „Wo soll ich anfassen?“

„Hier an der linken Schulter, Excellenz; die halten Sie mit beiden Händen so fest, wie Sie können, und dann stemmen Sie sich mit Ihrem ganzen Körper gegen den jungen Herrn. Er darf nicht um ein Haar weit zurückweichen können, wenn ich den Arm wieder in das Gelenk bringen soll.“

Sie that, wie er sagte.

„So ist es recht, gnädige Frau. Und nun junger Herr, legen Sie sich ganz fest an die gnädige Frau an, mit dem Kopfe und mit der Schulter. — Noch besser, fester! — So! — Und gnädige Frau, damit Sie um so fester stehen, beugen Sie sich

vorn herüber, über den Kopf des jungen Herrn. So, so! Nun wird es gehen. Verlieren Sie nur die Geduld nicht, junger Herr; es wird wehe thun. Aber wenn man Einem eine Kugel ausgräbt, das thut noch weher.

Die junge Dame hatte gehorsam jede Anweisung des alten Mannes befolgt. Sie hielt mit beiden Händen die linke Schulter des Patienten und hatte ihren Körper fest gegen ihn gestemmt; sie hatte sich dicht über ihn gebeugt, ihr Busen ruhte an seinem Gesichte; doch nein, er ruhte wohl nicht; wie wenigstens ihr Herz schlug, das konnte er deutlich genug fühlen, an seinen Lippen, an seinen Wangen.

Der Athem wollte ihm ausgehen.

„Ach, Sie werden jetzt schon ungeduldig?" fragte sie ihn.

Eine kleine Bosheit schien sie nie unterdrücken zu können.

Aber ich erstícke! hätte er laut rufen mögen. Einen tiefen Seufzer konnte er nicht zurückhalten.

„Fürchten Sie sich nicht, junger Herr," sagte der alte Joachim ohne Bosheit.

Dann faßte er selbst fest an, mit beiden Händen, und er konnte es, mit den kräftigen Fäusten und den nervigen Armen, und er bog und drückte, daß er dunkelroth in dem alten, grauen Gesicht wurde, und nach einem starken Ruck und einem zweiten war der Arm in sein Gelenk wieder eingerenkt.

Der Patient hatte sich nicht gerührt.

Die junge Dame aber hatte all ihrer Koketterie entsagt; sie hatte nur an die Anweisungen des alten Dieners gedacht, hatte mit den feinen, zarten Händen krampfhaft festgehalten; aber jetzt war sie es gewesen, der der Athem hatte ausgehen wollen.

„Fertig!" sagte der alte Diener.

„Und in Ordnung?" fragte sie.

„Gottlob!"

„Gottlob!" rief auch sie. Dann mußte sie sich erschöpft auf einen Stuhl niederlassen.

Der alte Feldscheer ließ unterdeß über den Arm den Hemdärmel wieder hinunter; er zog dem Kranken den Rock wieder an, er konnte es jetzt ohne Hilfe, dann wollte er den Arm in eine Binde legen und sah sich nach einem Tuche um.

Der junge Mann wollte eins aus seiner Tasche hervorziehen.

Da sprang die Dame auf.

„Nein, nein!“ rief sie beinahe heftig und hatte schon das Tuch gelöst, das ihre eignen Schultern bedeckte. Sie faltete es zu einer Binde und drängte den Diener zurück.

„Laß mich!“

Und nun war sie wieder die übermüthige Kokette.

„Mein Tuch, mein Herr, wird eine Zauberkraft ausüben, zumal wenn ich selbst es anlege. Sitzen Sie gerade, damit es glatt anschließt. Richten Sie den Kopf in die Höhe, als wenn Sie mich ansehen müßten. Sie dürfen es schon. So! — Joachim, gieb dem Arme die Lage, die er haben muß. Ist es so recht? Habe ich nicht zu fest gebunden?“

„Excellenz haben ganz recht gebunden,“ sagte der Diener.

„Und Sie, mein Herr, fühlen Sie keinen Druck an dem Arme?“

„Nicht den geringsten, Excellenz“, antwortete kalt der junge Mann. —

Sie lachte spöttisch.

„Auch anderswo nicht?“

„Nein.“

„Vortrefflich. Dann, guter Joachim, wenn Du hier als Arzt nichts weiter zu befehlen hast —“

„Der Patient darf nur den Arm durchaus nicht rühren.“

„Ich werde dafür sorgen. Und nun besorgst Du uns wohl einen kleinen Imbiß hierher, einige Früchte, und was der kranke Herr sonst genießen darf.“

Der alte Mann wollte gehen, doch der Kranke hielt ihn zurück.

„Nehmen Sie erst meinen herzlichsten Dank,“ sagte er, ihm innig dankbar die Hand schüttelnd.

„Nichts zu danken, nichts zu danken,“ murrte der alte Soldat zufrieden, indem er ging.

„Und für mich haben Sie keinen Dank, mein Herr?“ fragte die Generalin den Patienten.

„Eurer Excellenz statte ich meinen unterthänigsten und tiefgefühltesten Dank ab.“

„Ah, ah, es drückt Sie doch Etwas?“

„Ich wüßte nicht."

„Auch nicht das Gefühl, daß Sie mir Dank schuldig sind?"

Der junge Mann biß die Lippen zusammen. Er suchte nach einer Antwort, wohl nach einer, die ausdrücken sollte, was er fühlte, und die doch nicht verletzen sollte. Er wollte es nicht, jetzt nicht, und doch war ihm das Herz so voll.

„Gnädige Frau, warum suchen Sie mich zu verletzen?" sagte er.

„Ah, dann hätte ich also doch das Richtige getroffen!"

„Sie fordern mich heraus."

„Auf welche Waffen, mein tapferer Herr?"

„Auf die Wahrheit."

„Und die wäre?"

Des jungen Mannes hatte sich auf einmal eine fast fieberhafte Heftigkeit bemächtigt. Er konnte unmöglich mehr zurückhalten, was er auf dem Herzen hatte.

„Die wäre — er erhob die Stimme — daß aller Dank, den ich Ihnen schulden kann, niemals das aufwiegt, was Sie mir und meiner armen Mutter gethan haben. Sie haben mir jetzt das Leben gerettet. Aber Sie hatten mir längst das Leben vergiftet. Hätte nicht das Vaterland es noch in Anspruch genommen — doch, das sind Dinge, für die Sie vollends kein Herz und kein Verständniß haben. Was ist Ihnen Vaterland, was Volk? Sie lieben nur sich, nur Glanz, Reichthum, Aristokratie, nur das hohle Aeußerliche. Nur das ist Ihnen das Leben, nur das macht Ihr Glück! Genießen Sie es, ich will es Ihnen nicht stören. Aber verletzen Sie mich nicht ferner; ich bitte Sie darum. Wahrlich, ich bitte Sie darum."

Die schöne Wittwe hatte zuerst, als der junge Mann so in Eifer gerieth, in ihrer übermüthigen Laune lachen wollen. Aber auf einmal war sie sehr blaß geworden. Alles Blut hatte sich aus dem schönen Gesichte zum Herzen zurückgedrängt, und den Augen, die plötzlich erlöschen zu wollen schienen, sah man es an, daß ihr im Herzen etwas recht wehe thun müsse. Dann hatte sie sich gefaßt, und es mochte ihr Gewalt genug gekostet haben. Kalt und mit aller äußeren Ruhe sagte sie:

„Das Wundfieber kommt schnell! Sie bedürfen der Ruhe; ich verlasse Sie. Mein Diener Joachim wird bei Ihnen bleiben."

„Ich bitte Sie darum," sagte der junge Mann, ebenfalls kalt und ruhig.

Mit gemessenem Schritt und in hoher, stolzer Haltung verließ sie den Pavillon.

In der Thür mußte sie sich doch noch einmal umsehen.

Der Kranke saß da, blaß aber ruhig, wie er zuletzt gesprochen hatte, und in den finsteren Zügen sprach sich ein klarer und fester Entschluß aus.

Sie trat rasch aus der Thür, und wie sie draußen war, stürzte ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen, und sie mußte sich unter dem rothen Flieder und den grünen Tannen auf eine Bank niederlassen, um sich auszuweinen.

So traf der alte Joachim sie, der nach einer Weile mit dem Imbiß zurückkam.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen, gnädige Frau?"

„Es wird vorübergehen. Die Operation hatte mich angegriffen. Sage ihm nur nichts. Bringe ihm, was Du da trägst, und bleibe bei ihm. Nach einer Stunde, wenn es dunkel geworden ist, komme zu mir, damit wir gemeinschaftlich überlegen, was weiter zu thun ist."

Der Diener ging in den Pavillon; sie aber saß noch lange und weinte.

Es war eine Stunde später.

Die Generalin von Regensberg saß träumend in ihrem Zimmer. Ihre Augen waren wieder trocken; daß sie geweint hatten — bei dem durch den grünen Schleier gedämpften Lichte der Astrallampe konnte man es nicht unterscheiden. Blitzten sie auch nicht so lebhaft wie sonst, hatte auch das schöne Gesicht nicht ganz seine gewöhnliche Frische, es war Abend und auch eine junge Generalswittwe kann ein Tagewerk hinter sich haben, das sie ermüdet und ermattet hat, sei es auch nur ein Tagewerk des Herzens. Jedenfalls hatte sie sich schon wieder ein gut Theil erholt; sie konnte in ihren Träumen manchmal vor sich hinlächeln, und die Augen strömten ein paarmal den Glanz eines fröhlichen inneren Triumphes aus.

Der alte Diener und Feldscheer Joachim trat ein.

„Was macht Dein Patient?" fragte sie ihn so ruhig, als wenn sie sich nach einem Fremden erkundigen würde.

„Er hat etwas genossen und schlummert jetzt.“

„Das Wundfieber ist also noch nicht da?“

Sie mußte doch ein wenig boshaft in sich hineinlächeln, als sie das fragte.

„Es wird heute Nacht kommen, so gegen oder nach Mitternacht.“

„Es müßte also Jemand bei ihm wachen?“

„Besser wäre es.“

„Armer, alter Joachim, das fiele auf Dich. Ich wüßte keinen Anderen, dem man vertrauen könnte. Es handelt sich um den Kopf des armen Menschen, und in heutiger Zeit sind der Verrath und die Feigheit groß. Unter allen meinen Leuten im Schlosse habe ich nur Dich, dem ich völlig vertrauen kann. Die andern können freiwillig oder unfreiwillig zu Verräthern werden, wie ergeben und treu sie mir auch sonst sind.“

Der alte Mann nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ja, ja, Excellenz, es ist eine schlimme Zeit; man lernt da die Menschen kennen, und man meint oft, daß man an den Besten verzweifeln müsse. In den eigenen Familien trauen sie einander nicht mehr, und es ist auch Streit und Hader genug darin.“

Die Generalin kam zu der Sache zurück.

„Du bleibst also in der Nacht bei ihm?“

„Gewiß, Excellenz.“

„Und wo lassen wir ihn? In dem Pavillon hat er die erforderliche Ruhe und Bequemlichkeit nicht. Hier im Schlosse — wo könnte er hier sicher vor Entdeckung bleiben?“

Die Dame fragte etwas lauernd.

„Ich wüßte wohl einen Platz“, sagte der Diener arglos.

„Und wo?“

„In meinem Stübchen.“

Die Generalin sah ein wenig enttäuscht vor sich hin.

„Bei Dir?“ sagte sie gedehnt.

„Es ist freilich kein rechter Ort für einen solchen Herrn, aber in was für ein Loch mögen sie ihn in der Stadt eingesperrt haben.“

„Freilich, aber wäre er nicht auch hier oben sicher?“

Dem Diener wurde die Antwort abgeschnitten.

Ein leichter langsamer Schritt nahte sich dem Zimmer.

„Mein Schwager!“ rief die Generalin rasch. „Was mag er wollen? Er hat Dich doch nicht gesehen?“

„Ich glaube nicht.“

Der Schwachsinn ist immer mißtrauisch, und ihm besonders ist das Schleichen und Spioniren eigen.

Die Thür des Zimmers wurde leise und halb geöffnet.

„Darf ich hereinkommen, Frau Schwester?“

„Sie sind mir willkommen, Bruder.“

Der blödsinnige oder vielmehr nur schwachsinnige Schwager der Generalin trat ein.

„Aha, da ist gerade der Monsieur Joachim. Wissen Sie, Frau Schwester, daß der Joachim Geheimnisse hat?“ —

„So? In seinen alten Tagen? Und welche wären das?“

„Ja, das weiß ich nur noch nicht. Aber ich sah ihn vorhin im Garten in der Nähe des Pavillons hinten an der Mauer umherschleichen. Was hatte er da zu schleichen?“

„Der Herr Baron verzeihen, ich bin nicht geschlichen“, sagte der Diener.

„So? Und er hat wohl nichts in den Händen getragen? Keine Schüssel? Keine Teller?“

Der ehrliche alte Diener mußte sich in den Schatten der Lampe wenden, um seine Verwirrung nicht zu zeigen.

Die Generalin lachte unbefangen.

„Ich hatte einen kleinen Abendimbiß zu mir genommen, Bruder.“

„Aber er trug Gedecke für zwei Personen heraus. O, ich habe es hinter dem Birkenspalier wohl gesehen.“

„Sie haben ganz recht gesehen, Bruder. Ich hatte für Sie mitdecken lassen; ich erwartete Sie mit ihrer Eingabe — Sie wissen wohl? Sie waren nicht gekommen.“

„Hm, Frau Schwägerin, aber warum schlich er denn so?“

„Warum hatten Sie sich hinter dem Birkenspalier verborgen?“

„Das ist etwas Anderes. — Aber horch, was ist denn das? Da reiten ja Pferde auf den Hof, eine ganze Menge.“

Er sprang an ein Fenster.

„Es ist stockdunkel da draußen. Das muß ich wissen.“

Er verließ eilig das Zimmer.

Auch die Generalin und der Diener hörten es deutlich, wie ein Trupp Reiter in den Schloßhof sprengte.

Sie sahen sich besorgt an.

„Seine Verfolger! sagte die Generalin. Sein Aufenthalt hier muß ihnen verrathen sein. Was nun? Und der Schwachsinnige hat schon Verdacht. Er wird plaudern. Er wird dann erfahren. Sein Verdacht wird einen bestimmten Grund und Gegenstand erhalten. Rathe, Joachim, was nun?"

Joachim wußte es auch nicht. Doch in der nächsten Sekunde sagte er:

„Die Grenze ist nicht weit, Excellenz, nur eine halbe Meile, die kann er gehen."

Aber die Generalin schüttelte den Kopf. Ihre Sorge oder Besorgniß schien auf einmal von einer anderen verdrängt zu werden. Sie hatte wenigstens Bedenklichkeiten, die freilich der Diener nicht theilen konnte.

„In seinem Wundfieber, Joachim?"

„Meinen die gnädigste Frau, sie erschössen ihn morgen wegen seines Wundfiebers nicht?"

„Aber die Grenze wird besetzt sein."

„Ich kenne die geheimsten Schliche, an die kein Anderer nur denken kann."

„Nein, nein, Joachim, sie könnten Euch doch ertappen, und was wäre dann auch Dein Loos? Du hättest einen verfolgten Hochverräther seiner Strafe zu entziehen gesucht. Man hat das Standrecht proklamirt."

„Um mich seien die gnädige Frau unbesorgt."

„Ich könnte es mir nie vergeben, wenn ich meinen treuesten Diener auf das Schaffot, oder auch nur in das Zuchthaus gebracht hätte."

„Es wird nicht dazu kommen."

„Nein, Joachim! Dabei bleibt es. Sprich kein Wort weiter."

„Wenn Sie ihn denn mit aller Gewalt hier behalten wollen —" gab der ehrliche Diener nach.

Da wurde die junge Wittwe aber doch blutroth im Gesichte, als wenn sie auf Etwas ertappt sei, wovon kein Mensch in der Welt nur die leiseste Ahnung haben dürfte.

„Aber in Deinem Stübchen soll er bleiben“, gab sie nun ihrerseits nach, und ein scharfsinnigerer und scharfsichtigerer Beobachter, als der alte Joachim, hätte daraus Vieles errathen müssen.

„Besorge Alles, aber rasch“, konnte sie nur noch schnell hinzufügen.

Dem sich entfernenden Diener begegnete in der Thür der zurückkehrende Schwachsinnige.

Er war eilig, er sah halb verdrießlich, halb vergnügt aus.

„Es sind Husaren angekommen, Frau Schwägerin.“

„Husaren?“

„Und wissen Sie, wer sie führt?“

„Nun?“

„Der Lieutenant von Schreckenberg.“

Die Generalin erschrack.

„Der?“ rief sie.

„Ja, ja, Schwester, er ist ein unangenehmer, anekelnder Mensch. Ich könnte ihn erstechen, erschießen —“

„Was will er hier, mit den Husaren?“ fragte, wieder gleichgültig, die Generalin.

Da wurde der Schwachsinnige vergnügt.

„Was sie wollen? Ei, sie suchen hier einen Menschen, den sie erschießen wollen. Morgen in der Stadt soll er erschossen werden. Er ist ein Hochverräther, ein Demokrat. Ich werde hinausfahren. Ich habe noch nie einen Menschen erschießen sehen. Und wissen Sie was, Frau Schwägerin? Da fällt mir der Joachim wieder ein. Wenn der den Menschen verborgen hielte? Warum schlich er so? Er ist nicht mehr hier. Ich muß ihm nach. Ich muß sehen, wie der Mensch erschossen wird.“

Er eilte mit seinen langen, eilenden, schleichenden Schritten fort.

Die Generalin sah ihm mit Schrecken nach. Ein neuer Schrecken kam ihr entgegen.

Ein Husarenlieutenant trat zu ihr ein, ein kleiner, zierlicher junger Mann, etwa im Anfange der dreißiger Jahre. Ein häßliches verbindliches Lächeln schwebte, wie es schien, immer auf seinen Lippen. In seinen Augen glühte aber etwas ganz Anderes, und wenn früher die Andeutung des Schwachsinnigen richtig gewesen war, daß der Lieutenant von Schreckenberg zu den Liebhabern der

schönen Generalswittwe gehöre, und wenn andererseits aus manchem bisher Erzählten mag zu entnehmen gewesen sein, daß der Herr von Schreckenberg nicht ein begünstigter Liebhaber der Dame war, so ist klar, daß die Generalin allerdings Veranlassung haben konnte, bei seinem Anblick recht tief und heftig zu erschrecken. Freilich war sie nicht die Dame, die von einem Schreck sich leicht überwältigen ließ.

„Gnädige Frau", hob der Lieutenant mit der devotesten Höflichkeit an, „ich bitte ganz unterthänig, mein Eindringen hier verzeihen zu wollen; ich fand keinen Bedienten, durch den ich mich hätte können anmelden lassen."

„Da bedürften nur meine Bedienten meiner Verzeihung," sagte die Generalin kalt, aber doch mit einem halb freundlichen Lächeln.

Der Officier fuhr in derselben Weise fort.

„Ich würde dennoch die Dehors nicht aus den Augen gesetzt haben, wenn nicht der Dienst mit einer unabweislichen Nothwendigkeit mich dazu gezwungen hätte."

„Ei, der Dienst, Herr von Schreckenberg? Darf ich fragen, welcher? Es gibt zwar Herren- und Frauendienst, auch noch Gottesdienst; indeß fromm sind die Herren Lieutenants nur in der Residenz."

„Ich bin in Königlichem Dienste hier, gnädige Frau."

„Sie erschrecken mich, Herr von Schreckenberg."

„Ich bin in der militairischen Verfolgung eines Aufrührers und Hochverräthers begriffen."

„Ah, das gehört jetzt zum Kriegsdienst?"

„Der Verfolgte stand im offenen Kampfe gegen uns; er wurde mit den Waffen in der Hand ergriffen."

„Er hatte also Muth?"

„Den Muth des Aufrührers."

„Und weiter? Was führt Sie nun zu mir?"

„Er hat Mittel gefunden, zu entfliehen."

„Deshalb verfolgen Sie ihn?"

„Wie ich die Ehre habe zu sagen."

„Zu welchem Zwecke?"

„Er soll vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden."

„Der Feind, der muthig kämpft? Ist das neues Kriegsrecht?“

„Standrecht gegen Verbrecher, Excellenz.“

Der Lieutenant sprach zum ersten Male seine Worte etwas gereizt und scharf aus. Man mußte es ihm lassen, er hatte sich lange gehalten.

Die Dame gab nicht nach.

„Mein Gott, Herr Lieutenant,“ sagte sie, „Sie sagen das so amtsmäßig, oder beim Militair heißt es ja wohl dienstmäßig, als wenn ich eine Mitschuldige des Aufrührers wäre, gegen die Sie ebenfalls standrechtlich verfahren wollen.“

Der Lieutenant wurde wieder devot und süß dabei.

„Wie könnte mir ein solcher Gedanke kommen, Excellenz? Ich bezweifle sogar, daß Ihnen nur der Name des Menschen bekannt ist. Er heißt Braun, ist Doctor der Rechte — oder sollte Ihre Excellenz ihn doch kennen? Da fällt mir ein, daß ich einmal davon gehört, er habe in der Residenz das Glück gehabt, von Ihnen gekannt zu sein.“

Die Dame hielt sich musterhaft der süßen Bosheit gegenüber.

„Sie haben Recht, Herr von Schreckenberg. Den Doctor Braun habe ich sehr gut gekannt. Ihn also verfolgen Sie?“

„Ihn, gnädige Frau.“

„Und er soll erschossen werden? Der arme Mensch! Und da fällt mir auch etwas ein: Es war ein Kampf in der Stadt?“

„Ein hartnäckiger Straßenkampf, Excellenz.“

„Die Bürgerschaft war schon seit längerer Zeit mit ihrem Magistrat unzufrieden gewesen. Sie hatte ihm Unterschleife vorgeworfen; das Geld der Stadt und Bürger werde zu anderen Zwecken verwendet, zum Nutzen der Angehörigen und Freunde der Magistratsherren. Man hatte zuletzt Rechnungslegung gefordert, von den Vätern der Stadt. Diese, anstatt dem Verlangen nachzukommen, hatten die Wortführer der ungehorsamen, widerspenstigen Bürger einsperren lassen. Darüber hatten sie sich alle zusammengerottet, und die Regierung, anstatt die Sache zu untersuchen, hatte ein halbes Regiment Husaren hingeschickt. Da war der offene Aufruhr entstanden. Die Husaren schlugen ihn nieder. Sie hatten leichte Mühe, sie kämpften sogar meist nur gegen Frauen und Kinder. Ach, mein Herr Lieutenant von Schrecken-

berg, es wurde mir erzählt, eine Anzahl Frauen und Kinder seien in die Kirche, und von da, da sie sich in die Thürme hinauf geflüchtet, auch weiter in diesen, bis hoch oben hin verfolgt worden, und von da oben seien sie — ich will nicht behaupten, von den verfolgenden Husaren, Gott behüte mich, Sie wissen, das Gerücht erfindet, übertreibt — aber von ihrer eigenen Todesangst, aus den Fenstern gestürzt und so auf die entsetzlichste Weise um das Leben gekommen. Ist das wahr, Herr von Schreckenberg?"

Die Generalin, wie sehr sie mit kaltem Hohne begonnen hatte, war zuletzt in einen lebhaften Eifer gerathen. Ihr Gesicht glühte, ihre Augen warfen leuchtende Blitze. Und wie schön war sie! Wußte sie das auch? Und war auch dieser Eifer und Zorn Koketterie? Kokett war sie. Sie hatte aber doch wohl auch ein Herz, und das Herz eines Weibes kann leicht verletzt werden und wird dann leicht zu dem einer Löwin. Warum hatte der Lieutenant sie zuerst angegriffen?

Er war verlegen geworden.

„Es waren allerdings leider Mißverständnisse, aber, wie Ihre Excellenz richtig bemerken, das Gerücht übertreibt —"

„Es hat also nur übertrieben?" rief die Generalin, und sie trat unwillkürlich ein paar Schritte von dem Offizier zurück.

Dann hatte sie aber mit jener sicheren Gewalt und zugleich schnellen Gewandtheit, die nur den Frauen eigen sind, die volle Herrschaft über sich zurückgewonnen. Sie trat ruhig wieder vor, sah ihn lächelnd an und sagte mit dem klarsten, vollsten Bewußtsein:

„Entschuldigen Sie einem unwillkürlichen Gefühle, Herr Lieutenant. Sie waren dabei dienstlich, und auch hier stehen Sie dienstlich einer wehrlosen Frau gegenüber. Da überkam mich unwillkürlich —"

Sie brach ab.

Was waren gegen diese Bosheit alle jene süßen Worte des Lieutenants gewesen? Er fühlte es. Aber es fehlte auch ihm nicht an Selbstherrschaft und Gewandtheit. Er stand nur der Dame gegenüber.

„Gnädige Frau," sagte er süß, „Ihre schönen Augen allein sind eine Waffe, die Helden niederwirft."

„Nicht auch in die Flucht schlägt?" rief die Dame in noch größerer Bosheit.

Der Lieutenant wurde glühend roth. Wer ihn sah, und wußte er auch nicht von dem, was jemals zwischen den Beiden vorgefallen war, mußte denken: wenn der von dieser Dame keinen Korb erhalten hat, so hat noch kein Lieutenant einen Korb erhalten.

Er war geschlagen.

Die Dame verfolgte ihren Sieg nicht; sie hatte sich gerächt, das hatte sie gewollt und hatte der Rache genug.

„Sie sind also in der Verfolgung des Doktors begriffen?" fragte sie ruhig.

„Ja, Excellenz."

„Und Sie suchen ihn bei mir? Ihre Einleitungen schienen das anzudeuten."

„Ich bedauere, daß es so ist. Ich war auf seiner Spur; er hatte sich nach dieser Gegend gewandt, und ich hatte ihn fast eingeholt, als er mir unmittelbar an diesem Schlosse spurlos entkommen war. Eine falsche Nachricht führte mich zur Grenze; ein Gerücht aber rief mich hierher zurück. Landleute wollten gehört haben, er habe in diesem Schlosse Aufnahme gefunden; man wollte sogar speziell wissen, vom Parke aus."

„Das Gerücht?" sagte die Generalin. „Sie wissen, es übertreibt."

„Ihrer Excellenz ist also von der Sache nichts bekannt?"

„Mein Schloß ist keine Herberge für Hochverräther und Aufrührer."

Mit den paar Worten der Dame schien sich ein eigenthümlicher Zustand in dem Innern des Offiziers entwickelt zu haben. Er stand, wie in einem schweren Kampfe mit sich, den er zu verbergen suchte, den er nicht verbergen konnte.

„Gnädige Frau," hob er zögernd an, „meine Nachrichten sind positiver, als ich Ihnen eben glaubte sagen zu dürfen."

„Und," fragte die Generalin ruhig.

„Sie sind von der Art, daß sie mich zwingen —"

„Nun, wozu? Sie stocken?"

„Sie haben mich schon gezwungen. Ich habe Schloß und Garten auf allen Seiten von meinen Leuten müssen besetzen lassen."

„Und was wären Sie weiter gezwungen?"

„Gnädige Frau, der Verfolgte ist hier bei Ihnen. Er kann

nur hier sein. Meine Aufgabe ist, seiner habhaft zu werden, also nach ihm zu suchen. Hier, in Ihrem Schlosse, in Ihren Gemächern —"

„Fahren Sie fort, mein Herr. Eine Haussuchung also!"

„Gnädige Frau, wir sind hier allein."

„So viel ich weiß."

„Wir waren in einer anderen Stunde allein. Sie sprachen damals ein vernichtendes Wort zu mir."

Die Generalin erblaßte.

„Mein Herr —!"

„Nehmen Sie das Wort zurück, sprechen Sie ein Ja für das Nein —"

Die Generalin erhob sich mit stolzer Verachtung.

„Mein Herr, Sie mußten mit sich kämpfen, ehe Sie die Worte aussprechen konnten. Es ist also noch ein Funken Ehre in Ihnen. Ich muß Ihnen dennoch jenes Wort wiederholen: Ich kann niemals die Ihrige werden. — Halten Sie die Haussuchung bei mir ab."

Sie neigte stolz das Haupt, um ihm zu erkennen zu geben, daß er entlassen sei.

Er ging; er schwankte aus dem Gemache. Doch konnte man seine Zähne knirschen hören.

Die Generalin sah ihm sinnend und sorgenvoll nach.

V.
Ein verschmähter Liebhaber.

Der alte Joachim hatte schon in seinem Stübchen etwas aufgeräumt. Er eilte dann in den Garten zu dem Pavillon, um den Patienten herauszuführen. Ungehindert kam er hin und sah und hörte nichts Verdächtiges. Er traf den Verwundeten in einem leichten Wundfieber.

„Darf ich bitten, mir zu folgen?"

„Wohin?"

„Zum Schlosse."

„Warum wollen Sie mich nicht zur Grenze bringen?"

„Warum?" sagte der Diener, der es selbst nicht wußte.

„Sie kennen doch gewiß geheime Wege dahin, und der Abend ist sehr dunkel."

„Sie haben Fieber, da können Sie den Weg nicht machen."

„Ich fühle mich stark genug."

„Ich muß das besser wissen."

„Ich werde doch meine Kräfte beurtheilen können."

„Kurz und gut, Sie sollen mir folgen."

Der Verfolgte ergab sich, gegen den alten Brummbären konnte er nichts ausrichten.

„Wohin werden Sie mich im Schlosse führen?" fragte er nur noch mit einer allerdings etwas auffallenden Neugierde.

„In mein Stübchen, die gnädige Frau hat es befohlen. Dort sind Sie am sichersten."

Sie verließen den Pavillon und gingen auf das Schloß zu. Dort vernahmen sie das Geräusch der hin- und herreitenden Husaren, während im Garten Alles still war. Sie nahmen ihren Weg nach einem Hinterpförtchen des Schlosses hin.

Auf einmal sprang Jemand hinter einer Hecke hervor, es war der schwachsinnige Baron.

„Ha, ha, habe ich den Schleicher?" rief er. „Und den da auch?"

Er wollte auf den Verwundeten losstürzen.

Aber der alte Joachim war nicht blos ein braver Diener und guter Chirurg; er war vor Allem ein Mann der Geistesgegenwart.

„Spitzbube," rief er, indem er den Baron am Kragen packte „was thut er hier in einem fremden Garten?"

„Ich bin ja der Baron," sagte dieser.

„Was will er sein, er frecher Geselle? Ein Dieb ist er, der die Frau Generalin bestehlen will. Fort zum Amtmann."

„Aber Joachim, kennst Du mich denn nicht?"

„Wir werden ihn schon kennen lernen."

„Joachim, ich glaube wahrhaftig, Du bist verrückt geworden."

„Ich verrückt? Aber wozu noch weitere Redensarten? Fort zum Gefängnisse mit ihm, ins Hundeloch."

Er wollte ihn mit sich fortziehen.

Der arme Baron kam aus dem Erstaunen in die Angst. Er gab gute Worte.

„Liebster, bester Joachim, nur nicht in das Gefängniß. Du irrst Dich gewiß. Ich bin wahrhaftig der Baron. Welche Schande, wenn ich in das Hundeloch käme."

„Mensch, spricht er noch ein Wort von Baron —“

Der Baron lamentirte.

„Guter Gott, bin ich denn wirklich nicht mehr der Baron? Ich meinte es doch. Ins Hundeloch soll ich? Joachim, bester Joachim, nur dies eine Mal noch laß mich los.“

„Ja, wenn Du so bittest,“ sagte Joachim, „dann ist es etwas Anderes. Du bist ohnehin ein armer Teufel, dem Frau und Kinder zu Hause hungern. Marschir'! Aber den kürzesten, geradesten Weg zu den Remisen, und laß Dich nicht wieder vor mir sehen, wenn Du nicht ins Hundeloch willst.“

Er ließ ihn los.

Der Baron lief, was er laufen konnte, nach den Remisen hin. —

Joachim hatte sich dennoch verrechnet, oder vielmehr er hatte geradezu einen dummen Streich gemacht. Gleich nachher sah er es ein.

„In mein Stübchen dürfen Sie nun nicht,“ sagte er zu seinem Begleiter.

„Und wohin denn?“

„Es gibt jetzt nur noch einen Ort, wo Sie sicher sind.“

„Und wo wäre der?“

„Bei der Frau Generalin.“

Der Verwundete zuckte auf.

„Nein,“ sagte er entschieden.

„Die gnädige Frau sprach selbst davon.“

„Führen Sie mich anderswohin.“

„Aber ich begreife nicht —“

Der Verwundete mochte einsehen, daß er zu weit gegangen war.

„Ich kann die gnädige Frau nicht einer unmittelbaren Gefahr um meinetwillen aussetzen. Bringen Sie mich über die Grenze; ich fühle mich stark.

„In diesem Zustande? Sie kommen keine hundert Schritte weit.“

Man hörte jetzt in der That den schnellen und schweren Athem des Verwundeten. Das Wundfieber hatte unter der äußeren Unruhe und inneren Aufregung rasch und stark zugenommen; er mußte es selbst fühlen.

„Kommen Sie, kommen Sie", sagte der alte Joachim, faßte ihn unter den Arm und zog ihn weiter, durch den Garten, durch das unbesetzte Hinterpförtchen des Schlosses, in diesem auf dunklen, verborgenen Treppen zu dem Zimmer der Generalin.

Die schöne Wittwe saß noch sinnend und sorgenvoll da.

Wenige Augenblicke nachher aber trugen ihre Lippen wieder ein schalkhaftes Lächeln und ihr ganzes Gesicht die Laune des Uebermuthes.

Aber Uebermuth thut selten gut.

Sie war aufgesprungen.

„Excellenz halten zu Gnaden," sagte der Diener, „ich mußte doch mit dem Patienten hierher kommen."

„Was ist vorgefallen?"

„Ich werde es Ihnen gleich erzählen. Vor Allem bedarf der Patient der Pflege."

Es war wirklich so, denn des Verwundeten hatte sich schnell das heftigste Fieber bemächtigt.

Die Generalin wollte erschrecken.

„Es hat nichts zu sagen," meinte aber der Diener, „wenn er nur ein Paar Stunden ganz ausruhen kann. Ich könnte ihn dann sogar noch heute Nacht über die Grenze bringen."

„Wer weiß?" erwiderte darauf die Generalin.

Sie hatte sich den Patienten genauer angesehen und gewahrte trotz des heftigen Fiebers in seinem Gesichte noch jenes finstere Aussehen, in dem sie ihn im Pavillon verlassen hatte.

Und nun triumphirte sie, wenn sie es auch noch verbarg.

„Dort, dort, in der Ecke meines Sophas," sagte sie zu dem Patienten, und sie führte ihn selbst hin. „Hierher! Es ist dieselbe Stelle, an der ich auszuruhen pflege; Sie werden auch Ruhe dort finden, das Sopha ist bequem und weich."

Sie bettete ihn bequem und weich und ihr weicher, warmer Arm streifte sein finsteres Gesicht, und es wurde noch finsterer.

„Und nun erzähle, Joachim."

Als Joachim erzählt hatte, wurde sie noch fröhlicher, und sie hielt sich nicht mehr zurück.

„Sie werden das Schloß durchsuchen, jetzt sicher, denn mein Schwager wird plaudern. Aber hierher in mein Zimmer werden sie nicht kommen. Wir haben nur noch eine Vorsicht zu gebrauchen:

Du, Joachim, darfst Dich nicht anders bei mir sehen lassen, als wenn ich Dich offen vor den Leuten rufen lasse; anderswo im Schlosse magst Du Dich umhertreiben selbst auf geheimnißvolle verdächtige Weise. Nur die Nähe meiner Zimmer meide."

Damit mußte der alte Diener gehen, und die Generalin Regensberg und der junge Doktor Braun waren in dem Zimmer allein.

Sie verschloß das Zimmer, dann verhängte sie dicht die Fenster und dämpfte noch mehr den Schimmer der Astrallampe. Das Zimmer hatte das Halbdunkel einer eigentlichen Krankenstube; es herrschte auch deren Stille darin.

Sie stellte sich vor den Kranken und sah ihn mit ihrem schalkhaften, übermüthigen Lächeln an. Er hatte die Augen geschlossen; sein Athem war ruhiger, gleichmäßiger. Das Fieber mußte nachgelassen haben, es war vorhin wohl nur, in Folge der plötzlichen Aufregung, augenblicklich so heftig geworden. Der Schlummer, in den die Ermattung den Kranken eingewiegt, hatte es schnell wieder gemildert.

Die Dame beobachtete ihn scharf.

Er schläft wirklich, hauchten dann ihre Lippen, und nun verschwand von diesen auch das Lächeln und der Uebermuth. Sie sah mit innigem, wehmüthigen Blick auf den Kranken. Sie stand lange so. Es schien ihr weher und weher um das Herz zu werden.

Liebt er mich wirklich nicht mehr? Hätte er jene ganze starke Liebe aus seinem Herzen reißen können? Und mußte er es nicht? War er nicht betrogen? bin ich ihm nicht die Betrügerin? die kalte, herzlose, egoistische Betrügerin? — Aber bin ich es denn? Muß ich es ihm denn bleiben? — Darf ich ihm die Wahrheit sagen? darf ich mich ihm hinwerfen, um von ihm zurückgeworfen zu werden? Welcher Triumph für ihn, für seinen Haß, seine Rache! Seine Rache? Nein, nein, er kann mich hassen, er muß es. Aber der Rache ist das Herz nicht fähig, das mich geliebt hat, das ich noch liebe. Dennoch darf ich es nicht wagen. Wenn ich auch Mitleiden in ihm fände — o, nur Mitleiden — ich könnte es nicht ertragen. — Wenn er gar eine Andere liebte! Es sind über zwei Jahre seitdem verflossen! — Wer in dieses Herz sehen könnte, ob er mich noch liebt! Ich glaubte ihn ver-

gessen zu haben, sein Andenken aus meinem Herzen hinausspotten zu können. Es ist ja nicht möglich!

Sie wurde trauriger, sie nahm einen Stuhl und setzte sich dem Schlummernden gegenüber. Ihr Auge wich nicht von ihm, als wenn sie in seinem Schlafe lesen wollte, ob sein Herz sie noch liebe, ob er nicht eine Andere liebe.

Er schlug die Augen auf, sie hatte schon lange vor ihm gesessen. Der Schlummer hatte ihm wohlgethan. Aus seinem Gesichte war die Hitze und Röthe des Fiebers verschwunden, sein Blick war wieder klar. Der klare Blick fiel in das wehmüthig sinnende Gesicht, so nahe ihm gegenüber, in die Augen, die so schmerzlich auf ihm ruhten, um in seinen Zügen zu lesen, ob er sie liebe.

Er sah sie einen Augenblick überrascht an, wie man eine plötzliche, fremde Erscheinung ansieht. Dann hatte er sich besonnen; er senkte sein Auge vor sich nieder, wie mit einem gewissen Gefühle der Schicklichkeit, als wenn seine Lage und die Dankbarkeit, die er seiner Retterin schulde, ihm nicht gestatteten, ihr das zu zeigen, was er in seinem Inneren für sie empfinde, sei es nun Haß und Verachtung oder auch Gleichgültigkeit und Kälte.

Die schöne, junge Wittwe mußte aufstehen und sich abwenden, um ihm die Thräne nicht zu zeigen, die plötzlich in ihr Auge schoß. Es war diesmal keine Thräne des Zornes und des Verdrusses; der Schmerz des Herzens drang aus dem Auge. Und während sie mit aller äußeren Sorge und Sorgfalt die Vorhänge an den Fenstern fester zusammenzog, zitterte es über ihre Lippen:

Ich ertrage es nicht mehr. Ich muß Klarheit haben.

Sie kehrte zu seinem Lager zurück und setzte sich ihm wieder gegenüber.

Er hatte den Blick noch niedergeschlagen; er hatte sich nicht nach ihr umgesehen und sah nicht nach ihr auf.

Sie mußte einen Seufzer unterdrücken.

Aber sie mußte volle Klarheit haben.

„Sie fühlen sich frischer?“ fragte sie ihn mit theilnehmender Stimme.

„Ich danke es allein Ihnen, gnädige Frau,“ antwortete er mit ruhiger Höflichkeit.

Die kalte Antwort schreckte sie nicht ab.

„Sie fühlen sich also in der That wohler?"

„So wohl, daß ich noch in dieser Stunde Sie um Ihre Erlaubniß bitten darf, Ihnen nicht länger zur Last fallen zu müssen."

„Sie wollen noch in dieser Nacht fort?"

„Meine Sicherheit fordert es; für Sie, gnädige Frau, noch mehr meine Ehre."

„Sie sind bei mir vollkommen sicher; folglich bin ich es ebenfalls.

„Ich fühle Sie und mich nur jenseits der Grenze sicher."

„Herr Braun, treibt nicht ein anderes Gefühl Sie von hier fort?"

„Ich wüßte nicht, gnädige Frau."

„Wenn ich Sie nun bitte, dringend bitte, hier zu bleiben?"

„Gnädige Frau, Sie wissen, in welcher Gefahr ich bin; es handelt sich um mein Leben. Was könnte Sie zu einer Bitte veranlassen, die es auf das Spiel setzt?"

„Ich versichere Sie, ich halte Sie hier sicherer, als in der heutigen Nacht auf dem zweifelhaften Wege zu der allenthalben besetzten Grenze."

„Mich aber beruhigt dieser Weg mehr."

Er sagte es mit der kältesten Entschiedenheit.

„Herr Braun," sagte die Dame, und ihre Stimme wurde weicher — „ich mußte Sie schon einmal fragen, ob das Gefühl, mir Dank zu schulden, Sie nicht drücke?"

„Ich habe Ihnen darauf geantwortet, gnädige Frau."

„Es war eine harte Antwort; haben Sie keine andere?"

„Ich würde es sehr bedauern, gnädige Frau, wenn ich durch meine Worte das aus den Augen gesetzt hätte, was ich Ihnen schuldig bin, heute schuldig geworden bin."

„Haben Sie für mein Herz keine anderen Worte?"

„Für Ihr Herz?"

„Robert!"

„Excellenz?"

„Ich habe Ihnen einst wehe gethan."

„Daran erinnern Sie mich?"

„Ich muß es."

„Um alte Wunden in mir aufzureißen? Ihre Excellenz würden sich darin täuschen. Wunden, recht fest vernarbt, reißen nicht wieder auf. Die früher kranken Stellen sind nun vollständig, für immer geheilt, gesunder geworden, als sie je vorher waren."

Er sprach auch das mit voller Ruhe, zuletzt sogar ohne Bitterkeit.

Die Generalin erblaßte. Aber sie mußte fortfahren.

„Sie thun mir Unrecht. Ihr eigenes Gefühl muß es Ihnen bei ruhigem Nachdenken sagen. Es muß Ihnen aber auch sagen, wie sehr es mich drängen muß, mich vor einem Manne zu rechtfertigen, den ich achte."

Der Kranke lächelte bitter, und er konnte noch bitterere Worte nicht unterdrücken.

„Gnädige Frau, Sie glaubten vorhin, Ihre Achtung mir durch jenes Spiel beweisen zu müssen, das ich Ihnen mit dem fremden Namen bezeichnete, und das deutsche Frauen sich nie gegen einen Mann erlauben sollten."

„Ihr Vorwurf ist gerecht," beugte die Generalin das Haupt.

Wie anders hätte sie unter anderen Umständen geantwortet! Wie unglücklich mußte sie sich jetzt fühlen.

„Und spielen Sie nicht in diesem Augenblicke wieder dasselbe Spiel?" fragte er.

„Robert! — Herr Braun!"

„Das Herz einer koketten Frau ist unergründlich — wenn sie ein Herz hat. — Aber entschuldigen Sie meine Unterbrechungen. Sie wollten sich rechtfertigen, sagten Sie. Es sei ein Bedürfniß für Sie. Ich weiß das nicht. Ist es aber so, so will ich Ihnen nicht entgegentreten. Indeß, erwägen Sie wohl die einfachen Thatsachen, die vorliegen und die durch keine Gründe, keine Worte, durch nichts in der Welt, aus der Welt, geschafft werden können. Wir hatten uns geliebt, lange, von unserer frühen Jugend an. Unsere Liebe wuchs mit den Jahren. Sie war für mich die Wurzel meines Lebens, sie war mir das Leben selbst geworden. Nie, nie kann ein Mensch inniger, treuer, stärker und fester geliebt haben, als ich Sie liebte. Sie versicherten mir dasselbe, Sie zeigten es mir auch. So hatte ich gemeint. Wir wurden Verlobte, noch nicht öffentlich; wir konnten auch in der ersten Zeit noch nicht an unsere Verbindung denken. Wir

waren Beide ohne Vermögen, und ich mußte mir zunächst eine Existenz als Advokat verschaffen. Unsere Liebe wurde um desto inniger, herzlicher, vertrauter. Auf einmal wurden Sie kalt gegen mich — ich hatte Ihnen nicht die geringste Veranlassung dazu gegeben. Dann ging Ihre Kälte in Feindseligkeit über, gleichfalls, ohne daß ich einen Grund auch nur zu ahnen vermochte. Ich blieb derselbe. Da waren Sie vierzehn Tage für mich unzugänglich, unsichtbar. Als die vierzehn Tage um waren, las ich in den Zeitungen Ihre Verlobung mit dem General von Regensberg. Vier Wochen später waren Sie Excellenz und die reichste Frau des Landes. Es war freilich eine andere Existenz, als die der Frau eines armen Advokaten. Ich hatte nie wieder etwas von Ihnen gehört. Das sind die Thatsachen, und sie sind, wie gesagt, sehr einfach. Bedürfen Sie noch einer Rechtfertigung, wohlan, ich höre zu."

Er hatte ruhig, und wieder ohne Bitterkeit gesprochen.

Die Generalin hatte ihm still zugehört, ohne einen Versuch, ihn zu unterbrechen. In ihre Augen waren Thränen getreten, als er von ihrer ersten Liebe sprach; dann eine Hoffnung. Als er aber immer kalt blieb, fast mit jedem Worte kälter und ruhiger wurde und immer ohne Bitterkeit bleiben konnte, da las man in ihrem Gesichte, wie das Herz ihr mehr und mehr zaghaft wurde.

Er liebt mich nicht mehr! Wozu meine Rechtfertigung? Mich an ihn wegzuwerfen?

Sie blickte nachdenklich, unschlüssig vor sich nieder.

Er mußte sie doch fragend ansehen. Dann mußten auch seine Lippen fragen.

„Sie haben keine Antwort?"

Sie blickte auf und sah die fragenden Augen. Eine leise Hoffnung wollte wieder in ihr Herz treten.

„Wünschen Sie eine Antwort von mir?" fragte sie.

Jetzt mußte er mit sich kämpfen.

„Sie sagten, Ihre Rechtfertigung sei Ihnen ein Bedürfniß."

Aber er konnte die Augen nicht aufschlagen, indem er das sagte.

Und die Generalin, die feine Frau, die schon so früh das Leben und die Herzen der Menschen hatte kennen lernen müssen,

mußte den Blick abwenden, um ihm den plötzlichen Triumph ihres Innern nicht zu zeigen.

Er liebt mich, er liebt mich doch. Er liebt keine Andere Er will meine Rechtfertigung hören, er verlangt mehr darnach als ich. Ich bin ihm nicht gleichgiltig. Er hat mich gehaßt, er haßt mich noch, aber er fühlt schon das Bedürfniß, den Haß aus seinem Herzen zu reißen, um die Liebe, die alte Liebe wieder hin einziehen zu lassen. Und ich Verblendete, daß ich es nicht schon früher gewahrte, im Pavillon schon! Aber freilich, er war aufgeregt von seiner Verfolgung und seiner Wunde, und ich war befangen von meiner Angst!"

Und die triumphirende feine Frau war auch wieder die kokettirende. Den Geliebten mit allen Fesseln, die sie für ihn hatte, wieder an sich zu ziehen, es war ihr ein Bedürfniß geworden, der Frau, die sich gewiß rechtfertigen konnte und die, wenn sie es konnte, gewiß schon recht tief unglücklich gewesen war, mit einem Herzen, das dennoch in diesem Unglücke den frischesten Muth des Lebens hatte bewahren können.

„Ein Bedürfniß?" erwiderte sie dem Kranken. „Aber Sie wollten das ja nicht anerkennen und sprachen nur von einem neuen Spiel, von jenem Spiele, das deutsche Frauen —"

Er mußte sie ansehen, aber es war ein schmerzlicher Blick.

Sie triumphirte von Neuem und nun verhehlte sie es ihm nicht mehr. Sie war ihrer Sache immer gewisser geworden und wurde fröhlich wie ein Kind.

„Ja, ja," rief sie; „sehen Sie mich nur darauf an, daß ich jetzt, jetzt wirklich wieder kokettire. Aber, daß ich das kann, daß ich das in diesem Augenblicke kann, muß Ihnen das allein nicht schon meine Rechtfertigung sein? Muß Ihnen das nicht mit lauter Stimme zurufen, daß mein Herz Sie nie, nie hat betrügen können, daß mein Herz —"

Er war erblaßt und starrte sie an, hoffend, fürchtend, zweifelnd!

„Aber," fuhr sie in ihrer Fröhlichkeit fort, „ich soll Ihnen dieses mein Herz wohl hinwerfen, einem Herzen, nein, einem Menschen, der meinem armen Herzen kalt und roh vorwerfen konnte, es habe kein Verständniß für Liebe, ich glaube auch für Vaterland und Volk, es kenne nur den hohlen, äußern Glanz, Reich-

thum, Aristokratie und was darum und daran hängt! „Nein, nein, mein Herr, erst bitten Sie mich um Verzeihung, ehe Sie ein Wort weiter von mir —"

Sie brach zum dritten Male ab, und diesmal mußte sie es. Es wurde an die Thür geklopft.

Sie hatten in ihrem Eifer Beide nicht gehört, daß draußen im Gange sich mehrere Schritte dem Zimmer genaht hatten.

Die Generalin war heftig erschrocken, das Klopfen war ein fremdes.

VI.

Ein Gensdarmerie-Wachtmeister.

Der Lieutenant von Schreckenberg hatte Succurs erhalten. Ein Paar Abtheilungen Husaren waren im Schlosse eingetroffen, außerdem mehrere Gensdarmen. Die in der Gegend verbreitete Nachricht, der verfolgte Hochverräther befinde sich im Schlosse der Generalin von Regensberg, hatte sie hergeführt. Die brave Bäuerin, die dem Verfolgten geholfen, hatte nicht geplaudert; aber der kluge und vorsichtige Bauer, der Staatsaffairen nur den gesetzten Leuten und der hohen Obrigkeit überlassen wollte, hatte Einzelnes gehört und gesehen, Anderes combinirt und noch Anderes errathen und erfunden, und dann seine Weisheit nicht für sich behalten können.

Der Herr von Schreckenberg war der einzige Officier der versammelten Truppen geblieben; er war also auch ihr souveräner Commandeur. Gleichwohl hielt er einen Kriegsrath mit den ältesten Unterofficieren der Husaren und dem Wachtmeister der Gensdarmen. Gewöhnlich wird in Berathungen, in denen der Eine souverän ist, und die Anderen ihm unterworfen sind, der Vorschlag des Ersteren als ein unbedingter Befehl angesehen und angenommen. Hier war es indeß anders. Der Lieutenant hatte eine strenge Durchsuchung des Schlosses nach dem Verfolgten vorgeschlagen. Dagegen hatte sich der Wachtmeister der Gensdarmen erhoben.

Nach den Gesetzen werde zu einer Haussuchung dringend eine hohe Wahrscheinlichkeit erfordert, daß der Gesuchte in dem

Hause zu finden sei; hier habe man nichts als allgemeine und unbestimmte Gerüchte.

Ein Wachtmeister der Gensdarmerie der Vertreter des Gesetzes! Freilich, einem Husarenlieutenant gegenüber.

Der Lieutenant wurde verlegen. Auf der Seite des Wachtmeisters stand auch noch so manches Andere, was ihm, zumal wenn der Verfolgte nicht gefunden wurde, bei dem hohen Range und der allgemeinen Achtung der dann durch ihn compromittirten Dame eine schwere Verantwortlichkeit auflegen konnte. Ein Zufall schien ihn retten zu sollen.

Der schwachsinnige Baron von Regensberg erschien in der berathenden Versammlung. Er kannte den Herrn von Schreckenberg; er hatte ihn ja noch vor einigen Stunden erschießen wollen, weil er ihn für einen begünstigten Bewerber seiner Schwägerin hielt. Dennoch wandte er sich an ihn sehr vergnügt, freilich auch sehr geheimnißvoll.

„Lieber Herr Lieutenant, Sie suchen hier Jemanden?"

„Ja, Baron."

„Einen, den Sie wollen todtschießen lassen?"

„Ich? Gott behüte mich —"

„Sie stehen noch hier, Wachtmeister?"

„Wie der Herr Baron sehen!"

„Und unterdeß wird drinnen Alles auf die Seite geschafft?"

„Wer sollte das thun?"

„Nun, nun, meine Frau Schwägerin."

„Ihre Excellenz hat hier immer ruhig an der Thür gestanden, ich habe mit ihr gesprochen."

Der Baron machte einen Satz vor Freude.

„Dann haben wir ihn! Dann haben wir ihn!"

Der Wachtmeister sah ihn verwundert an.

„Hören Sie, Wachtmeisterchen. Wie der Mensch erschossen wird, das muß ich nun einmal sehen. War er nicht beim alten Joachim, so mußte er hier sein. Ich stelle mich draußen und lauere nach den Fenstern hinauf. Sie waren zwar dicht mit den Vorhängen behangen, aber ich konnte doch sehen, wie ein Schatten hin und her flog, und wenn meine Frau Schwägerin immer hier an der Thür mit Ihnen gesprochen hat —"

„Immer, Herr Baron."

„Dann wird es die allerhöchste Zeit, daß Sie endlich hineingehen."

„Die gnädige Frau will nur nicht öffnen," meinte der Wachtmeister.

„Ah, sie muß. — Frau Schwägerin," rief er durch die Thür.

„Was wollen Sie, Schwager?"

„Frau Schwägerin, wissen Sie, wen Sie bei sich haben?"

„Ich habe Niemanden bei mir."

„Doch, doch, Frau Schwägerin, einen Hochverräther, einen Demokraten."

„Hier ist Niemand bei mir, sage ich Ihnen."

„Frau Schwägerin," rief bittend der Baron.

„Was wollen Sie?"

„Geben Sie mir den Menschen heraus, er soll erschossen werden; der Lieutenant von Schreckenberg hat mir sein Ehrenwort darauf gegeben. Ich habe noch nie einen Menschen erschießen sehen. Sie allein werden mir doch die Freude nicht verderben wollen?"

Er bat innig, herzlich.

Ob der armen, jungen Wittwe das Weinen oder das Lachen näher war?

„Schwager," sagte sie, „ich versichere Ihnen, daß Niemand bei mir ist."

Aber er blieb beim Bitten.

„Lassen Sie nur die Gensdarmen ein, Frau Schwägerin, die werden ihn schon finden."

„Ich lasse keinen Menschen ein, Schwager."

„Aber warum nicht?"

„Ich bin im Negligé."

„Aber es ist ja kein Officier, Frau Schwägerin, nur ein Wachtmeister mit seinen Gensdarmen."

„Gleichviel."

Auch die Geduld des Schwachsinnigen konnte reißen.

„Schwägerin," rief er drohend, „wenn Sie die Thür nicht gleich aufmachen, so lasse ich sie mit Gewalt sprengen.

Sei es, daß die Generalin die Drohung des Irren mehr, als vorhin die des Wachtmeisters fürchtete, oder waren jetzt die

Vorbereitungen fertig, die noch hatten getroffen werden müssen, oder war es sonst etwas Anderes — sie hatte auf einmal rasch die Thür geöffnet.

„Nun, was wollen die Herren?“

Die Herren standen etwas verdutzt vor ihr, der Wachtmeister mit seinen Gensdarmen, wie der schwachköpfige Baron.

Die Generalin — sie war wirklich im tiefsten Negligé, sie hatte während der langen Unterredung wohl Zeit genug zum Umkleiden gehabt — und die schöne Frau war die Unbefangenheit und das freundlichste, schalkhafteste Lächeln selbst.

„Treten Sie herein, meine Herrrn; nur dreist. Sie haben draußen lange genug warten müssen. Sie armer Herr Wachtmeister, Sie thaten mir leid. Aber warum waren Sie auch gleich so brüsk? So forderten Sie meine Laune heraus und die ist zuweilen etwas übermüthig. Nun, sehen Sie nach Belieben sich hier um, hier in meinem Wohnzimmer, und dort in meinem Schlafgemache, die Thür steht offen. Sie sind hier im Namen des Königs und ich bin des Königs gehorsamste Unterthanin.“

Die Herren hatten sich schon längst umgesehen, freilich nur in dem Wohnzimmer der Dame. Sie hatten nichts darin gefunden, keinen Menschen, und keinen Gegenstand, der hätte verrathen können, daß Jemand dagewesen sei.

„Wollen Sie nicht auch unter dem Sopha suchen? Oder meinen Schreibsekretär aufschließen? Sie sehen, sonst ist nichts hier, worin sich auch nur ein Kind verbergen ließe. — Sie schweigen? Sie machen keine Miene? Sie wollen also nicht. — Nun, dann bemühen Sie sich in mein Schlafzimmer, wenn ich bitten darf.“

Hineingeschaut hatten die Herren schon mit halb verlegenen, scheuen, aber auch mit sehr neugierigen, brennenden Blicken.

„Gehen Sie auch hinein, meine Herren.“

Sie gingen auch hinein.

Aber sie sahen auch hier nichts Verdächtiges. Das Gemach war völlig in Ordnung, wie zum Schlafengehen einer Dame, und an Gegenständen, in denen auch nur ein Kind sich hätte verbergen lassen, war nichts da, als zwei große Schränke und das Bett der Dame. Die Schränke waren verschlossen, aber die Schlüssel steck-

ten in den Schlössern. Das Bett war fest mit weißen Vorhängen umzogen. Es war das Bett einer jungen Frau.

Eine Thür war nicht weiter da; auch das Wohnzimmer der Generalin hatte nur die zwei Thüren, die in den Gang und in das Schlafzimmer führten. Hatte also die Dame Jemanden be sich verborgen gehabt, er mußte in einem dieser beiden Zimmer, er konnte nur noch im Schlafgemache sein. Und es konnten ihn hier nur einer der beiden Schränke oder das Bett verbergen.

Das Bett der Dame? Er verfolge und suche eine Mannsperson, hatte der Wachtmeister ausdrücklich gesagt.

„Nun, meine Herren, suchen Sie!“ sagte die Generalin.

„Ich werde hier allein suchen,“ sagte der Wachtmeister zu seinen Gensdarmen.

Er war ein anständiger Mensch.

„Wachtmeister,“ sagte die Generalin, „wenn ich König wäre, ich machte Sie zum Rittmeister.“

Der Wachtmeister ging zu den Schränken, die er einen nach dem andern aufschloß. Sie enthielten Kleider genug, aber eine Mannsperson steckte nicht darin. Er verschloß sie wieder.

Er wandte sich zu dem Bette. Dasselbe stand unter den dichten, tief herunter reichenden weißen Vorhängen so still, so unantastbar, so weiblich, so heimlich, so heilig da. Der alte, brave Soldat warf verlegene Blicke hin; er warf noch verlegenere auf die Dame.

„Nun, Herr Wachtmeister?“

Der Wachtmeister konnte sich nicht rühren.

„Soll ich Ihnen zu Hülfe kommen? die Gardinen öffnen?“

„Gnädige Frau,“ sagte der Wachtmeister mit gepreßter Stimme, „ich thue es wahrhaftig mit schwerem Herzen; aber es ist meine Pflicht —“

Er wollte auf das Bett losschreiten.

Der Generalin klopfte doch das Herz, und aus ihrem Gesicht entwich alle Farbe. Auch die Kraft der stärksten und gewandtesten Dame hat ihre Grenzen.

Ein anderes Klopfen gab ihr die Farbe wieder. Es hielt auch den Wachtmeister zurück.

Es war an der Thür des Wohnzimmers.

„Herein!“ rief die Generalin.

Herein trat der dicke Husarenmajor, Herr von Roth.

„Sie, Major?“ rief die Generalin mit dem bezaubernsten Lächeln auf ihren schönen Lippen.

Aber dann war sie sehr erschrocken.

„Mein Gott, ich bin im tiefsten Negligé!“

„Und reizender, als ich Sie je sah, meine Gnädigste.“

„Und Sie sind ein Officier und kein Wachtmeister.“

„Wie? Was?“

Seine Augen hatten im ersten Augenblicke nur die schöne Frau in Negligé gesehen und verschlungen. Jetzt entdeckten sie auch den Wachtmeister und seine Gensdarmen.

„Ha, Element, was ist das? In Ihrem Schlafzimmer, gnädige Frau?“

„Und der brave Wachtmeister war gerade im Begriffe, auch mein Bett zu visitiren.“

„Höll' und —“

„Herr Major, es ist sein Dienst —“

„Es ist des Teufels Dienst — verzeihen Sie mir, gnädige Frau.“

„Und der Herr von Schreckenberg hat es befohlen.“

Der dicke Major war dunkelroth vor Zorn geworden.

„Hier habe jetzt ich zu befehlen. Wachtmeister, Sie packen sich, Sie melden sich sofort bei dem Lieutenant Schreckenberg und bringen ihm meinen Befehl, auf der Stelle aufsitzen zu lassen.“

Der Wachtmeister mit seinen Leuten ging.

„Und er soll nicht erschossen werden?“ fragte mit kläglicher Stimme der schwachsinnige Baron.

„Wer?“ rief der Major.

„Der Hochverräther, der Demokrat!“

„Herr, hätten Sie vielleicht Lust, erschossen zu werden?“

Der Irre war schon mit Entsetzen zur Thür hinausgeglitten.

Der Major und die Generalin waren allein.

Waren die Beiden ganz allein?

Er wollte seine Augen wieder in den Anblick der reizenden Frau im Negligé versenken.

Aber auch er war im Dienst, und der Dienst ist einmal eine eigenthümliche Sache.

„Gnädige Frau, ich war nur hier nach oben zu Ihnen ge-

kommen, um Sie um Verzeihung zu bitten. Ich hatte auf der Verfolgung des Entsprungenen hierher reiten müssen. Da erfuhr ich, daß das Schloß visitirt werde. Des Königs Husaren sind keine Schergen, und für Sie war es eine Beleidigung. Verzeihen Sie diese großmüthig. Sie thun es?“

„Hier meine Hand, lieber Major.“

„Ich danke Ihnen. Schlafen Sie wohl, gnädige Frau. Ich muß noch heute Nacht weiter.“

Er ging und hatte ihr nicht einmal die Hand geküßt. Er war im Dienst.

„Wie ist er so dick und so brav!“ sah ihm gerührt die Generalin nach.

VII.

Garstige Philister.

Die Generalin hatte hinter dem dicken und braven Officier die Thür abgeschlossen. Noch eine Weile blieb sie dann horchend stehen. Sie hörte ihn sich rasch entfernen.

„Gerettet!“ rief sie wieder, wie am Abend hinter dem Pförtchen an der Gartenmauer, nur diesmal noch fröhlicher, und darauf flog auch ein noch schalkhafteres und übermüthigeres Lächeln über ihr Gesicht. —

So trat sie in ihr Schlafgemach.

Eben wurden hier die schneeweißen Vorhänge ihres Bettes von Innen langsam und leise auseinandergezogen.

„Um Gotteswillen zurück!“ rief sie, so dringend und ängstlich, daß die Hand, die zog, wie der Blitz zurückflog,

Dann lachte sie laut auf; sie war in ihrer übermüthigsten Laune, —

Sie ging zu dem Bette. Sie selbst zog die Vorhänge auseinander, mit den feinen Händen, den runden Armen, und um sie zu ordnen, bog sie sich mit der ganzen, wunderbar reizenden Gestalt und dem auch in seinem übermüthigen Lächeln unwiderstehlich fesselnden Gesichte über den verwundeten Advokaten Braun.

„Um des Himmelswillen stehen Sie nicht auf,“ befahl sie ihm.

Aber wie fröhlich, wie glücklich sie war, sie begegnete einem

Gesichte, das noch immer finster, mürrisch, drohend aussah, finsterer, drohender, als vorher.

„Gnädige Frau, ich muß von hier fort," sagte der Verwundete kalt. —

Sie konnte jetzt nur noch mehr dazu lachen. Er liebt mich, er liebt mich noch! hatte sie ja entdeckt; sie glaubte wenigstens, es entdeckt zu haben.

„Jetzt gleich?" fragte sie.

„Jetzt gleich."

„Prr! Sie sehen in der That aus, als wenn Sie hier auf Nadeln lägen."

„Ich darf hier nicht länger bleiben."

„Aber Sie wissen doch, wo Sie sind?"

„Gnädige Frau, wozu wieder —?"

„Dieses Spiel, das deutsche Frauen sich nie gegen einen Mann erlauben sollten? Wozu? Ei, damit Sie recht weich und süß hier ausruhen und sich stärken sollen. Die Männer, mögen sie auch noch so ernst und würdig, und so deutsch und demokratisch sein, im Grunde lieben sie doch Alle dieses Spiel, und manchmal thut es ihnen Noth, besonders wenn es sich darum handelt, böse, häßliche Träume von ihnen bannen, von hohlem Glanz, von starrem Aristokratismus, ja von herzloser, egoistischer Koketterie selbst, das stört nur die Ruhe, vertreibt den Schlaf. Freundliche, hübsche Bilder dagegen wiegen ein, so sanft, so — Ah, erlauben Sie einen Augenblick. Das Kissen da hat sich verschoben, es drückt Ihnen den wunden Arm — so. — Aber was habe ich denn da gemacht? Jetzt habe ich Ihnen das Gesicht hinein vergraben; Sie haben keinen Athem. — So wird es gehen. Nicht wahr, so liegen Sie ganz bequem? Nicht wahr, lieber Braun? Robert —?"

Sie sah ihn mit ihrem reizendsten Lächeln fragend an.

Bequemer, als sie ihn gebettet hatte, konnte wohl kein Mensch liegen. Und doch, wie sehr lag er auf Nadeln! Noch immer, immer mehr. Das schöne Weib mit jenem ganzen Spiele so unmittelbar vor ihm, über ihm, und der Dorn der schmachvollen Verletzung, der Stachel des Zweifels noch so tief in dem liebenden und betrogenen Herzen! Er mußte die Augen verschließen, um nicht zu sehen. Aber was half es ihm! Wenn er nicht sah, so

mußte er fühlen, die weichen Hände, den runden Arm, den süßen Athem.

Der eigene Athem wollte ihm wieder vergehen, trotz alles Zurechtlegens und Ordnens der Kissen, ja, gerade darum. Antworten konnte er nicht. Er konnte nicht sprechen. Hätte er es gekonnt, er hätte auf ihr letztes Wort antworten müssen, auf den Namen Robert.

Sie sah den Kampf in ihm.

„Ich heiße Clementine!“ sagte sie, und liebreizender war der Wohllaut ihrer Stimme und der Schmelz ihres Lächelns nie gewesen.

„Gnädige Frau —“ sagte er.

Da mußte der kleine Fuß wieder ärgerlich den Boden stampfen.

„Hilft denn Alles nichts? Allmächtiger Gott! Braun, Braun, wie tyrannisiren Sie mich!“

Der Verwundete sah sie doch etwas verwundert an.

„Ja, ja,“ rief sie, „sehen Sie mich nur darauf an. Sie wollen noch immer zuerst meine Rechtfertigung. Ist es nicht so?“

„Sie versprachen sie mir.“

„Und Sie bestehen als ein eigensinniger Tyrann darauf, daß ich mein Versprechen halte?“

„Sie finden darin Tyrannei?“

„Habe ich Sie nicht gerettet?“

„Ja.“

„Ist man seiner Retterin nicht Dank schuldig?“

„Wenn Sie wüßten —“

„Ah, also doch? Zuerst — da hinten an der Mauer, wollten Sie heldenmüthig lieber sofort in den Tod, als mir Ihr Leben verdanken zu müssen.“

„Treiben Sie dieses Spiel nicht ferner mit mir, gnädige Frau.“

„Noch ein paar Augenblicke. Es ist so süß. — Also Ihre Retterin bin ich. Und seiner Retterin ist man Dank schuldig. Also nicht zu allererst auch Vertrauen?“

„Darf ich Ihnen vertrauen, bevor Sie —?“

„Bevor ich mich feierlich vor Ihnen gerechtfertigt habe? Das wollten Sie doch sagen?“

Er nickte mit dem Kopfe.

„Sie sind ein harter Kopf. Immer diese Rechtfertigung! — Nun, so hören Sie mir zu. Aber vorher noch eine Frage. Sie liebten mich einst?“

„Welche Frage! Sie wissen es.“

„Und jetzt nicht mehr?“

„Clem — “

„Ja, ja, ich heiße Clementine. Nun?“

„Gnädige Frau — “

„Starrer Kopf, starrer Kopf! Geben Sie mir Ihre Hand. — Wie, auch das nicht? Auch die des kranken Armes nicht, den ich so redlich habe wieder einrenken helfen?“

Die Hand mußte er doch geben.

„Jetzt sehen Sie mich an.“

Er mußte sie auch ansehen.

„So! Und nun sagen Sie mir in das Gesicht, daß Sie mich nicht mehr lieben!“

Das konnte er nicht.

„Sie können es nicht? Dann sprechen Sie ein anderes Wort. Fürchten Sie nichts. Nicht, daß Sie mich lieben. Aber wissen Sie noch, wie ich heiße?“

„Clemen . . . . “

„Frisch heraus, frisch heraus!“

„Clementine“, sagte er.

„Robert!“ rief sie und — liebreizender als vorhin konnte der Ton ihrer Stimme und der Zauber ihres Lächelns nicht mehr sein, aber glücklicher waren sie, seliger.

„Robert, mein Robert!“ rief sie noch einmal.

Und: „Clementine!“ rief endlich glücklich auch er, und er umschlang sie mit dem gesunden Arm, während die Hand des kranken ihre Hand zu drücken vermochte.

„Du liebst mich doch noch, Robert?“

„Ueber Alles, über die ganze Welt!“

Da sprang sie auf und riß sich von ihm los und lachte laut.

„Schwache Männer! Schwache Männer! Was kann dieses Spiel aus Euch machen, das deutsche Frauen — “

Gnädige Frau! wollte er rufen, empört, entsetzt.

Aber sie flog schon wieder zu ihm hin; sie schlug ihre Arme um seinen Nacken, sie bedeckte seinen Mund mit ihren Küssen, sie ließ ihre Thränen auf seine Wangen strömen.

„Mensch, Mensch, den ich immer geliebt habe, den ich ewig lieben werde, lieben muß, wie hast Du das böse Spiel mir doch so schwer gemacht! O, dafür bist Du auch der bravste, der stärkste, der muthigste aller Männer. Und so wirst Du mir ja auch verzeihen; und zum Beweise Deiner Verzeihung und Deiner Großmuth wirst Du mir jetzt erlauben, daß ich — ja doch, daß ich mich rechtfertige."

„Nein, nein, Clementine, ich will nur von Deiner Liebe hören."

„Es ist meine Liebe, nur meine Liebe zu Dir."

„So erzähle."

Und sie erzählte. Es war nur Weniges. Für ihn hätte es gar nichts mehr bedurft.

„Wir waren Verlobte, glückliche Verlobte. Du hattest Deine Examina gemacht, Deine Praxis hatte schon begonnen. Sie versprach, eine reiche zu werden. Ich kannte nur einen Gedanken, nur eine Hoffnung, bald Deine kleine Advokatin zu sein.

Da kam eines Morgens meine Mutter zu mir, mit verweinten Augen, mit vor Schmerz und Angst entstelltem Gesichte. Sie hatte in der letzten Zeit oft durchwachte Nächte gehabt. Sie warf sich in meine Arme.

Clementine, wir sind verloren!

Was ist es, Mutter?

Was war es? Wir machten ein großes Haus in der Residenz. Mein Vater war Präsident des hohen Gerichtshofes; wir gehörten zu dem ersten Adel des Landes. Dabei war mein Vater Verschwender und Spieler zugleich. Und zu alledem hatten wir kein Vermögen. So waren wir überschuldet; mein Vater hatte eine Schuldenlast auf sich geladen, die er nie tilgen konnte, die ihn erdrücken mußte. Sie sollte ihn sofort erdrücken. Ein Hauptgläubiger, lange hingehalten, hatte mit gerichtlicher Klage gedroht. Er hatte Wechsel von meinem Vater in Händen. Klagte er, so war die Wechselhaft meines Vaters unvermeidlich, damit zugleich der Verlust seines Amtes; wir waren verloren."

„Und giebt es kein Rettungsmittel, Mutter?"

„In der ganzen Welt nur Eins."

„Es ist?"

Der General von Regensberg — er war dir immer gewogen, er hatte eine väterliche Zuneigung zu dir, du mußt dich erinnern, wie er dich vorzog —

Er will dem Vater helfen, Mutter?

Aber er will deine Hand dafür.

Mein Gott, er ist ja dreiundsiebenzig Jahre.

Ja. Aber er ist unendlich reich und ein braver Mann.

Aber was will er mit meiner Hand?

Er liebt dich.

In dem Alter?

Es ist eine Eitelkeit.

Kennt er mein Verhältniß zu Robert?

Nein.

Ich werde es ihm noch heute mittheilen.

Willst du damit deinen Vater in den Schuldthurm bringen?

Auch aus meinen Augen stürzten Thränen.

Robert, Robert! Ich hatte kein anderes Wort, keinen anderen Gedanken. Ich mußte es rufen bis zum Wahnsinn. Aber meine Mutter bat, mein Vater bat. —

Das, mein Freund, war in der Zeit, da ich auf einmal kalt gegen Dich wurde, als meine Kälte in Feindseligkeit überging, ohne daß Du mir nur die geringste Veranlassung gegeben hattest, ohne daß Du nur einen Grund auch nur ahnen konntest — "

„Verzeihe mir, Clementine."

„Bedarfst Du der Verzeihung? Aber höre weiter, ich muß noch weiter erzählen."

„Nein, nein, ich weiß ja jetzt Alles, Du armes, armes Kind. Aber nun bedarf ich erst recht Deiner Verzeihung, daß ich Jahrelang Dich anklagen, Dich, ohne Dich gehört zu haben, verurtheilen, verdammen konnte — "

„Ei, ei, hast Du auch juristische Gewissensbisse, Advokat? Dann habe ich doch bessere. Warum ließ ich mich nicht bei Dir vernehmen? Warum vertraute ich Dir nicht mein Schicksal an? Die Situation meines Vaters, meine eigene und die meines künftigen Gatten sollten, durften nicht bekannt werden. Aber warum traute ich eben Deinem Herzen, Deinem Charakter, Deiner Liebe nicht? — O, mein Freund, ich bedarf doch sehr Deiner Verzeihung."

„So verzeihen wir uns gegenseitig."

Das thaten sie.

„Und nun mußt Du fort, Robert.“

„Muß ich?“ fragte er jetzt.

„Ja. Der Major ist zwar sehr dick und sehr brav, aber, wie alle solche Leute, auch sehr schwach, und da kann man nicht wissen, was morgen kommen könnte. Jenseits der Grenze bist Du vorläufig sicher, und in wenigen Tagen ganz — in der Schweiz? Oder wohin wolltest Du sonst?“

„Nach der Schweiz.“

„Aber Freund, hast Du eines bedacht? In der Schweiz sind die Behörden im Grunde recht garstige Philister.“

„Und Clementine?“

„Besonders gegen Unsereinen. Da muß man Hunderte von verschiedenen Papieren mitbringen, von denen man zum Beispiel in dem freien England nichts weiß.“

„Aber wozu, Clementine?“

„Wozu, Du — selbst ein garstiger Philister? Um zu heirathen.“

Er schloß sie in seine Arme.

„So gehen wir nach England.“

Sie legte sich an sein Herz.

„Nein, mein Schatz. Wir gehen doch nach der schönen, freien Schweiz, und nicht zu den egoistischen Engländern. Für die Papiere werde ich schon sorgen. — Aber jetzt mußt Du fort. Mache Dich fertig. Ich rufe den Joachim.“

Dann nahmen sie Abschied.

„Nach sechs Wochen in der schönen Schweiz!“

Joachim führte ihn aus dem Schlosse, durch den Park, aus dem Park —

Aber halt, so weit waren sie noch nicht.

Joachim hatte das Pförtchen in der Parkmauer geöffnet.

Sie wollten hinaustreten.

Da vertrat ihnen Jemand den Weg.

„Ah, habe ich Dich doch noch mit ihm!“

„Aber um des Himmels willen, gnädiger Herr, was machen Sie hier?“

„Ha, bin ich Dir jetzt wieder der gnädige Herr und kein Spitzbube, den Du willst einsperren lassen? Und was ich hier mache? Ich wache hier, wie Du siehst, und ich hätte bis an den

hellen Morgen gewacht, denn daß Du mit dem da hierher kommen würdest, das wußte ich. Und todtgeschossen muß er werden."

„Aber, gnädiger Herr, er hat ja keine Lust, sich todtschießen zu lassen."

„Dann wird er dazu gezwungen."

„Von wem? Die Husaren sind fort."

„Aber die Gensdarmen sind noch da. Auf mein Bitten sind sie geblieben. Und ich brauche nur laut zu rufen, so sind sie hier."

Den alten Joachim wie seinen Begleiter überlief es doch heiß und kalt.

Aber der alte Diener kannte den Schwachsinnigen, der auch schon ein altes Inventar des Schlosses war.

„Gnädiger Herr, Sie sollen den Verfolgten haben."

„Das ist brav von Dir, Joachim."

„Aber wir geben ihn nicht an die Gensdarmen, sondern an die Husaren ab."

„Warum das?"

„Es ist anständiger."

„Das ist wahr."

„So kommen Sie. Wir beide liefern ihn ab. Es ist um so sicherer. Ich weiß, wo die Husaren sind."

„Du bist ein charmanter Mensch, Joachim."

Und Joachim und der Baron nahmen den Verfolgten in die Mitte und führten ihn sicher zur Grenze.

An der Grenze verabschiedete er sich von ihnen und dankte ihnen für die gute Begleitung.

„Wie, was!" rief der Baron erschrocken, „Sie wollen sich nicht todtschießen lassen?"

„Nein, mein Herr!"

„Ach, mir zu Liebe, liebster, bester Herr! Thun Sie mir den Gefallen!"

Der Verfolgte war schon fort.

Sechs Wochen darauf war die Generalin von Regensberg glückliche Frau Doctor Braun.

Für richtige Papiere mußte sie gesorgt haben, denn darin sind die Schweizer Behörden wirklich garstige Philister, daß selbst die Koketterie der schönen Frau nichts über sie vermocht hätte.

Im tiefen Walde.

I.
Rettung.

Mitten im tiefen Walde lag ein kleines, niedriges Haus. Es lag einsam zwischen den hohen Buchen und finstern Föhren; nur ein wenig betretener Fußweg führte an ihm vorbei. Aber es war freundlich, und ein freundliches Gärtchen schloß sich ihm an.

Die Julisonne hatte sich schon stark geneigt.

Der Julimonat des Jahres Eintausend achthundert neun und vierzig hatte schöne, helle Tage und laue, milde Nächte. Aber er war ein trauriger Monat für das deutsche Land. Deutsche Brüder kämpften gegen deutsche Brüder. Sie kämpften mit Erbitterung und mit Wuth gegen einander. Aber auch mit Begeisterung manchmal. Wie in den Jahren 1813 und 1814, so sah man auch im Sommer 1849 Männer und Jünglinge, selbst Greise und Knaben in den wilden, blutigen Kampf eilen.

Freilich war so Manches ganz anders dabei.

Auch nicht gar weit von jenem Walde wüthete der Kampf der Deutschen gegen Deutsche. Dennoch war wenig Kunde von ihm bis in seine Tiefe hineingedrungen. Er lag völlig entfernt von dem größeren Verkehr; er war wenig bewohnt, nur von Holzhauern, Köhlern und ein paar Försterfamilien; er war unwegsam.

Neben dem kleinen, niedrigen, einsamen Hause waren zwei Frauengestalten unbefangen und sorglos mit Arbeiten beschäftigt.

Eine ältere Frau saß vor der Hausthür in einem Sessel und las Salat aus.

Ein junges Mädchen häufte nicht weit von ihr in dem Gärtchen die jungen Kartoffeln.

Die Frau schien schwächlich, kränklich zu sein. Kissen machten ihr den weichen Sessel noch weicher.

Das Mädchen war fast noch ein Kind, frisch, hübsch; aber

ihre großen, dunkelblauen Augen hatten einen so sonderbar tiefen, innigen Ausdruck, als wenn sie in der Einsamkeit des tiefen Waldes doch auch schon Träume der Jungfrau geträumt hätten.

Ein großer, schöner, brauner Hühnerhund lag an dem Pförtchen, das in den Garten führte. Er lag gleich nahe bei der Frau und bei dem Mädchen. Aber nach dem Mädchen hatte er seinen Kopf gerichtet, und wenn er die Augen aufhob, so wandte er sie nur nach ihr. Er hob sie oft auf, klug und wachsam, als wenn er der Wächter und Beschützer der beiden Frauen sei, besonders des jungen Mädchens.

Und das junge Mädchen nickte ihm dafür freundlich zu, wenn ihr Blick dem seinigen begegnete. Freilich hatte sie vorher liebevoll fragend nach der älteren Frau hingesehen, wie es ihr gehe, und ob sie keiner Hülfe und keines Dienstes bedürfe.

Aber ich muß dem Leser hier gleich erzählen, wer die beiden Frauen waren.

Sie waren Mutter und Tochter.

Die Mutter war eine arme Wittwe. Die Tochter war ihr einziges Kind. Sie waren die Hinterbliebenen eines Unterförsters, der vor einem Jahre verstorben war. Er war ein tüchtiger und braver Beamter gewesen. Die Regierung hatte das anerkannt und der Wittwe eine Pension, und, da man überdies die Unterförsterei eingehen ließ, die Bewohnung des kleinen Försterhauses und die Benutzung des Gärtchens darin bewilligt. So wohnten sie allein in dem einsamen Häuschen des Waldes. Nur der große, schöne treue Hühnerhund beschützte sie. Er war mit der Tochter im Hause aufgewachsen.

Die Aufmerksamkeit der Mutter wie der Tochter war bei ihrer Arbeit. Sie mochten auch zugleich an allerlei Anderes denken. Die Mutter war wirklich kränklich, sie war halb gelähmt von der Gicht. Darum konnte die Tochter sich nicht von ihr trennen. Was sollte aus dem Kinde hier in der Tiefe und Wildniß des Waldes werden, wenn sie, die Mutter, noch lange lebte? Was nach ihrem Tode? Sie warf wohl manchen nachdenklichen und traurigen Blick auf das hübsche, sorglose Mädchen; aber nur, wenn sie es nicht sah.

Die Tochter — sie hatte gewiß auch ihre Gedanken; oder ist kein Gedanke dabei, wenn die Träume der gegenstandlosen und

endlosen jungfräulichen Sehnsucht in einem Mädchenherzen von kaum funfzehn Jahren erwachen?

An Eins hatten sie Beide nicht gedacht, und es war mit allen seinen Schrecken ihnen näher und näher gekommen, und sie sollten bald mitten in seinem Schrecken sein, die arme, kranke, von der Gicht gelähmte Frau, das junge, sorglose Kind, Beide allein und verlassen in der Tiefe des menschenleeren Waldes.

Ein ferner Donner schlug an ihr Ohr. Sie hatten nicht auf ihn geachtet. Er kam näher. Er war noch immer in weiter Ferne.

Ein heranziehendes Gewitter? fragten sich Mutter und Tochter. Aber sie schüttelten den Kopf. Der Himmel blieb heiter; kein Wölkchen zeigte sich, auch nicht in der weitesten Ferne. Kein Blatt der Buchen, keine Nadel der Fichten und Föhren bewegte sich. Aber der Boden des Waldes schien zu zittern und der Donner drang so sonderbar, so dumpf durch die Bäume heran, manchmal in furchtbaren, kurzen Stößen, manchmal lange anhaltend. Und bei jedem Stoße fuhr der Hund auf, und es war, als wenn es ihm unheimlich werde auf dem zitternden Boden.

Die Gesichter der beiden Frauen wurden ängstlich.

Die Angst der Tochter suchte zu errathen.

Die Mutter wußte schon, was es war. Sie wagte nicht, es der Tochter mitzutheilen, ihre Angst war um so größer. Aber sie mußte es doch sagen.

Mutter, das lautet so erschrecklich.

Und es ist erschrecklich, mein Kind.

Es ist der Krieg, Mutter?

Es ist der Krieg. Er ist näher gekommen, dicht an den Wald heran, man hört es an dem Kanonendonner. Wenn er nur nicht hereinkommt.

Kann er, Mutter?

Er kann Alles.

Der Krieg ist entsetzlich, Mutter.

Und besonders dieser, mein Kind.

Die armen Freischaaren! rief das Mädchen aus. Ich hörte vorgestern zu, als Dir der Köhler von ihnen erzählte, der draußen auf dem Amte gewesen war. So viele blutjunge Menschen sind

darunter, Kinder noch, die kaum das Gewehr tragen konnten. Wofür schlagen die sich, Mutter?

Frage: wofür werden sie todtgeschossen? mein Kind.

Und wofür werden sie todtgeschossen?

Wer konnte, wer kann die Frage beantworten?

Auch die Mutter hatte keine Antwort; das Gespräch zwischen Mutter und Tochter wurde unterbrochen.

Familien von Holzhauern und Köhlern eilten flüchtig durch den Wald, an dem Försterhause vorüber.

Ihr seid noch hier? riefen sie den beiden Frauen zu. Ihr wollt bleiben? Ihr beiden Weiber allein?

Es wird hoffentlich nicht hierher kommen.

Doch, doch. Die Freischaaren haben eine große Schlacht verloren. Sie sind nach allen Seiten auf der Flucht. Auf solcher Flucht kommt man überall hin.

Die Leute eilten weiter.

Arme Mutter! Die Tochter sah die von der Gicht gelähmte Mutter an, die keine hundert Schritte weit hätte entfliehen können.

Die Mutter sagte nichts und sah nicht auf. Sie hätte zu ihrem Kinde nur sagen können: Fliehe Du, meine Tochter, und laß mich hier allein. Allein sie konnte es nicht sagen, wenn sie es auch gewollt hätte, um des Kindes willen nicht. Hätte das Kind gehen, sie allein lassen können?

Soll ich Dich in das Haus führen? fragte die Tochter.

Ja, mein Kind, wir wollen zu Gott beten, daß er uns nicht verlasse.

Und auch für die armen Menschen in dem schrecklichen Kampfe, setzte die Tochter hinzu.

Sie führte die Mutter in das Haus. Den Sessel mit dem Kissen trug sie nach, dann verschloß sie die einzige Thür des Hauses.

Der braune Hühnerhund war ihr hin und her gefolgt. Er wich nicht von ihrer Seite.

In der Wohnstube des Hauses setzten sie sich still hin und beteten.

Aber sie konnten es nicht lange.

Der Kanonendonner war nicht mehr näher gekommen. Er wurde sogar schwächer; man hörte ihn nur in steten Pausen, und

dann entfernter, mehr nach der Seite, als wenn er um den Wald herumziehe.

Dennoch wurde es auf einmal in dem Walde selbst laut und in der Nähe des einsamen Försterhauses.

Ein einzelner Schuß fiel zuerst. Es war ein Musketenschuß. Er fiel plötzlich, mitten in die tiefste Stille der Einsamkeit des Waldes.

Ein zweiter folgte ihm.

Ein Gekrach von vielen Schüssen antwortete beiden, in regelmäßigen Pausen zuerst, dann unordentlich, rasch, wild, unbändig. Rufen und Schreien hörte man dazwischen.

Zwei feindliche Trupps mußten plötzlich auf einander gestoßen sein. Vielleicht auch hatten Verfolger den Verfolgten, diesen unerwartet genug, auf einmal den Weg der Flucht verlegt.

Der erbitterte Kampf wüthete kaum zehn Minuten vor dem Försterhause.

Die beiden Frauen waren blaß wie Leichen geworden, das Blut stockte ihnen in den Adern. Die Tochter warf sich in die Arme der Mutter, bei ihr Schutz zu suchen, sie zu beschützen.

Wohin, wohin, meine arme Mutter?

Ruhig, meine Anna. Stehen wir nicht noch immer in der Hand Gottes? Der Kampf kann sich von uns entfernen.

Auch die Hoffnung sollte ihnen nicht bleiben.

Der Kampf kam näher. Schon flogen einzelne Schritte an dem Hause vorüber; es waren Flüchtlinge, die sich zu retten suchten. Kamen die Kämpfenden selbst an das Haus, so war eine Rettung für die armen Frauen kaum mehr möglich. Ihre Wohnung wurde zu einer Schanze, zu einer Festung für den retirirenden Theil, die dieser zu behaupten, der Verfolgende zu nehmen suchte.

Führe mich, mein Kind, sagte die Mutter. Wir könnten hier nicht mehr sicher sein.

Sie erhob sich. Die Tochter führte sie. Sie verließen die Stube. Die aufgeschlagenen Gebetbücher ließen sie liegen; dort, wohin sie gingen, konnten sie keinen Gebrauch davon machen.

Der treue Hund folgte ihnen. Er wich wieder nicht von der Seite des Mädchens. Seine Augen sahen klug und muthig

zu ihr hinauf, als wenn er ihr seinen Schutz verheißen und Muth zusprechen wolle.

Sie gingen eine schmale Treppe hinauf. Die Treppe führte nur auf den Boden. Auf diesem suchten sie Schutz vor der schrecklich drohenden Gefahr.

Es war dunkel in dem engen Raume, unmittelbar unter dem Dache. Er war mit Heu angefüllt. Zum Glücke wohl jetzt, es gab einen Versteck. Aber wie, wenn ein einziger Feuerfunken in den trockenen Haufen schlug? Die Mutter mochte nicht daran denken.

Beten wir auch hier, mein Kind, sagte sie, für uns und — o, Du hattest Recht — und für die armen Menschen da unten, die Alle die Kinder Eines Gottes sind und doch sich morden müssen. Müssen sie? Und wozu? Wozu?

Sie wurden still.

Der Kampf wüthete um sie her. Er kam immer näher mit seinem Schießen, Schlagen, Rufen, Schreien. Man hörte selbst das Ringen Einzelner. Man glaubte das Stöhnen Anderer zu hören. Wenn es verklang, hatten sie ausgerungen mit ihren Gegnern, mit dem Leben, mit jenem Fluche, der sie, Alle die Kinder Eines Gottes und Eines Vaterlandes, zwang, einander zu morden.

Die unmittelbare Nähe des Hauses wurde zum Kampfplatze, das Gärtchen, in dem vor kaum einer Viertelstunde die Tochter emsig gearbeitet, der Platz vor der Thür, auf dem die Mutter still gesessen hatte. Schüsse flogen dahin, Kugeln schlugen in die Pforten des Hauses ein; Schüsse antworteten von daher. Man hörte wirklich das Stöhnen der Getroffenen.

Die von der Gicht gelähmte Mutter konnte sich nicht rühren.

Das bebende Mädchen konnte es in dem Versteck nicht aushalten. Das Dach des Bodens hatte ein kleines Fensterchen. Sie mußte hindurchblicken. Je mehr der Mensch vor Greueln erschrickt, desto mehr treibt es ihn, sie mit seinen Sinnen wahrzunehmen. Sie trat an das Fenster. Die Sonne war noch nicht untergegangen. Ihre letzten Strahlen beschienen hell den Kampfplatz. Sie beschienen ein trauriges, ein entsetzliches Bild.

In das kleine Gärtchen neben dem Hause hatten sich zwanzig bis dreißig Freischärler geworfen; sie waren kenntlich an ihren

Blousen und Gürtel. Sie unterhielten ein lebhaftes Feuer gegen einen Trupp von vierzig bis fünfzig Mann regulären Militärs, die jenseits des Gärtchens unter den Bäumen standen und von dort aus nicht minder lebhaft in den Garten schossen. Die Freischärler hatten die vortheilhaftere Position hinter einer dichten Hecke und hinter Obstbäumen, die in dem Gärtchen standen. Ihre Feinde hatten kaum eine andere Wahl, als abzuziehen oder im Sturm den Garten zu nehmen.

Der Anführer der Freischärler schien das wohl erkannt und danach sein kleines Häuflein instruirt zu haben. Die Leute schossen nur wenig, und immer nur, nachdem sie durch Zweige und Laub der schützenden Hecke ihren Mann wohl auf das Korn genommen hatten. Er, der Anführer selbst, war überall bei ihnen, anordnend, anweisend, zurückhaltend, aufmunternd; Alles mit Lebhaftigkeit und doch mit Ruhe, Klarheit und Besonnenheit.

Er war ein junger Mann, mit einem feinen, schönen, stolzen Gesichte. Er mußte noch sehr jung sein; ein kaum aufgesproßter, halbblonder kleiner Schnurrbart bedeckte seine Lippen. Sein schönes Gesicht war blaß, über die Wangen rann Blut, er mußte am Kopfe verwundet sein, vielleicht ohne daß er in dem Eifer des Gefechtes es gewahr geworden war.

Der Lebhafteste nach ihm war ein Knabe von höchstens fünfzehn Jahren. Es war ein bildschöner blonder Lockenkopf. Er war immer in der ersten Reihe der Schießenden. Er zielte so ruhig mit dem schweren Gewehre, das er kaum schien tragen zu können. Er drückte so sicher ab, rasch, flink hatte er wieder geladen.

Dem Anführer der Truppe schien er nahe zu stehen. Dieser wandte immer seine Blicke zu ihm hin. Manchmal wollte er ihn zurückziehen, hinter einen schützenden Baum. Der Knabe sprang muthig wieder vor, zielte, drückte ab, lud von Neuem, zielte wieder, schoß wieder.

Wie viel großer, schöner Muth diente dem Unglücke!

Eine Trommel wurde in weiterer Ferne im Wald laut; Hörner klangen dazwischen.

Die Soldaten jenseits des Gärtchens erhoben ein Freudengeschrei.

Das Feuer der Freischärler verstummte auf einen Augenblick.

Dem Militär kam Hülfe. Jeder Theil wußte, was nun weiter kommen mußte, in den nächsten Minuten schon. Trommeln und Hörner flogen wie im Sturmschritt näher. Die Bäume des Waldes verdeckten sie noch; sie mußten in jedem Augenblicke zum Vorschein kommen.

Was nun? mochte doch wohl Mancher in der kleinen, schwachen Freischaar mit stärker klopfendem Herzen sich fragen. Alle sahen sich fragend nach dem ebenso muthigen, wie besonnenen Anführer um.

Vor der vier- oder fünffachen Uebermacht, die in einer Minute ihnen gegenüberstand, zurückzuweichen, konnte für die Muthigsten keine schimpfliche Flucht sein. Ein ferneres Standhalten konnte für das versprengte Häuflein der Freischaaren schwerlich von Bedeutung sein, wenn eine Flucht möglich war. Sie mußte möglich sein, zumal wenn ein günstiger Augenblick dafür benutzt wurde.

Das Alles hatte wahrscheinlich der Anführer in geflügelter Eile seinen Kämpfern gesagt und mit ihnen berathen. Er hatte auch wohl das Nähere mit ihnen besprochen. Sie waren einverstanden mit ihm. Sie luden ihre Gewehre; sie setzten ihr regelmäßiges Feuer fort.

Nur das Gesicht des Knaben war unwillig, trotzig. Seine Bewegungen waren rascher, heftiger geworden. Er schoß wild, er ladete wie im Fluge, um von Neuem die mörderische Kugel zu versenden. Er nahm keine Vorsicht; er stellte sich aufrecht an den niedrigsten Theil der Hecke.

Hierher, auf mich Euere Kugeln! schien er den Feind herausfordern zu wollen.

Die Unterstützung, die dem Feinde durch den Wald nahete, war herangekommen.

Noch eine Salve aus seinen Reihen, dann allgemeines Freudengeschrei und Begrüßen der Vereinigten.

Das war der verabredete Augenblick für die Flucht der Freischaar. Sie stürzten aus dem Garten, hinter das bergende Haus, dort nach allen Seiten in den tiefen, schützenden Wald.

Der Feind hatte vielleicht keinen Einzigen entfliehen sehen.

Aber Zwei hatten an der Flucht keinen Theil genommen.

Der Knabe nicht. Er lehnte an einem Baum des Gartens.

Der Anführer hatte nur nach ihm hingesehen, bevor er einen Fuß zum Zurückweichen rührte. Er rief ihm zu.

Der Knabe bewegte sich nicht.

Er eilte zu ihm. Er wollte ihn wohl mit sich fortreißen

Der Knabe war umgesunken, bevor er bei ihm war. Und wie er fiel, entfiel auch das Gewehr seinen Händen, das er bis dahin fest und treu gehalten hatte.

Und wie er da lag, gewahrte das Mädchen, das oben auf dem dunklen, engen Boden dieser Scene des Entsetzens zusah, wie ein Strom von Blut ihm mitten aus der Brust quoll.

Der Officier der Freischaar beugte sich zu ihm nieder. Er beugte sich über eine Leiche.

Eine der herausgeforderten Kugeln der letzten Salve des Feindes hatte das schöne, muthige Kind getroffen.

Der Officier sank neben der Leiche nieder.

Dem Mädchen auf dem Boden wollte das Herz erstarren.

Und sie sollte noch Schrecklicheres sehen.

Wie viele Schrecken hat der Krieg!

Der Begrüßung der vereinigten Militärtruppen war eine kurze Besprechung ihrer Anführer gefolgt. Das Ergebniß war vorherzusehen. Der Sturm auf das Gärtchen, dessen Ausgang vorhin ein zweifelhafter sein konnte, war jetzt geboten. Er wurde sofort ausgeführt. In drei Haufen wurde von drei Seiten auf den Garten angestürmt.

Kein Schuß, keine Kugel hielt den Sturmschritt auf. War das eine List, oder welcher Act der Verzweiflung sollte sonst sie empfangen.

Sie erreichten die Hecke des Gartens. Sie setzten darüber hin. Sie waren in dem kleinen Garten. Sie fanden nur zwei Menschen darin. Der Eine war eine Leiche. Der Andere hielt die Leiche in seinen Armen, und seine Thränen flossen in ihr Blut, und nicht seine Thränen allein, auch sein eigenes Blut, aus mancher Wunde.

Vielen von ihnen mochte auch das Herz erstarren wollen, wie oben dem Mädchen. Anderen aber auch nicht.

Fort, den Fliehenden nach! wurde kommandirt.

In wilder Eile wurde den Fliehenden nachgesetzt.

Aber zehn Mann mit einem Officier blieben in dem Garten zurück. Der Officier mußte einen Befehl erhalten haben, einen traurigen Befehl. Man sah sein Gesicht sich verfinstern. Auch das Mädchen oben auf dem Boden sah es.

Der Anführer der Freischaaren hatte sich erhoben.

Er steckte seinen Degen in die Scheide. Dann schnallte er ihn ab. Dann trat er auf den feindlichen Offizier zu. Er wollte als Gefangener den Degen dem Offizier übergeben.

Er konnte sich kaum mehr halten. Sein Gesicht zeigte die Blässe des Todes. Die Lippen hatte er schmerzlich zusammengepreßt.

Der feindliche Offizier wandte sich von ihm ab. Er erbleichte selbst.

Da vermochte der Anführer der Freischaar, trotz seiner Wunde und trotz seines Schmerzes, sich stolz aufzurichten. Er wußte, was geschehen sollte. Den Freischärlern wurde kein Pardon gegeben.

Schießt! rief er stolz, und er trat zu der Leiche des Knaben zurück, um auf ihn zu fallen und zu sterben.

Und auch die Zeugin dieses fürchterlichen Auftritts wußte, was geschehen sollte, und ihr erstarrtes Herz belebte sich.

Ich muß, Mutter! rief sie. Ich kann nicht anders!

Sie hatte den Bodenraum schon verlassen.

Waldmann! rief sie noch ihrem Hunde zu. Das treue Thier war schon bei ihr.

Sie flog die Treppe hinunter. Sie riß die Hausthüre auf. Sie war in dem Gärtchen.

Er bittet nicht um Pardon! hörte sie die vom Kampfe erhitzten und erbitterten Soldaten rufen.

Sie riefen es ihrem Offizier zu. Es war ein Vorwurf für ihn, der mit dem Gehorsam des Soldaten und dem Gefühle des Menschen kämpfte.

Fest an! mußte er kommandiren.

Die Soldaten legten die Gewehre an.

Feuer! wollte er dann kommandiren.

Da sprang ein Mädchen, ein Kind, in den Lauf der Gewehre, die Todesfarben des Schrecks in dem schönen Gesichte, das blitzende Feuer des Muthes in den leuchtenden Augen.

Nein, nein! rief sie dem Offizier, den Soldaten entgegen.

Sie stürzte zu dem jungen Manne, der den Tod empfangen sollte, der ihn empfangen wollte.

Wunden hatte er schon genug: von der Stirn, von Brust und Armen quoll ihm das Blut.

Fort! rief das Mädchen ihm zu.

Sie faßte seinen Arm. Sie zog ihn zu sich, mit sich fort. Er ließ sich von ihr ziehen willenlos.

Die Soldaten hatten die Gewehre gesenkt, wie vor einer Erscheinung, die der Himmel sende.

Der Offizier stand regungslos. Aber in sein Gesicht war die Farbe zurückgekehrt und sein Athem war freier geworden.

Das Mädchen zog den Geretteten aus dem Garten, in das Haus, in die Stube.

Dort sank er, von seinen Wunden erschöpft, nieder.

Die Soldaten marschirten ab.

Ein Kampf war nicht mehr.

II.

Zerrissene Herzen.

Es war acht Tage später.

In der Wohnstube des einsamen Försterhauses saß in einem alten Sessel zurückgelehnt ein junger Mann. Er war sehr bleich. Der Kopf war ihm verbunden. In einer anderen Binde trug er seinen linken Arm.

Nicht weit von ihm saß ein schönes, junges Mädchen, noch mehr Kind als Jungfrau.

Der verwundete junge Mann sah in trüben und unruhigen Gedanken vor sich hin. Zuweilen fiel sein Blick auf das Mädchen. Er wurde nicht klarer, er schien noch trüber und unruhiger zu werden.

Das junge Mädchen war mit dem Säumen eines Tuches beschäftigt. Aber ihre Augen wie ihre Hände waren wohl nur mechanisch bei der Arbeit. Und wie oft waren sie auch gar nicht dabei! Die Hände ruheten dann, und die Augen hoben sich zu der niedrigen Decke des Stübchens hinauf, senkten sich aber schnell genug wieder zu dem Boden nieder, und wie eine Hoffnung vergebens mochte hineindringen wollen, wenn sie sich erhoben, so saß der Schmerz recht sicher und fest und tief darin, wenn sie sich wieder senkten. Dabei war das arme Kind so blaß.

Daß sie nicht glücklich, daß sie unglücklich war, konnte man sogar dem schönen, braunen Hühnerhunde ansehen, der zu ihren Füßen lag. Das kluge und treue Thier sah ordentlich mitleidig zu ihr hinauf, und wenn ihr Blick recht schmerzvoll auf den Boden starrte, dann erhob es sich und legte seinen Kopf auf ihre Knie und blickte sie an, als wenn es ihr sagen wollte: Fasse Muth, fasse Muth, es kann ja doch Alles noch gut werden. Du bist so brav, es muß mit Dir gut gehen.

Was war ihr denn, dem armen Kinde, das acht Tage vorher noch so frisch gewesen und so rothe Wangen gehabt hatte.

Konnte das vielleicht eine Auskunft geben, daß ihr Blick, wenn er sich hob und senkte, doch niemals wagte, sich auf den Verwundeten zu richten, daß er nur scheu an ihm vorbeiflog, und daß sie dann jedesmal ihren Athem zurückhalten mußte, um nicht zu verrathen, daß es ein tiefer Seufzer sei, der zitternd und doch so gewaltsam aus ihrer Brust hervordringen wollte?

Acht Tage! Es ist eine so kurze Spanne Zeit, und wie viel vermögen sie zu verändern, auch in einem jungen Mädchenherzen.

Auch in dem Herzen eines jungen Mannes?

Das Mädchen hatte dem jungen Anführer der Freischaar das Leben gerettet. Er war ihr Leben geworden. Sie lebte nur für ihn.

Erschöpfung, Blutverlust, Körper- und Seelenschmerz hatten ihn in eine todtenähnliche Ohnmacht geworfen, dann in ein heftiges Wundfieber. Der Ohnmächtige mußte in das Leben zurückgerufen, seine Wunden mußten verbunden, der Fieberkranke mußte gewartet und verflegt werden. Seine Retterin wollte, konnte nicht mehr von ihm weichen. Sie war eifersüchtig auf die eigene Mutter, die in der langjährigen Einsamkeit und Abgeschlossenheit des Waldes so manche Kunst und Geschicklichkeit in Heilung von Wunden und von Krankheiten sich erworben hatte. Nur ihr sollte, er angehören, nur ihr allein, er ganz.

Auch für immer? Das kindliche Herz des Kindes mochte auch wohl das träumen.

Und konnte sie es nicht, als er aus den wilden Phantasieen des Fiebers das Auge wieder klar aufschlug, und sie, seine Retterin vor den feindlichen Kugeln erkannte, und seine Blicke und

sein Mund und der Druck seiner Hände ihr den Dank für das Leben aussprachen?

O, du braves, du muthiges Mädchen, hat je die Liebe, die Treue das gethan, was du für den Wildfremden gethan hast, den dein Auge zum ersten Male sah? Wäre es möglich, daß ich das jemals vergessen könnte? Muß nicht dieses Herz, so lange es schlägt, nur in Dank für dich schlagen?

Gab er sich ihr da nicht zu eigen, für sein Lebenlang, für immer?

Und als er ihr dann von dem Knaben erzählte, den er in dem wilden Kriegsleben gefunden, der sich an ihn angeschlossen, der so muthig und so treu gewesen, den er wie einen Bruder geliebt, der vor seinen Augen, von den feindlichen Kugeln getroffen, niedergesunken war, den er nur noch als eine Leiche hatte in seine Arme schließen können, in dessen todten Armen auch er hatte sterben wollen, und als er sie dann fragte, wie sie heiße, und sie ihm ihren Namen genannt hatte, und er nun ausrief:

Er war muthig und treu, wie du, Anna. Den Bruder habe ich in ihm verloren, laß mich für ihn eine Schwester gefunden haben, sei du sie mir!

Wie klopfte ihr da das Herz, wie schlug es ihr glücklich und hoch, und wie wurde es ihr doch wieder so schwer, so weh! Sie mußte weinen, während er sie seine Anna, seine brave, muthige liebe Anna nannte. Ihr Gesicht glühete vor Wonne und doch wieder vor Schaam und Angst, als sie ihn Herrmann nennen sollte — seinen Namen, den er ihr genannt hatte. Weinen und den Namen aussprechen, konnte sie in seiner Gegenwart, obwohl sie doch nur Herr Herrmann sagen konnte. Aber dann mußte sie hinaus aus dem engen Stübchen, aus seiner Nähe, um draußen, allein und in der freien weiten Natur laut, laut aufjauchzen und unter den alten schwarzen Föhren hoch aufspringen zu können, vor Freude und vor Lust der kindlichen Brust und doch auch schon des ahnenden Herzens der Jungfrau.

Der arme Mensch wird noch lange Zeit hier bleiben müssen, hatte darauf ihre Mutter gesagt, nachdem sie die Wunden untersucht und verbunden hatte. Er ist ohne Gefahr; aber die Heilung kann nur langsam vor sich gehen.

Das Kind mußte wieder jauchzen und sich an den Hals der Mutter werfen.

Er muß bleiben, Mutter! O, wie werden ihn warten und pflegen. Er soll noch lange bleiben, noch recht lange.

Die Mutter mochte sich doch wohl wundern. Aber es war ja nur ein Kind von funfzehn Jahren, das sich wie ein Kind freute, und an eine Herzenswunde, für die es keine Heilung gebe, dachte sie nicht.

Aber sie sollte bald auch daran denken.

Das fröhliche Kind kam traurig und blaß zu der Mutter. Sie hing sich nicht an ihren Hals, aber sie warf sich in ihre Arme, und als sie an dem mütterlichen Herzen lag, mußte sie recht laut und recht bitterlich aufweinen.

Er ist ein Graf, Mutter, ein vornehmer Graf. Er hat es mir heute erzählt.

Die Mutter fragte sie nicht: Was geht denn das Dich an? Warum hast Du darüber zu weinen?

Sie sah auf einmal das kranke Herz, die tiefe, innere Wunde, für die es keine Heilung gab.

Armes Kind! konnte die arme Frau nur sagen, und sie mußte mit dem Kinde weinen.

Und das Kind mußte noch trauriger werden, es mußte sich abhärmen, und Lust und Freude kam gar nicht mehr in ihr Herz.

Er kann es nicht mehr hier aushalten, Mutter. Er ist unglücklich bei uns. Er will zu seinen Gefährten zurück, weiter in den Kampf. Es läßt ihm keine Ruhe, daß er nichts über ihr Schicksal weiß, daß er nicht mit ihnen kämpfen kann, mit ihnen siegen oder sterben. Er brütet unglücklich vor sich hin. Mich sieht er nicht mehr an. Mit mir spricht er nicht. Wenn ich ihn nach seiner Heimath, nach seinen vornehmen Verwandten frage, er giebt mir keine Antwort. O, dieser unglückliche Krieg!

Armes Kind, konnte die Mutter nur wieder sagen, und wenn sie auch wieder keinen Trost hatte, sie durfte nicht mehr mit dem armen Kinde weinen, um ihr das Herz nicht noch weher zu machen.

Da kam das Mädchen leichenblaß zu ihr.

Mutter, er will fort! Morgen schon. Er kann nicht länger bleiben. Er wird sterben, Mutter, und auch ich muß sterben.

Ich muß, ich muß, das Herz thut mir so weh, es will mir zerspringen.

Die arme Mutter konnte nur zu Gott beten, er möge seine mildeste Gnade in das wunde Herz des Kindes ergießen.

So waren die acht Tage dahin gegangen, und gegen Abend des letzten saßen der verwundete und in der Genesung begriffene Anführer der Freischaar, Graf Herrmann von Artold, der Sohn eines norddeutschen Grafengeschlechts, und Anna Bremer, die Tochter der armen Unterförsterwittwe, in dem engen Wohnstübchen des Försterhauses einander gegenüber, er zurückgelehnt in den alten Sessel, sie beschäftigt mit dem Säumen eines Tuches, er in trübem, unruhigen Nachdenken, sie kämpfend und ringend mit ihrem kranken Herzen.

Morgen wollte er fort, früh am anderen Morgen, mit den Wunden, die noch nicht völlig vernarbt waren, von denen er den Verband noch nicht trennen durfte.

Beide sprachen kein Wort.

Aus ihrer Brust hätten sich nur Laute des Schmerzes hervordrängen können.

Und er? Hatten auch in seinem Herzen die acht Tage eine Veränderung hervorgebracht?

Sein Blick hatte sie getroffen. Er war trüber geworden. Er mußte sich erheben. Er trat zu ihr.

Anna, kannst Du mir etwas versprechen?

Sie sah ihn scheu fragend an.

Was ist es? konnten ihre Lippen leise hervorpressen.

Daß Du mich nie vergessen willst?

Ich Sie? — O, Gott!

Auch ich werde Dich nicht vergessen, mein Kind, die Retterin meines Lebens, meine Pflegerin.

Und weiter war sie ihm nichts?

Sie wurde blasser. Ihre Hand zitterte.

Er sah es.

Mein Engel! setzte er hinzu.

Die Nadel in der zitternden Hand hatte nicht das Tuch, aber ihren Finger getroffen. Das Blut sprang hervor.

Meine gute, liebe Anna, fuhr er fort, Du wirst glücklich werden. Du bist so brav. Der Himmel wird Dir lohnen, was

Du an mir gethan hast, wenn ich es auch nicht werde können. Er wird Dich nicht verlassen.

Sie mußte ihr Nähzeug forttragen und sich an das Fenster stellen und zu dem Himmel hinaufblicken, der sie nicht verlassen sollte.

Der Mann, dem alle ihre Gedanken, alle ihre Gefühle zuflogen, hatte nur Trost, nur Mitleid für sie. Und wie arm ist der Trost! Er kann nichts geben, er kann nur auf den Himmel hinweisen. Ein heißes, glühendes Mädchenherz von funfzehn Jahren auf den Himmel!

Hatte er wirklich kein anderes Gefühl für sie?

Wie sie am Fenster stand und zum Himmel hinauf sah, fielen aus ihren Augen Thränen in das Blut des Fingers. Waren die Thränen blutiger als das Blut? Schmerzlicher waren sie gewiß.

Der junge Mann ging trotz seiner Wunden mit großen heftigen Schritten in dem Stübchen umher. Er kämpfte mit sich. Einmal zuckte es in ihm auf. Aber er konnte nicht.

Er litt vielleicht mehr als sie. Auch das bloße Mitleiden kann ein tiefes, schmerzliches sein.

Wirklich ein so schmerzliches, wie die Liebe?

Was ist das? rief aufmerksam geworden das Mädchen.

Ihre Thränen stockten.

Er folgte ihrem Blicke.

Bei der Mutter, die draußen vor der Thür saß, stand ein fremder Mann.

Was mag er wollen? fragte das Mädchen sich.

Wer ist er? fragte der junge Mann das Mädchen.

Beide wurden unruhig.

Sie konnten es wohl werden.

An dem Abende des Gefechtes vor acht Tagen war noch spät eine Abtheilung der siegreichen Truppen an dem Försterhause vorbeigekommen. Sie hatten die in dem Gefechte Gebliebenen beerdigt, nach etwaigen Verwundeten und Flüchtigen sich nur kurz erkundigt und, als ihnen keine angezeigt wurden, ohne weitere Nachsuchung ihren Marsch fortgesetzt. Seitdem war an dem Försterhause kein fremder Mensch wieder gesehen worden. Aber Anna war einmal in dem, eine Stunde entfernten Dorfe gewesen, um

Lebensmittel einzukaufen, und dort hatte sie vernommen, daß zwar noch immer im Lande gekämpft werde, daß aber die Regierungstruppen immer mehr siegreich vordringen und mit jedem Tage das völlige Niederwerfen der Revolution erwartet werden könne. Weiter wußte man in dem Dorfe nichts. Weiter hatten auch die Bewohner des einsamen, von keinem Menschen besuchten Försterhauses nichts erfahren. War die Revolution besiegt, die frühere Regierung des Landes wieder eingesetzt — über das Loos der Insurgenten, die im Lande noch betroffen wurden, zumal der fremden Freischärler, konnte kein Zweifel sein. Daß aber in dem Försterhause im Walde ein verwundeter Freischärler zurückgeblieben sei und wahrscheinlich noch verwahrt und verborgen werde, wie leicht konnte das bekannt oder auch nur geahnt werden, wenn es gewiß war, daß die muthige Rettung eines Freischärlers durch ein Mädchen von funfzehn Jahren allgemeiner bekannt werden mußte! Der Gerettete war gar der Anführer jener Freischaar, die so lange und so tapfer sich vertheidigt hatte.

Und nun erschien auf einmal ein Fremder vor dem Försterhause.

Es ist der Förster des Reviers, sagte das Mädchen zu dem Verwundeten.

Er spricht angelegentlich mit Deiner Mutter.

Und meine Mutter wird so unruhig.

Er sieht hierher nach dem Fenster.

Wohin soll ich Sie retten?

Sei ruhig. Er ist allein. Ich habe noch Waffen.

Aber Sie sind so schwach.

Aber ich habe noch Muth.

Und auch ich!

Kein Gram, kein Schmerz mehr in ihrem Innern. Aber auch keine Angst. Nur kräftiger Muth.

Und auch ich! rief sie. Ich werde Sie nicht verlassen. Ich stehe zu Ihnen.

Sie, sie wollte ihn nicht verlassen! Sie wollte wieder zu ihm stehen, in der Stunde der Gefahr! Sie wollte ihr Leben wieder hingeben für das seinige!

Und er hatte sie nur auf den Himmel vertrösten können!

Aber konnte er dafür, als er in seinem Herzen nur den kalten, armen Trost für sie hatte?

Es war ein Unglück für das arme Kind!

Und er fühlte es.

Ihre Augen leuchteten in dem Muthe, der wieder in ihrem Herzen aufflammte. Die großen dunkelblauen Augen leuchteten so schön in dem schönen Muthe.

Sein Auge starrte finster vor sich hin, finster, mißmuthig, unzufrieden.

Aber ein anderes Gefühl, als das der Unzufriedenheit mit sich selbst, hatte nun einmal keinen Raum in seiner Brust.

Er geht! sagte das Mädchen, und trotz ihres Muthes athmete sie doch freier auf.

Der Förster hatte sich wieder entfernt.

Die Mutter hatte sich darauf erhoben, in das Haus zu gehen. Sie mußte eine dringende Mittheilung zu machen haben. Auch eine besorgliche. Ihr ängstlicher Blick zeigte es, als sie in die Stube trat. Ihre Worte bestätigten es.

Der Revierförster war bei mir. Er war ein Freund meines seligen Mannes. Er brachte mir die Nachricht, daß morgen in aller Frühe ein Militaircommando mit Polizeibeamten hierher kommen werde, um nach einem verwundeten Freischärler zu suchen. Man habe Kunde von ihm. Er soll in die Stadt gebracht werden, wo ihrer schon viele eingeliefert sind. Es wird dort Standrecht über sie gehalten, und sie sollen erschossen werden.

Die Regierung hat gesiegt? Das war die einzige Frage des Verwundeten.

Sie ist vollständig wieder eingesetzt.

Und unsere Sache ist verloren!

Er verhüllte sein Gesicht.

Sie müssen fort, sagte das Mädchen, die ihr Muth nicht verlassen hatte. In der heutigen Nacht. Ich führe Sie. Ich kenne alle Wege des Waldes, bis zur Grenze. Sie ist nicht weit.

Der junge Mann hatte es nicht gehört.

Verloren! Es war der einzige Gedanke, das einzige Gefühl seiner Seele.

Mochten und mögen Tausende und Tausende den Stein der Verdammung auf ihn werfen, von ihrem Standpunkte aus mit

vollem Rechte, und auch mit dem vollem Rechte des Gesetzes, er hatte dennoch für ein Ideal, für sein Ideal, er hatte mit Begeisterung gekämpft; er stand auf seinem Standpunkte, wie jene Jünglinge der Jahre 1813 und 1814.

Alles verloren! Auch ich will sterben! Ich werde mich ihnen ausliefern.

Hatte er darum für das Mädchen kein anderes Gefühl gehabt, als jenes Mitleiden, das nur den Armen Trost geben konnte?

Aus dem Mädchen brach die Liebe unaufhaltbar und muthig und fest hervor.

Sie trat mit flammendem Auge vor ihn.

Herr Graf —

Herr Herrmann konnte sie in diesem Augenblicke nicht zu ihm sagen.

Herr Graf, wohin Sie gehen, da gehe ich. Ich führe Sie aus diesem Walde oder ich begleite Sie zu dem Kriegsgerichte; und wenn die Richter auch mich nicht verurtheilen können, Einer der Soldaten, der Ihr Herz getroffen hat, wird ja noch wohl eine Kugel für mein Herz haben, und wenn er auch keine hätte, ich stürbe doch mit Ihnen!

Wie unglücklich und wie groß war das Kind!

Die Mutter weinte über das Unglück.

Den jungen Mann ergriff die Größe.

Du sollst mich führen, Anna!

Er nahm ihre Hand, er drückte sie.

Aber dann sah er wieder trübe und still und mißmuthig vor sich hin. Ein neues Gefühl hatte doch keinen Platz in seinem Innern gefunden.

Die Nacht war tief dunkel geworden. Man sah im Walde keine fünf Schritte weit.

Aus dem einsamen Försterhause im Walde traten zwei Menschen. Ein großer Hund begleitete sie.

Es waren ein junger Mann und ein junges Mädchen.

Der junge Mann trug eine Binde über der Stirn, und in einer Binde lag sein linker Arm. Wie bleich sein Gesicht war, konnte man in der Dunkelheit nicht sehen.

Auch die bleichen Gesichtszüge des Mädchens verbargen die Nacht und das Dunkel des Waldes.

Sie gingen neben einander. An der Seite des Mädchens ging der Hund.

Sie gingen in tiefer Stille, schweigend und mit leisem, geräuschlosem Schritt. Zu dem Hunde hatte das Mädchen, als sie das Haus verließen, sich niedergebeugt, sie hatte ihm die Hand auf den Kopf gelegt und leise zu ihm gesagt: Sei ganz still, Waldmann, und gehe nicht von mir!

Wäre es hell gewesen, man hätte sehen können, wie das treue Thier mit seinem klugen Blicke ihr antwortete, daß er sie wohl verstanden habe, und daß er thun werde, wie sie ihm befehle.

Sie gingen in das Dickicht des Waldes hinein, auf einem wenig betretenen Fußwege.

Das Mädchen wich nicht von der Seite des jungen Mannes. Der Hund wich nicht von dem Mädchen.

Der junge Mann und das Mädchen waren stumm. Der Hund gab keinen Laut von sich.

Sie konnten eine halbe Stunde so gegangen sein.

Der Hund drängte sich an das Mädchen. Er legte sich mit seinem Kopf an ihr Knie.

Sie blieb stehen.

Der Hund hat etwas, flüsterte sie ihrem Begleiter zu.

Sie standen alle Drei.

Sie horchten.

Man hörte nichts.

Aber der Hund wurde unruhiger. Er hielt die Schnauze empor und schnupperte. Dann drängte er sich wieder an seine Herrin; er drängte sie, als wenn sie den Fußpfad verlassen solle, in dem sie gingen.

Verlassen wir den Weg, sagte das Mädchen zu dem jungen Manne.

Sie trat aus dem Wege in den ungebahnten Wald. Der junge Mann folgte ihr.

Der Hund wedelte zufrieden mit dem Schwanze, und nahm wieder ihre Seite ein.

Sie gingen noch wenige Minuten schweigend weiter.

Halt! flüsterte dann das Mädchen.

Sie standen.

Man hörte Schritte von Menschen. Sie waren in dem Wege, den die Drei verlassen hatten.

Das Thier hatte Recht. Wir hätten ihnen begegnen können. Lassen wir sie vorbeigehen.

Sie ließen die Menschen vorbeigehen. Als sie nichts mehr hörten, gingen sie weiter.

Vorher beugte das Mädchen sich wieder zu dem Hunde nieder.

Braver Waldmann! streichelte sie ihn.

Das treue Thier webelte dankbar mit seinem Schweife. Man war ihm Dank schuldig, und es dankte.

Sie gingen wieder auf den verlassenen Fußpfad zu. Sie erreichten ihn. Sie gingen darin weiter; wieder neben einander und wieder stumm. Der junge Mann hatte noch kein Wort gesprochen, das Mädchen nur jene wenigen.

War ihnen das Herz so schwer? Oder fürchteten Sie auf jedem Schritt einen lauernden Verräther? Oder war es Beides?

Sie waren eine Stunde gegangen.

Sie sind müde, sagte das Mädchen zu ihrem Begleiter. Ruhen wir uns.

Er antwortete nichts, aber er hielt seinen Schritt an und setzte sich auf einen umgehauenen Baum.

Sie setzte sich auf den Stumpf des Baumes, nicht an seine Seite.

Er sagte nichts dazu. Sie saßen stumm.

Brechen wir wieder auf? fragte sie nach viertelstündiger Rast.

Er nickte mit dem Kopf. Sie setzten ihren Weg fort.

Sie waren wieder fast eine Stunde gegangen.

Der Boden war bisher eben gewesen. Er wurde gebirgig. Höhe und Tiefe wechselten. Der Wald hielt noch immer an.

Bald sind wir am Ziele, sagte das Mädchen. In einer halben Stunde. Ruhen wir vorher nochmals aus.

Sie ließen sich Beide wieder nieder. Das Mädchen setzte sich wieder nicht an seine Seite. Er sagte wieder nichts dazu.

Sie waren auf einer Anhöhe.

Der Julimorgen dämmerte im Osten auf.

Das erste Roth verbreitete seinen Schein durch dicke Zweige der Bäume.

Es beschien zwei schöne, jugendliche Gesichter. Aber sie waren so bleich.

Das Mädchen hatte den Kopf zu dem braunen Hühnerhunde niedergebeugt, der aufrecht vor ihr saß. Sie sah so traurig nieder, zu ihm, aber doch nicht auf ihn. Er blickte mit seinen treuen Augen wie tröstend zu ihr auf. Trost hatte auch das Thier.

Der junge Mann starrte unbeweglich in die weite Ferne hinaus, in die Tiefe nach Westen hin, wo es noch dunkel war.

Sein Auge war nicht traurig und thränenschwer, wie das des Mädchens; aber es war unglücklich, es zeigte einen schweren, wilden, fast verzweiflungsvollen Kampf in seinem Innern.

Die Sonne ging auf.

Das Mädchen erhob sich.

Es wird Zeit, sagte sie.

Auch er erhob sich.

Sie standen neben einander, vor einander.

Sie hatten sich bis dahin nur im Dunkel der Nacht und des Waldes angesehen. Sie hatten Einer in des Anderen Gesichte nicht die Blässe, nicht den Schmerz, nicht den Kampf sehen können. Sie erschraken, als sie im Lichte der Sonne sich erblickten.

Mein Gott, sagte das Mädchen, werden Sie noch weiter gehen können?

Ich wohl, Anna. Aber Du? Und Du mußt noch den weiten Rückweg machen! Und allein! Es waren die ersten Worte, die er gesprochen hatte.

Das Mädchen faßte nach ihrem Herzen, als wenn sie einen furchtbaren Stich darin fühle. Sie mußte sich von ihm abwenden, um ihm die Gewalt nicht zu zeigen, mit der sie ihre Thränen zurückhielt.

Zurück und allein! Die Worte tönten wie die Worte der Vernichtung in ihrem Innern wieder.

Der junge Mann machte eine wilde Bewegung, als wenn er von allen seinen Wunden die Binde fortreißen, als wenn er die Wunden selbst aufreißen wolle, müsse.

Und die Sonne hatte sich voll, klar und hell in ihrem reinen Golde emporgehoben und beschien die beiden unglücklichen Menschen auf der einsamen Anhöhe des Waldes.

Der junge Mann ergriff die Hand des Mädchens, heftig, leidenschaftlich.

Anna! Anna! rief er.

Sie wagte nicht zu ihm aufzusehen.

Aber er ließ die Hand wieder los, heftig und leidenschaftlich, wie er sie ergriffen hatte.

Kehre zurück, Anna. Laß mich allein gehen.

Da mußte sie zu ihm aufblicken. Sie glaubte einen verzweiflungsvollen Entschluß in seinem Gesichte zu lesen. Sie war wieder ganz fester Wille, Kraft und Muth.

Herr Graf, Sie haben mir versprochen, daß ich Sie über die Grenze führen soll. Ich führe Sie in die Freiheit, oder mich und Sie in den Tod.

Der Mann mußte sich dem Mädchen beugen.

Komm, sagte er.

Sie setzten stumm ihren Weg fort.

Sie gingen durch den dichtesten Wald. Von einem Pfade war keine Spur. Das Mädchen irrte sich dennoch nicht. Sie hatte so oft mit ihrem Vater Wald und Gebirge durchstreift.

Sie erreichten eine enge Schlucht. Sie gingen eine Strecke darin fort.

Ein steiler, mit Holz bewachsener Berg bildete die jenseitige Wand der Schlucht.

Als sie eine Stelle erreicht hatten, wo oben die höchste Spitze des Berges war, machte das Mädchen Halt.

Sie streichelte den Kopf ihres treuen Hundes.

Paß auf, Waldmann!

Der Hund sah sie klug an, als wenn er ihr wieder sagen wolle, daß er sie verstanden habe und daß sie sich auf ihn verlassen könne.

War es nöthig, daß sie die Wachsamkeit des wachsamen Thieres schärfte?

Wo sind wir? fragte der Verwundete.

Jenseits dieser Anhöhe ist die Grenze.

Du fürchtest Gefahr?

Der Förster hat der Mutter gesagt, daß die Grenze scharf bewacht werde.

Anna?

Herr Graf —?

Nenne mich noch einmal —

Nenne mich noch einmal Hermann, hatte er wohl sagen

wollen. Hatte sich in seinem Herzen etwas geregt, daß er ein Wort der Liebe von ihren Lippen hören mußte? Aber er fühlte auch, daß ihr das Herz um so schwerer und weher werden müsse, wenn sie das Wort zu ihm gesprochen, auf sein eigenes Bitten zu ihm gesprochen hatte. Er vollendete nicht. Eine andere Bitte mußte er aussprechen.

Anna, ich beschwöre Dich, verlaß mich hier. Kehre zurück.

Sie schüttelte schweigend den Kopf.

Zu Deiner armen, kranken Mutter.

Nein, nein, sagte sie fest.

Großer Gott, rief verzweiflungsvoll der junge Mann, soll ich denn ihr Mörder werden?

Aber da hatte er endlich einen Entschluß gefaßt, wenn es auch ein Entschluß der Verzweiflung war.

Komm! sagte er.

Sie stiegen die steile Anhöhe hinan.

Sie erreichten ihre Spitze.

Sie hatten einen freien, weiten Blick, weit hinein in ein fremdes Land.

Links vor ihnen spiegelklar in der Morgensonne ein großer See. Aus hohen Bergen ergoß er sich. Hohe Berge faßten ihn ein.

Höhere Berge schlossen links und rechts vor ihnen den Horizont ab. Ihr ewiger Schnee glänzte golden in den Strahlen der Sonne.

Der leuchtende Schnee verkündete die Freiheit. Der kalte, starre Schnee? Aber er verkündete auch die Fremde.

Näher nach den Wanderern hin floß ein klarer Strom. Der schöne deutsche Strom war hier weit schon in dem fremden Lande.

Der junge Mann und das Mädchen machten Halt oben auf der Höhe.

Sie horchten Beide, nach unten, in die Tiefe zu ihren Füßen. Dort unmittelbar unter ihnen war die Grenze. Ein schmaler Fahrweg bildete die Scheide. Der Flüchtling hatte ihn nur zu überschreiten, und er war in Freiheit. Aber er mußte noch erreicht werden. Zweihundert Schritte die Anhöhe hinunter, und er war erreicht. War die Strecke dieser zweihundert Schritte sicher?

Kein Laut, keine Bewegung verrieth eine Unsicherheit.

Gehen wir, sagte das Mädchen.

Sie gingen die Anhöhe hinunter.

Der Hund ging neben ihnen, wachsam aber ruhig.

Es konnte keine Gefahr in der Nähe sein.

Sie hatten den Fuß der Anhöhe erreicht.

Sie standen an dem schmalen Fahrwege, an dem Scheidewege, an dem Scheidewege für deutsches und fremdes Land, für Gefahr und Sicherheit, an dem Scheidewege für ihre Herzen. Und er war so schmal, keine zehn Schritte breit. Jenseits dieser zehn Schritte lag die Freiheit, aber auch die Trennung, die goldene Freiheit, die dunkle Trennung.

Rund um sie her war es still.

Rund um sie her war es menschenleer.

Sie standen in einer Schlucht. Auf der anderen Seite des Fahrweges erhob sich wieder eine Anhöhe.

Sie mußten sich trennen.

Hatte er auf eine Kugel gehofft, die sie vereinigen, verbinden werde, hatte sie geträumt von einem Tode an seinem Herzen, für ihn und mit ihm — der Tod sollte sie nicht vereinigen; wenn ihre Herzen sie nicht zusammenhielten, so mußten sie sich trennen.

Konnten sie es?

Das Kind, nein, sie war kein Kind mehr, sie war mit ihren funfzehn Jahren, mit ihrem kindlichen Herzen, das kaum Ahnungen einer Jungfrau geträumt hatte, in den wenigen Tagen, ganz vielleicht erst in den wenigen letzten Stunden, zur Jungfrau geworden; mit aller Wonne, aber auch mit allem Leide des liebenden Herzens der Jungfrau, aber auch mit der vollen, hohen Kraft der reinen, jungfräulichen Liebe. Das Mädchen konnte sich trennen.

Sie stand fest aufrecht vor ihm.

Sie überschreiten diesen Weg, sagte sie zu ihm. Jenseits sind Sie in der Schweiz. Sie steigen eine kleine Anhöhe hinan. Sie sehen dann wieder den Rhein. Sie gehen ihn stromaufwärts. Nach zehn Minuten treffen Sie ein Fährhaus.

Sie machte eine Pause.

Sie hatte ihn nicht ansehen können. Sie hatte nach der Gegend hin geblickt, die sie ihm beschrieb. Sie versuchte, zu ihm

aufzublicken. Sie konnte es noch nicht. Sie hatte ihre Hände herunterhängend. Sie versuchte, sie zu erheben; nach ihm hin. Sie konnte auch das nicht. Und doch war die Minute, die Secunde der Trennung gekommen.

Leben Sie wohl, sagte sie leise. Gott sei mit Ihnen.

Sie wollte sich umwenden. Aber auch das war ihr nicht möglich, so nicht. Noch einmal mußte sie ihn ansehen, nur ansehen. Sie blickte zu ihm auf.

Er stand todtbleich da. Er zitterte. Der Kampf in seinem Innern hatte seinen Höhepunkt erreicht. Zehn Schritte von ihm war die Grenze; einen Schritt von ihm stand das Mädchen. Er konnte nicht zu dieser, nicht zu jener.

Leben Sie wohl, wiederholte sie, und sie machte die Bewegung, sich von ihm zu wenden.

Lebe wohl, sagte er, und auch er wollte gehen, in den Fahrweg, an dem sie standen, nach der Grenze hin.

Er erhob den Fuß. Er sah nach ihr, in ihr Auge.

Sie sah in das seinige. Es war so viel Unglück, so viel Verzweiflung darin. Sie erhob die Hand, sie ihm zu reichen.

Er zog den Fuß zurück, er hielt ihr seine Hand entgegen. Er wollte zu ihr stürzen, mit einem mächtigen Gefühle, das in diesem Augenblick in seinem Innern sich durchkämpfen, durchbrechen zu wollen schien, aber auch mit aller der Verzweiflung, die jenem Gefühle noch wehrte.

Da war es auf einmal, als wenn über das arme, einfache Mädchen ein höherer Geist gekommen sei, der Geist der höchsten, der edelsten Liebe, und des klarsten Erkennens dessen, was diese Liebe von ihr fordere.

Sie richtete sich höher auf. Sie sah ihn klar an. Sie reichte ihm fest ihre Hand entgegen.

Sie müssen fort, sagte sie. Gott sei immer mit Ihnen.

Und er? Er beugte sich noch einmal vor ihrer Größe, und indem er sich beugte, erhob er sich zu einem Entschlusse, nicht leidenschaftlich, aber fest zu jenem Entschlusse, den auch von ihm die Pflicht forderte. Er nahm ihre Hand, er drückte sie warm. Er sah mit einer edlen Begeisterung in ihr Auge.

Lebe wohl, meine gute, meine liebe Anna, du edelstes Mädchen, das ich kennen gelernt habe, das ich je werde kennen lernen.

Er wandte sich von ihr. Er überschritt den Weg. Er war in dem Lande der Freiheit und Sicherheit. Er stieg die Anhöhe hinan. Sich umsehen konnte er nicht. Erst als er oben auf der Höhe war, blickte er zurück. Er sah sie noch.

Sie saß auf einem Felsenvorsprung an der Mitte des Berges, den er mit ihr heruntergekommen war. Der Hund hatte seinen Kopf auf ihren Knieen liegen. Sie hatte beide Hände auf den Kopf des treuen Hundes gelegt, ihr Gesicht ruhte auf ihren Händen.

Hatte sie ihm nachgeblickt? Wie lange? Wie lange hatte sie ihre Kraft behalten?

Jetzt war sie gebrochen.

Der junge Mann glaubte die Thränen zu sehen, die aus ihren Augen auf ihre Hände, zwischen ihren Fingern hindurch auf den Kopf des treuen Hundes fielen.

Er mußte weiter. Er ging tiefer in das freie Land hinein. Die glänzendste Morgensonne beleuchtete seinen Weg.

Das Mädchen mußte in ihren dunklen Wald zurück.

III.

Liebende Herzen.

Auch der Monat October des Jahres Eintausend achthundert neunundvierzig hatte noch schöne und helle und selbst warme Tage.

Er sah auch keine Bürgerkriege mehr im deutschen Lande. Er sah freilich gar keinen Kampf mehr. Er sah nur Sieger und Besiegte. Diese niedergeworfen, jene triumphirend.

In dem Norden Deutschlands lag in herrlicher Gegend ein großes, vornehmes Grafenschloß. Es war aber auch alt, und an manchen Stellen nicht mehr besonders wohl erhalten. Allein man beachtete das nicht, wenn man es ansah. Es lag so malerisch an dem Abhange eines waldigen Hügels, zwischen weiten Aeckern und grünen Wiesen, und so stolz mit seinen Thürmen und hohen, spitzen Dächern aus den Zeiten des Mittelalters. Dazu gehörte eben einiger Verfall, er imponirte. Auch der vernachlässigte Park gehörte dazu, der mit seinen etwas wüst gewordenen Pappeln- und Kastanien-Alleen und mit seinen, vor zwanzig oder noch längeren Jahren zum letzten Male, aber steif und

doch bunt genug im Rockokostyle geschnittenen hohen Buchen- und Buxbaumhecken sich weit und hoch an den laubigen Hügel hinanzog.

Er hatte auch einige recht anmuthige Partieen, dieser große, alte, vernachlässigte Park, reizende, dunkle Lauben, einen hübschen Teich mit Schwänen und einer Gondel, ein Paar niedliche Gartenhäuschen mit chinesischen Dächern.

Der Besitzer des alten, vornehmen Schlosses mit Zubehör war der Reichsgraf Aloysius Bühlach, aus einem sehr alten und sehr vornehmen Hause, das früher reichsunmittelbar gewesen, seit dem Aufhören des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation aber „mediatisirt“ war.

Er selbst war noch souverainer regierender Herr in seinem Ländchen von drei Quadratmeilen und fünftausend Einwohnern gewesen, freilich nur mittelbar. Er war nämlich zur Zeit des Deutschen Reiches noch minorenn, und seine Frau Mutter führte für ihn die Zügel der Regierung, als Vormünderin und als Regentin. Als er großjährig wurde, war es mit Souverainität und Regierung längst vorbei. Desto lebhafter lebte in ihm der Gedanke fort, daß er doch einmal zum Regieren geboren und bestimmt gewesen sei, und er zog daraus den Schluß, daß er wenigstens alle diejenigen Prärogative eines Herrschers, die ihm noch übrig geblieben und gestattet sind, festhalten und ausüben müsse. Zu den ersten Prärogativen der Herrschaft rechnete er den Stolz und die Pracht. Er lebte, wie er dachte. Im Jahre 1848, als bekanntlich eine Revolution nach Deutschland kam, hatte er daher nicht einmal mehr so viel, daß die Bauern seiner Grafschaft ihn zu etwas nöthigen, oder ihm etwas abzwingen konnten.

Dagegen lebte er noch immer wie ein regierender Herr. Er hielt sich einen Hofkavalier, einen Domainendirektor, einen Hofprediger, für seine Tochter eine Hofdame, und außerdem zahlreiche Schloßdienerschaft. Der Domainendirektor hatte freilich nur Geld von Juden und Christen herbeizuschaffen; der Hofprediger war der Pastor des benachbarten Dorfes; die Hofdame war eine einfache Gesellschafterin; aber von Adel mußte sie sein. Der Hofkavalier war ein alter, schon seit vierzig Jahren von der Gicht gelähmter, pensionirter Lieutenant, der schon von seinem, des Grafen hochseligen Herrn Vater zu der Pension, bei der er nicht

leben und nicht sterben konnte, das Gnadenbrod zum Leben erhalten hatte.

Uebrigens war Seine Erlaucht, der Reichsgraf Aloysius Bühlach, Wittwer und Vater von zwei Kindern. Das älteste von diesen war ein Sohn, der Erbgraf Isidor, als Offizier in österreichischen Diensten stehend. In die Armee seines Landes oder Landesherrn hatte der „regierende Graf", so ließ er sich noch immer gern nennen, den Sohn nicht eintreten lassen. Seinen König sah der Graf sich selbst gegenüber rechtlich nur als einen Gleichberechtigten, und factisch nur als einen Usurpator seiner Rechte an. Der Kaiser von Oesterreich aber war ihm noch immer des Reiches, also auch sein eigenes Oberhaupt, dem sein hohes Haus mit Ehren dienen könne.

Das zweite Kind des Grafen war eine Tochter.

Mit dieser wohnte er in seinem alten, vornehmen, verfallenen Schlosse.

Wie sie dort lebten? —

An einem Nachmittage im October des Jahres 1849 fuhren zwei Wagen in den Schloßhof, eine etwas ordinäre Kutsche und ein sehr langer, mit vier derben Gäulen bespannter Leiterwagen.

Der Leiterwagen war leer; er schien seinen Inhalt, und zwar einen quantitativ nicht unbedeutenden Inhalt hier in Empfang nehmen zu wollen.

Aus der Kutsche stiegen zwei Herren und ein halber Herr. Der zuerst herausstieg, war ein sehr gewichtiger kleiner Mann.

Ein Bedienter aus dem Schlosse trat ihnen entgegen.

Wen wünschen die Herren zu sprechen?

Den Herren Grafen, antwortete sehr gewichtig der gewichtige kleine Mann, unstreitig der Vornehmste der Herren.

Ich bedauere, Seine Erlaucht sind verhindert.

Ah bah, für mich giebt es keine Verhinderung. Zu Hause oder nicht zu Hause? nur darauf kommt es an.

Zu Hause. Aber Sie arbeiten in Ihrem Kabinet mit Ihrem Domainendirektor.

Domainendirektor? Ah bah! Aber desto besser. Führen Sie uns hin.

Ich müßte die Herren vorher melden.

Auch das. Commission des Kreisgerichts! Ich persönlich bin der Kreisgerichtsrath Habemann.

Darf ich die Herren bitten, mir zu folgen.

Die beiden Herren, auch der halbe, folgten dem Bedienten in das Schloß.

Wenn man einmal wußte, daß die drei Herren eine Gerichtscommission bildeten, und daß der kleine gewichtige Herr der Kreisgerichtsrath war, so konnte man auch leicht errathen, daß der Zweite der Secretär, und der Dritte, der halbe, der Executor der Commission sein müsse.

Eine Commission des Kreisgerichts! meldete der Bediente in das Kabinet des Grafen.

Ah, sagte der Reichsgraf stolz, Herr Domainendirektor, das gehört zu Ihrem Departement. Empfangen Sie die Herren.

Der Domainendirektor ging hinaus, die Herren zu empfangen, kam aber im Augenblicke zurück.

Die Herren verlangen mit Eurer Erlaucht selbst zu sprechen.

Ich finde das unverschämt, sagte Seine Erlaucht, ich finde es sogar —

Der Kreisgerichtsrath stand schon an der Spitze seiner beiden Mitbeamten in dem Kabinet.

Ich habe dem Herrn Grafen anzukündigen, daß ich von dem Kreisgerichte den Auftrag erhalten habe, mit Zuziehung dieser beiden Beamten für die Forderung des Handelsjuden Salomon Erlanger an den Herrn Grafen zum Betrage von zweitausend Thalern nebst Zinsen, die Real-Execution vorzunehmen.

Und zu dem Zwecke haben Sie sich hier eingefunden? sagte der Graf.

So ist es.

Und Sie wollen die Execution sofort vornehmen?

So ist es, und ich fordere demgemäß den Herrn Grafen auf —

Wie, mein Herr, Sie fordern —?

Im Namen des Gesetzes.

In meinem eigenen Hause?

Im Namen des Gesetzes.

Wo ich früher Souverän war? Ha, wenn ich es noch wäre —

Jetzt gilt hier im Lande eine andere Souveränität. Wir leben in einem Rechtsstaate —

In dem die Polizei regiert.

Der Kreisgerichtsrath replicirte darauf nicht.

Herr Graf, sagte er nur, ich fordere Sie im Namen des Gesetzes auf, mir entweder auf der Stelle die zweitausend Thaler nebst Zinsen und Kosten auszuzahlen, oder die Schlüssel zu allen Zimmern und Behältnissen Ihres Schlosses herauszugeben, damit ich für die Summe Pfandstücke nehmen kann.

Mein Herr, erwiderte ihm der Graf mit seiner vollen Würde, in meinem Schlosse stehen sämmtliche Thüren und Verschlüsse für Sie offen, verfahren Sie darin nach Belieben.

Nach dem Gesetze, Herr Graf, und hier gleich in Ihrem Cabinete werde ich beginnen. — Secretär, schreiben Sie zuerst diese Gemälde, dann jenen Tafelaufsatz u. s. w., dann die Tafel selbst und die Fauteuils und Sophas auf. — Executor, befördern Sie das Aufgeschriebene nach unten auf den Executionswagen.

Seinem Befehle wurde gehorcht.

Der Graf gab unterdeß seinem Domainendirektor einen Wink. Beide verließen das Kabinet und sprachen draußen heimlich mit einander. Laut wiederholte der Graf nur:

In den rothen Pavillon! Sie haben doch verstanden?

Zu Befehl, Euer Erlaucht.

Dann gingen sie auseinander.

Alterirt schienen die beiden Herren nicht zu sein.

Der Domainendirektor ging die Treppe hinunter. Unten waren die Salons und Prunkgemächer des Schlosses.

Der Graf begab sich in ein in der Nähe befindliches Zimmer.

Es war ein allerliebstes Boudoir.

Zwei Damen saßen darin, mit eleganten weiblichen Arbeiten beschäftigt.

Die Eine war eine große, feine Gestalt mit einem schönen, etwas schwermüthigen Gesichte, welchem lange, hellblonde Locken ganz wundervoll standen. Sie war jung, kaum zwanzig Jahre alt.

Die Andere war etwas corpulent, in der Mitte der dreißiger Jahre, unbedeutend.

Ludmilla, redete der Graf die jüngere Dame an, erlaubst Du mir, einige Worte mit Dir zu sprechen?

Ich stehe zu Deinem Befehl, lieber Vater.

Sie entschuldigen, liebes Fräulein, verbeugte der Graf sich gegen die corpulente Dame.

Sie war die „Hofdame" der jungen Gräfin. Sie war schon aufgestanden und verließ das Zimmer.

Zwischen Vater und Tochter begann darauf folgendes Gespräch, das von beiden Seiten mit voller Ruhe geführt wurde, obwohl die schöne Stimme der jungen Dame manchmal vollkommen so schwermüthig wurde, wie der Ausdruck ihres schönen Gesichts.

Wir haben uns lange nicht gesprochen, Ludmilla.

In der That, lieber Vater, und was giebt mir heute die Ehre Deines Besuches?

Hast Du noch immer keine Nachrichten von Deinem Bräutigam?

Leider noch immer nicht.

Es ist fatal, mein Kind.

Es zerreißt mir das Herz, mein Vater.

So, so? Ja, es war ein dummer Streich von dem jungen Menschen. Aber bei dem plebejischen Blute —

Mein Vater —!

Meine Tochter, warum sollten wir gegen einander nicht offen sein? Er ist doch nur Graf durch sein Geld. Seine beiden Eltern sind noch bürgerlich gewesen, und nur das enorme Vermögen hat später seinen Großvater zum Freiherrn und seinen Vater und folglich auch ihn zum Grafen gemacht.

Und wir, mein Vater, verschmähen das enorme Vermögen nicht.

Gott behüte, meine Tochter, und eben darum beklage ich es tief, daß der junge Mensch so plebejische Gesinnungen empfangen und mit ihnen sich dem Demokratengesindel und der Revolution in die Arme werfen mußte. Du hast also keine Nachricht von ihm?

Nein, mein Vater.

Aber seine Mutter war gestern bei Dir.

Die Angst hatte die Arme zu mir geführt, die fürchterliche Ungewißheit. Sie hat seit fünf Monaten keine Nachricht von dem armen Herrmann.

Seit dem Beginn des unglücklichen Revolutionskrieges nicht.

Bei jeder Nachricht von einer Schlacht, von einem Treffen, blutete ihr Herz.

So, so?

Der Kampf war zu Ende, schon seit drei Monaten. Sie hat kein Lebenszeichen von ihm erhalten.

Und es sind viele Gefechte gewesen.

Und er war tapfer, muthig.

In der That, er kann leicht irgendwo gefallen sein.

Muß sie es nicht glauben, obwohl alle ihre schriftlichen Erkundigungen nichts darüber haben ermitteln können.

Ja, mein Kind, diese Insurgenten waren rohe, ungebildete Menschen; sie haben nicht einmal Verzeichnisse der in Schlachten und Gefechten Gefallenen und Verwundeten aufgestellt.

Seit mehreren Wochen nun hat die unglückliche Mutter Boten zu dem Schauplatz des Kampfes entsandt, die an Ort und Stelle nach ihm forschen sollen.

Auch die haben nichts ermittelt.

Sie hat bis jetzt keine Nachricht von ihnen. Sie erwartet sie täglich, stündlich.

Und ich erwarte sie mit ihr, meine Tochter.

Auch mein Herz, mein Vater.

Hm, bei mir ist es eigentlich nicht das Herz. Meine Tochter, eine gerichtliche Executionscommission ist so eben hier angekommen.

Armer Vater, wie mußt Du leiden?

Ja, sie nehmen, was sie transportiren können. Vor der Hand in meinem Cabinet.

Ha.

Sie werden, fürchte ich, auch zu Dir kommen.

Um auch hier aufzuräumen?

Gewiß.

Ach, sie werden meinen Thränen weichen.

Ich zweifle. Indeß ist das Deine Sache. Mich führt eine Bitte zu Dir, mein Kind.

Welche, mein Vater? Du weißt, daß Du immer über mich zu befehlen hast.

Das wird mich freuen. Also täglich erwartet die Gräfin Artold Nachricht von ihrem Sohne?

Täglich, stündlich.

So muß sich die Sache bald entscheiden, und ich hoffe, daß auch Du Dich alsbald entscheiden wirst.

Wie, mein Vater?

Lebt Dein Bräutigam, gut. Er wird dann im Auslande sein. Wir reisen hin, Ihr werdet getraut —

O, mein theurer Herrmann!

Und ich bekomme Geld. Ist er aber todt —

Ich schaudere bei dem Gedanken!

Dann aber meine Bitte, Dich rasch anderweit entscheiden zu wollen.

Anderweit? Welches Wort!

Und zwar vernünftig, mein Kind. Der Rittmeister ist zwar ein junger, liebenswürdiger Mann, und auch von gutem Adel —

Und er liebt mich so innig, mein Vater —

Aber er hat kein Vermögen. Der alte General dagegen ist ein Millionär —

Ach, mein Vater!

Und er liebt Dich gleichfalls.

Aber er ist nahe an den Siebzigen.

Desto eher bist Du eine junge und reiche Wittwe.

Und ich sollte meinen Herrmann so schnell vergessen?

Ich bitte Dich darum.

Vater, welch ein Opfer forderst Du von mir!

Ich hoffe, Dein Verstand und Deine kindliche Liebe werden es als ein süßes anerkennen. — Noch Eins, die beiden Herren kommen heute?

Ich erwarte sie jeden Augenblick.

Es ist fatal, gerade während der Execution.

Ich werde sie im Garten empfangen.

Ach! Nur nicht in dem rothen Pavillon.

Warum dort nicht?

Ich habe meine Gründe.

Du hast zu befehlen, mein Vater.

Ich hoffe, Du wirst gleich heute Deine Einleitungen treffen.

Ach, mein Vater! —

Damit war das Gespräch zwischen Vater und Tochter zu Ende.

Der Graf verließ das Boudoir.

Die schwermüthige, blonde Gräfin stand ein paar Minuten nachdenklich.

Warum nicht in dem rothen Pavillon? sagte sie.

Dann klingelte sie.

Ihre Hofdame erschien.

Gehen wir in den Garten, liebe Neumann.

Sie gingen in den Garten.

Ein Bedienter trug ihnen ihre Arbeiten nach.

Zum Verständniß des Gesprächs zwischen Vater und Tochter brauche ich hoffentlich dem Leser nichts hinzuzufügen. Es müssen denn etwa folgende wenige Notizen sein.

Der Graf Herrmann Artold, der Bräutigam der schönen, schwermüthigen, jungen Reichsgräfin Ludmilla Bühlach, war der einzige Sohn seiner, wie der Reichsgraf zu seiner Tochter gesagt hatte, enorm reichen Eltern, deren Adel freilich ein sehr junger war. Seine Eltern hielten sich gewöhnlich auf einem schönen Gute auf, das in der Nähe der Besitzung des Grafen Bühlach lag. Die beiden Nachbarfamilien Bühlach und Artold hatten sich dadurch kennen gelernt. Der alte Graf Artold war nach einiger Zeit gestorben. Der Graf Bühlach war darauf beinahe so schwermüthig geworden, wie seine Tochter von Natur war. Dann hatte er einen Entschluß gefaßt.

Es ist Thorheit, hatte er zu sich gesagt. Ich stecke in den Schulden bis über die Ohren, und sie ist mehr als enorm reich. Ich bin zwar von altem, reichsunmittelbaren Adel, war souveräner Herr, so gut wie noch der König dieses Landes, und sie ist bürgerlich geboren und der Adel ihres Mannes ist der jüngste im Lande. Aber wir haben mehrere Beispiele von Mesalliancen in regierenden Häusern; hat doch noch kürzlich der Fürst von Montenegro eine Kaufmannstochter geheirathet. Ich bringe das Opfer.

Er hatte darauf der verwittweten Gräfin Artold seine Hand angeboten.

Aber er hatte einen Korb erhalten.

Die Dame hatte einen anderen Plan.

Herr Graf, lassen Sie uns lieber das Glück unserer Kinder machen.

Errathe ich Sie, meine Gnädigste?

Ihre Tochter ist schön, liebenswürdig, geistreich, gefühlvoll.

Unterthäniger Diener.

Mein Sohn ist brav, hübsch —

Ein ausgezeichneter, junger Mann, Gnädigste.

Er muß Ihre Tochter lieben. Er wird. Wenn Gräfin Ludmillens Herz noch nicht versagt ist —

Nein, nein.

So wären Sie einverstanden, lieber Graf?

Wie ich zu dem Gelde komme, ist mir gleichgültig, dachte der Graf.

Vollkommen einverstanden, antwortete er, und er war mit seinem Korbe sogar zufrieden.

Der junge Graf, Herrmann Artold und die junge Gräfin Ludmilla Bühlach mußten sich in Folge dessen kennen, oder auch näher kennen und dann auch lieben lernen.

Sie thaten Beide beides gern. Sie waren Beide hübsch, Beide liebenswürdig, Beide jung, und sie war von dem ältesten vornehmen Grafenadel, und er war enorm reich, und sie war sehr gefühlvoll, und er hatte ein edles und leicht empfängliches Herz.

Sie waren Verlobte. Der Zeitpunkt ihrer ehelichen Verbindung war schon bestimmt. Da brach die Revolution aus und der Graf Herrmann Artold wurde von ihr ergriffen und warf sich in sie hinein, und war, wie sie zu Ende war — verschollen.

Ludmillas gefühlvolles gräfliches Herz war dadurch anfangs tief erschüttert worden. Später hatte ihr Schmerz sich gemildert. Merkwürdigerweise gerade seit Beendigung jenes Revolutionskrieges. Vielleicht auch nicht merkwürdiger Weise. —

Sie war mit ihrer Hofdame in den Garten gegangen. Der Garten war der hinter dem Schlosse belegene, nicht eben sehr wohl erhaltene Park. Die Damen gingen nicht in seine wüsten Partieen. Ein melancholisches Herz pflegt zwar gern verwüstete oder sonst traurige Einöden aufzusuchen. Aber es giebt auch eine Melancholie, die das nicht liebt, und eine solche schien das empfindsame Herz der jungen, schönen Gräfin zu beleben.

Sie ging, schwermüthig schweigend, an dem schönen Schwanenteich entlang, sah den so stolz und doch so sinnig rudernden weißen Schwänen zu, warf so eigenthümlich sehnsüchtige Blicke in die heimliche, mit einem roth und weißen Zelte verdeckte Gondel,

blickte dann seufzend nach den dunklen, verschwiegenen Lauben jenseits des Teiches hinüber, und schien während der Zeit einen ganzen Plan in ihrem Innern ausgearbeitet zu haben.

Es ist eine recht liebenswürdige Sache, so eine vernünftige Schwermuth, die mit dem Angenehmen zugleich das Nützliche zu verbinden weiß.

An der Hecke des Parks galoppirte ein Reiter vorüber, dem Schlosse zu. Ueber die Hecke sandte er Grüße in den Garten hinein. Nach fünf Minuten war er in dem Park. Zu Fuße; das Pferd hatte er einem Diener übergeben. Die Liebe hatte sein Pferd und sein Thun beflügelt. Sie beflügelte seine Schritte.

Es war ein junger, hübscher Mann, die Uniform eines Dragonerrittmeisters saß ihm reizend.

Und er liebt mich so innig, hatte die Gräfin von ihm zu ihrem Vater gesagt.

Aber, er ist arm, hatte ihr Vater bemerkt.

Die Gräfin hatte ihn seufzend an dem Parke vorbeireiten sehen. Dann war sie zu der Gondel gegangen, die an dem Ufer des Teiches lag.

Sie sehen wohl nach, liebe Neumann, hatte sie dann zu ihrer Gesellschafterin gesagt, ob der Bediente auch Alles in den blauen Pavillon gebracht hat. In den blauen, nicht in den rothen.

Die Hofdame war gegangen.

Die Gräfin hatte sich träumend in den Nachen gesetzt und in die Tiefe des Wassers geblickt.

So fand der Rittmeister sie.

Darf ich zu Ihnen kommen, meine Gnädigste?

Ich hatte Sie hier erwartet, lieber Alten.

Sie machen mich zu dem glücklichsten Menschen.

Er sprang in den Nachen.

Ich hatte Ihnen etwas zu sagen, Herr von Alten. Eine Bitte —

Mein Leben gehört Ihnen.

Die Dame hatte unterdeß den Nachen vom Ufer abgelöst.

Die Hofdame kehrte von dem blauen Pavillon zurück.

Sie wollte und mußte sich wohl mit ihrer Gebieterin wieder vereinigen. Aber die Gondel trieb schon in den See hinein. Die Gesellschafterin hatte am Ufer das Nachsehen.

Die Gräfin sah es in ihrer Schwermuth nicht. Und schwermüthig war sie, obwohl, vielleicht, weil sie mit dem schönen, aber armen Rittmeister allein war.

Ihr Leben —? Ja, ich weiß es. Auch Ihr Herz, lieber Alten!

Gräfin, dürfte ich endlich hoffen?

Ach, wenn mein Herz noch einmal lieben könnte —

Der junge Officier lag schon zu ihren Füßen.

Er konnte es. Die Zeltwand der Gondel verbarg sie Beide vor jedem neugierigen Blicke, selbst vor der Gesellschafterin am Ufer.

Die Gräfin schien dennoch ängstlich zu werden.

Um des Himmels willen, Alten, stehen Sie auf.

Aber er hatte schon ihre Hände gefaßt. Er drückte sie, er küßte sie an seinen Lippen. Er sah selig, selig bittend in ihr Auge.

Alten, was machen Sie mit mir?

Ihr seliger Blick begegnete dem seinigen, selig gewährend.

Er umfing sie mit seinen Armen.

Sie lag an seinem Herzen.

Sie lag an dem Herzen des Mannes, der sie liebte, den sie liebte.

Recht lange.

Dann war aber auch dem Herzen genug gethan, ihrem wenigstens.

Es geht nichts über ein vernünftig melancholisches, also auch vernünftig zu lieben vermögendes Herz, das also auch, wie gesagt mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden weiß.

Sie richtete sich auf, sie wand sich sanft aus seinen Armen.

Ich war schwach, Alten. Sie werden es vergessen.

Wie —!

Ich bin Verlobte!

Sie werden von dieser Fessel befreit. Sie sind es schon. Seit drei Monaten —

Ich kann dennoch nie einem Anderen angehören.

Auch der Liebe nicht, Ludmilla? Der heißesten, glühendsten Liebe nicht?

Ich darf nicht.

So lieben Sie nicht.

Sie schwieg, aber sie seufzte.

Sie könnten lieben, Ludmilla? Sie müssen es können. Dieses weiche Herz?

Vielleicht! hauchte sie.

Er wollte wieder ihre Hände ergreifen. Er wollte sie wieder in seine Arme, an sein Herz schließen.

Die melancholische Gräfin sank auf eine Bank, an der seitwärts die im Wasser liegenden Ruder befestigt waren. Sie hatte träumend mit einem der Ruder gespielt. Der Nachen hatte sich dem Ufer zugewandt, unmerklich, und von dem Rittmeister wenigstens unbemerkt. Sie waren im Angesichte der am Ufer auf und ab spazierenden Gesellschafterin.

Die Neumann, Alten! rief die Gräfin.

Gewiß? Gewiß? flehete der junge Mann.

Machen Sie uns nicht unglücklich.

Gewiß? Ich beschwöre Sie, Ludmilla?

In drei Monaten sollen Sie Antwort haben. Aber verlassen Sie mich jetzt. Ich darf mich nicht verrathen. Ich muß allein sein. Ich fühle mein Herz kaum mehr. O, ich fühle es nur zu sehr.

Die Gondel hatte das Ufer erreicht.

Der junge Mann sprang hinaus. Er half dann ihr auszusteigen. Glücklich, selig. Hatte er die Antwort, die er in drei Monaten haben sollte, nicht schon erhalten? Er durfte noch ihre Hand drücken. Er erhielt einen sanften Gegendruck.

Er sprang fort.

Fünf Minuten später flog er wieder am Parke grüßend vorüber, im stolzesten und lustigsten Galopp seines Renners.

Die Gräfin wandte sich den dunklen, heimlichen Lauben jenseits des Teiches zu.

Ihre Hofdame folgte ihr.

Das Rollen eines Wagens nahete sich dem Schlosse. Er flog leicht und schnell wie der Wind dahin; man hörte das spielende Schnauben der kräftigen, muntern Pferde. Es mußte eine sehr elegante Equipage sein.

Ach, liebe Neumann, sehen Sie wohl nach, wie es in dem rothen Pavillon aussieht? In dem rothen.

Die Hofdame ging.

Die Gräfin trat träumend in den Eingang einer dunklen Jasminlaube.

Im October duftet der Jasmin nicht mehr. Aber heimlich war die Laube dennoch.

Ein Herr in glänzender, stolzer Generalsuniform trat in den Garten, sah die Gräfin und schritt auf die Jasminlaube zu.

Der General war schon alt.

Schon an den Siebzigern, hatte die junge Gräfin zu ihrem Vater gesagt.

Aber der Graf hatte ihr erwidert: desto eher wirst Du eine reiche junge Wittwe!

Er war übrigens auch noch rüstig und ein stattlicher alter Herr. —

Die Gräfin sah und hörte ihn nicht näher kommen.

Es kann manchmal eben so angenehm wie nützlich sein, sich überraschen zu lassen, und man konnte keine reizendere, schwermüthigere junge Dame sehen, als sie, wie sie, den schönen blonden Lockenkopf gesenkt, in die dunkle Laube hinein träumte und seufzte.

So in tiefen Gedanken, meine theure Ludmilla?

Ah, Excellenz, wie haben Sie mich erschreckt!

Erschreckt? — Freilich, die alte Excellenz —?

Sie wollen meinem wunden Herzen noch mehr wehe thun?

Hätte ich Ihnen wirklich wehe gethan, meine liebe Ludmilla? Sie wissen, wie ich Sie verehre, und solche Vorwürfe!

Verehren? Verehren?

O, gewiß, Excellenz!

Der Schreck hatte sie in das Innere der dunklen Laube geworfen.

Der General war ihr dahin gefolgt.

Sie hatte sich, um sich zu erholen, auf einer Bank niederlassen müssen. Ihr Gesicht war unter dem Eindruck der Wunden ihres Herzens und des Schreckens doppelt schön.

Der General stand in zärtlichster Anbetung ihrer Schönheit vor ihr. Er war wohl ein muthiger Mann und siegreicher Feldherr, aber die Schönheit besiegt Muth und Tapferkeit und selbst den Sieg.

Und Sie haben nur Verehrung für mich?

Wollen Sie ein noch ehrerbietigeres Gefühl?

Sie haben Recht, Gräfin Ludmilla, wenn ich vierzig Jahre jünger wäre —

O, General, wie verkennen Sie mich! Zählt ein Herz Jahre?

Also nicht meine Jahre halten Sie ab, meine Liebe zu erwidern?

General, gehört mein Herz nicht einem Andern?

Einem Todten.

Nein, nein, Herrmann kann nicht todt sein. Er lebt noch, er muß noch leben.

Aber wenn Sie nun die Nachricht von seinem Tode empfangen? Sie erwarten täglich, stündlich Kunde von ihm.

Wenn ich sie erhalte, dann —

Dann, theure Ludmilla?

General, ich wiederhole es, ich verehre Sie. Aber kann ich den Mann lieben, dem ich den Tod meines Herrmann zuschreiben muß.

Ein tapferer General und siegreicher Feldherr braucht nicht immer einen haarscharfen Verstand zu haben. Wenn der Verlobte noch lebte, sollte er keine Gegenliebe finden; wenn er todt war, erst recht nicht.

Der Schweiß brach ihm aus. Mit dem Schweiße aber auch der alte Soldat.

Er war ein Insurgent, meine Gnädigste, und ich habe meine Pflicht erfüllt. Ist er in der Schlacht gefallen, wie man annehmen muß, so mag er Gott dafür danken; er hat einen Tod gefunden, der für einen Ehrenmann ein Tod der Ehre ist. Das Standrecht hätte ihn sonst müssen arkebusiren oder gar hängen lassen.

Das war verzweifelt soldatisch derbe.

Das schwermüthige Herz der jungen Gräfin erschrak fast darüber.

Aber auch mein Herz hat seine Pflicht, Herr General, und sein Recht. Die ärmste Braut darf um ihren Verlobten trauern, bis vielleicht die heilende Zeit ihren Schmerz lindert.

Ah, die Zeit, Gräfin Ludmilla?

Ich sprach nur: vielleicht! Aber es kommt Jemand.

Es kam wirklich Jemand, die Hofdame der Gräfin. Sie übergab ihrer Herrin einen Brief.

So eben hat ihn ein reitender Bote der Gräfin Artold überbracht.

Der Brief war scharz gesiegelt.

Todt, todt! rief die Gräfin.

Sie riß den Brief auf. Sie las ihn.

Sie gerieth wirklich in eine heftige, schmerzliche Bewegung. Dann sprach sie mit milder, ergebener Trauer:

Ja, er ist todt, mein armer Herrmann. Er ist den Heldentod gestorben.. Die Boten der unglücklichen Mutter sind zurück. Sie haben endlich seine Spur gefunden. Er ist der Hauptmann einer Freischaaren=Compagnie gewesen. Er hat an der letzten Schlacht Theil genommen. Die Insurgenten verloren sie. Sie wurden nach allen Seiten auseinander gesprengt. Er warf sich mit seinen Leuten in den Wald. Nur ein geringes Häuflein war ihm geblieben. Der verfolgende Feind stieß auf ihn. Es kam zu einem hartnäckigen Kampfe. Er wurde verwundet. Er blutete aus vielen Wunden. Der Feind bekam Zuwachs. Das kleine Häuflein der Freischaaren konnte sich nicht mehr halten. Er selbst forderte sie auf, sich durch die Flucht zu retten. Sie flohen. Er allein konnte es nicht. Seine Wunden, sein Muth, seine Ehre — sie hielten ihn zurück. So fanden ihn die Soldaten. Er wurde niedergeschossen. Wo er gefallen ist, da wurde er verscharrt. Da liegt er nun, da hinten, in dem fremden, tiefen Walde, so fern, so allein!

Die Gräfin verhüllte das weinende Gesicht. Erst nach einer Weile konnte sie unter ihren Thränen aufblicken.

Liebe Neumann, sagte sie außerordentlich weich und sanft zu der Hofdame, besorgen Sie mir meine Trauerkleider. Sie wissen, wo sie sind.

Die Hofdame ging.

Die Gräfin und der General waren wieder allein.

Sie weinte noch still.

Der General ehrte still ihren Schmerz.

Nach einiger Zeit reichte sie ihm ihre Hand.

Theurer General!

Meine liebe, arme Ludmilla!

Sie sind mein Freund!

Sie wissen es.

Darf ich eine recht große Bitte an Sie aussprechen?

Befehlen Sie über mich.

Ich muß an seinem einsamen Grabe trauern. Ich muß hin, in jenen tiefen Wald. Meine Lippen müssen die Erde küssen, die sein theures Haupt bedeckt. Mein Herz muß sich über seinem erstarrten Herzen ausweinen. Und Sie, General, nicht wahr Sie begleiten mich?

Ich? sagte etwas verwundert der General, der noch kurz vorher des Mordes des verlorenen Verlobten angeklagt war.

Sie! Ich muß ein mitfühlendes Herz in meiner Nähe haben. Mein Vater versteht mich nicht. Sie, Sie allein können meinen Schmerz ermessen und daher auch lindern.

Der General fragte nicht mehr verwundert.

Ich begleite Sie, arme Ludmilla.

Ein sanfter Händedruck dankte ihm.

Und jetzt verlassen Sie mich, damit ich meine Trauerkleider anlegen kann. In acht Tagen reisen wir. So lange muß ich einsam und geheim trauern.

In acht — Tagen!

Er drückte zärtlich und glücklich ihre Hand. Er hatte ganz begriffen.

Er gab ihr seinen Arm, sie zum Schlosse zu führen, wo sie die schon fertig liegenden Trauerkleider anlegen wollte. Er ging in strahlendem Glücke neben der schönen Trauernden.

Sie mußten an dem rothen Pavillon vorbei.

Gerade ging eilig der Kreisgerichtsrath hinein. Dann hörte man darin lebhaftes Sprechen.

Nur nicht in den rothen Pavillon, hatte der Graf zu seiner Tochter gesagt.

Die Gräfin horchte schwermüthig neugierig nach den Redenden.

Aha! rief die Stimme des Kreisgerichtsraths. Hierher sind die werthvollen Pfandstücke gebracht, die ich im Schlosse vergebens suchte. Ich werde andere Maßregeln ergreifen.

In meinem Schlosse bin ich Souverain! erwiderte stolz die Stimme des Reichsgrafen Aloysius. Da noch! Darf doch jeder Engländer sagen: My house is my castle! Ah bah! Sou-

verain ist im Rechtsstaate nur das Gesetz, versetzte noch stolzer der Kreisgerichtsrath.

Er stürzte aus dem Pavillon, nach dem Schlosse hin. In seinem Zorne sah er weder die Gräfin, noch den General. Er wollte an ihnen vorbeirennen.

Mein Herr! hielt ihn stolz der General auf. Der tapfere, reiche General war der Stolzeste von Allen.

Seinem Stolze unterwarf sich der Gerichtsrath.

Euer Excellenz befehlen gnädigst?

Das Geschäft, das Sie hierher geführt hat, bitte ich mit mir abzumachen. Ich erwarte Sie morgen früh bei mir.

Euer Excellenz haben zu befehlen.

Die Gräfin Ludmilla war unterdeß mit ihrem schwermüthigen Herzen bei ihren Trauerkleidern und bei dem einsamen Grabe im tiefen Walde gewesen.

IV.

Ein einfacher Schluß.

Es war ebenfalls im October des Jahres 1849.

Acht Tage vermögen viel, sahen wir früher, besonders in dem Herzen eines jungen Mädchens. Ein paar Monate vermögen noch mehr, auch in dem Herzen eines jungen Mannes.

Unfern einer Schweizer Stadt lag ein kleines hübsches Haus. Es lag schön, wie die Stadt selbst, auf einer Anhöhe, mit einer wunderbar herrlichen Aussicht auf den nahen See, auf Berge und Felsen, die den See einfaßten, auf fernes Hochgebirge, das mit seinem ewigen Schnee hoch am Himmel sich aufthürmte.

Im Innern des kleinen Hauses sah es nicht freundlich aus. Das Elend wohnte darin, das Flüchtlingselend. Wie der Monat Juli 1849 Unglück, Jammer und Trauer in Deutschland sah, so sah der Monat October desselben Jahres so vieles Unglück, so vielen Jammer, so viele Trauer deutscher Söhne im Auslande, in der Schweiz, in England, in Amerika. In wie manchem anderen nahen und fernen Lande noch. Und wie mancher weitere Monat, wie manches folgende Jahr noch. Und nicht blos Söhne Deutschlands lebten im Jammer und Elend, ganze Familien, Frauen und Kinder, selbst greise Mütter, verfielen der Noth, dem Elende; gemeinsam mit dem Gatten, dem Vater, dem Sohne, zu dessen Pflege und Rettung sie in das fremde Land

geeilt waren, aber dessen Vorsehung in der Heimath auch sie gezwungen hatte, Schutz gegen Verfolgung und Verhöhnung, gegen die Vernichtung, in der Fremde zu suchen.

Ein junger Mann lag in einem ärmlichen Bette. Sein Gesicht war bleich und hohl, seine Arme und Hände waren abgemagert. Er schlummerte aber ruhig, wie der so eben Wiedergenesende nach überstandener, schwerer, langwieriger Krankheit. Die Züge des Gesichts waren fein und schön, trotz der Blässe und Abmagerung. Ein Paar noch nicht lange vernarbter Wunden zogen Furchen durch die hohe, kräftige Stirn.

Zu seinem Haupte saß eine junge Frau. Sie war blaß und mager, wie der junge Mann, und wenn auch nicht Krankheit, so sprachen doch Gram und wohl auch Hunger aus ihren hohlen Wangen und hohlen Augen. Sie war ärmlich gekleidet, wie es um sie her in dem engen Stübchen ärmlich aussah. Sie schien in Trauer zu sein; ein schwarzes Band an ihrer weißen Haube zeigte es an. Ein anderes Trauerzeichen hatte die arme Frau sich wohl nicht beschaffen können. Eine melancholische Reichsgräfin war sie gewiß nicht.

Sie hatte ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Kranken im Bette und einem Säugling getheilt, der an ihrer Brust lag. Es war eine so liebevolle Aufmerksamkeit.

Der Kranke im Bette erwachte. Er schlug langsam die Augen auf. Er sah fremd, wie mit steigender Verwunderung, in dem engen Zimmer umher, auf den wenigen Hausrath, auf die Frau, das Kind, das Bett, auf seine mageren Hände und dürren Arme.

Wo bin ich denn hier?

Die Frau erzählte ihm Folgendes. Der Arzt hatte es ihr schon im Voraus erlaubt. Doch nein, Alles theilte sie ihm nicht mit.

Sie war die Frau eines Flüchtlings. Sie hatte in der Heimath die Nachricht erhalten, daß ihr Mann, im Kampfe verwundet und der Hülfe bedürftig, in der Schweiz liege. Sie war mit ihrem, ein Vierteljahr alten Kinde zu ihm geeilt. Ohne Geld, sie war arm, aber mit desto reicherer Liebe und Sorge der Gattin. Sie fand ihren Mann unheilbar, er siechte langsam dahin. Der Arzt hatte es ihr nicht verhehlt.

An einem warmen Abend im Anfange des Monats August saß sie mit dem Kranken vor der Thür des einsamen Hauses in der Abendsonne. Sie sahen in den schönen blauen See, auf die

lustigen grünen Berge, auf die hohen erhabenen Schneealpen. Aber in ihrem Herzen wurde es dunkler, weher. Sie sahen nicht die Heimath. Der Kranke mochte wohl davon träumen, das Vaterland einmal wiedersehen zu dürfen. Die Frau aber wußte, daß sie den Gatten in dem fremden Lande begraben müsse.

Da kam ein junger Mann des Weges, der an dem Hause vorüberführte. Er trug eine Binde um den Kopf, einen Arm in der Binde. Er war bleich zum Entsetzen, und doch sah man ihm wilde Fieberhitze an. Seine Lippen waren vertrocknet. Er bat die Frau um einen Trunk Wasser. Er wurde ihm gereicht. Als er sich dann aber wieder entfernen wollte, fing plötzlich, trotz der Hitze des Augustabends, Fieberfrost an, ihn zu schütteln. Er schwankte, er konnte seinen Weg nicht fortsetzen.

Er hatte in deutschen Lauten um das Wasser gebeten. Der Kranke vom Hause betrachtete ihn genauer, der Kranke den Kranken. Er erkannte ihn.

Ein Kamerad! Er kämpfte unter den Freischaaren!

Mehr wußte er nicht von ihm.

Aber Mann und Frau ließen ihn nicht weiter gehen, auch wenn er es gekonnt hätte. Er wurde in dem kleinen Hause der Krankheit und der Armuth aufgenommen.

Das Fieber brach bald in voller Wuth bei ihm hervor, und warf ihn bewußtlos auf ein monatlanges Krankenlager.

Der Mann der armen Frau starb unterdeß.

Der Fremde genas. Unter der Pflege der Frau, unter der Hülfe eines der Aerzte, der selbst Flüchtling war. Er hatte auch mit Geld geholfen.

Aber in meinen Kleidern war ja Geld, sagte der Genesende zu der Frau, als sie ihm erzählte.

Ja, und es ist noch da, aber wir wußten nicht, ob wir es anrühren durften.

Sie war eine einfache Frau, aus den unteren Arbeiterständen, diese arme Frau.

Mein Gott, mein Gott! rief der junge, verwundete Kranke, der reiche und vornehme Graf Herrmann Artold, und die Thränen strömten ihm aus den Augen, und er konnte sie nicht aufhalten.

Das arme einfache Kind in dem tiefen Walde und die arme einfache Frau in dem ärmlichen Schweizerhause.

Er erzählte auch ihr. Er mußte es, um sich das Herz zu erleichtern.

Aber dann war es ihm doch wieder schwer geworden, schwerer, so unendlich schwer, und er mußte ihr von neuem erzählen, und das Herz wurde ihm immer schwerer.

Nach vierzehn Tagen konnte er es nicht mehr aushalten.

Er fühlte sich gestärkt. Er war ja so jung und in seinem Herzen lebte ein so mächtiger Drang.

Er mußte fort, fort in den tiefen Wald.

Sie sind noch schwach, wollte die Frau ihn zurückhalten. Sie sind noch so blaß. Sie können einen Rückfall bekommen.

Er hörte nicht darauf.

Auf der Grenze lauern Soldaten, Gensdarmen, Polizeidiener. Wenn man Sie ergreift, so werden Sie erschossen.

Sie sprach vergebens.

Ich will ja sterben. Ich muß es. Aber bei ihr.

Es war die kranke Reizbarkeit des Genesenden. Es war doch auch wohl mehr.

Er mußte fort.

Er theilte sein Geld mit der armen Frau. Er übergab ihr ein versiegeltes Schreiben. Es war an seine Mutter.

Bin ich in drei Wochen nicht zurück, oder hören Sie früher, daß ich erschossen bin, so senden Sie es ab. Meine Mutter ist brav, sie liebt mich. Sie wird Ihnen vergelten, was ich nicht gut machen kann.

Er ging.

Er kam glücklich über die Grenze.

Er erreichte den Wald. Er erreichte in dem Walde das einsame Försterhaus.

Und er sah das Kind wieder, die Jungfrau, die ihm so muthig das Leben gerettet hatte, die ihn so unendlich liebte, die er verlassen hatte mit dem tiefsten, mit dem tödtlichen Weh im Herzen, die er hatte verlassen können, verlassen müssen.

Und er sah noch mehr

Es war ein heller, freundlicher Abend. Die Strahlen der Sonne fielen durch die Zweige der hohen Buchen und Föhren, auf das freundliche Försterhaus, in das Gärtchen daneben, auf die Bäume in dem Gärtchen.

Unter einem der Bäume saß ein Mädchen.

Es war der Baum, an dem der muthige, trotzige junge Freischärler mit den schönen blonden Locken gefallen und gestorben war, an dem er, auf der Leiche des Knaben, hatte erschossen werden sollen.

Auf der Stelle saß das Mädchen.

Sie war bleicher, als damals, da sie ihm das Leben gerettet hatte. Damals hatte nur die Todesangst ihr das Blut zum Herzen zurückgetrieben. Heute war es der tiefste Schmerz. Ihre Augen und Wangen waren hohler, als die seinigen, da er aus dem monatelangen Fieber erwachte; er war zum Leben wieder erwacht, sie führte der Gram dem Tode entgegen.

Sie hatte das bleiche Gesicht an den Baum gelegt.

Neben ihr stand der treue braune Hühnerhund. Er sah so traurig zu ihr hinauf.

Woran mochte sie denken? Was mochte sie träumen? Was träumt und denkt der Schmerz, der Schmerz, der dem Tode zuführt?

Sie hatte ihn gerettet, dem Leben wieder gegeben. Wozu? Wozu ihre schöne, muthige That? Jetzt war ihr Herz gebrochen. Sie konnte nur sterben, wo er das Leben gewonnen, durch sie gewonnen hatte. Ihr einziger Wunsch war noch, an derselben Stelle zu sterben, wo sie ihn gerettet hatte, im Träumen an ihn.

Er, der von ihr Gerettete wollte auf sie zustürzen.

Kein Band der Welt schien ihn mehr zurückhalten zu können. Keine andere Pflicht — gab es eine höhere Pflicht für ihn, als die der Dankbarkeit und Liebe zu dem armen Kinde?

Auch nicht die Pflicht der Ehre? Wo war die höhere Ehre verpfändet? Dort in dem vornehmen reichsgräflichen Schlosse? Oder hier in dem einfachen Försterhause in tiefem Walde? Und war er nicht Flüchtling, geächtet, verfehmt, gerade in den Kreisen jenes vornehmen Grafenschlosses? Hätte die stolze Grafentochter den Freischärler den auf ihn gezielten Gewehren entrissen?

Hätte sie nicht?

Er wollte in den Garten stürzen.

Ein anderer Anblick hemmte seinen Schritt?

An der Hecke des Gartens saß eine schwarze Trauergestalt.

Er sah sie. Erkannte er sie? War sie es? Wie war es möglich?

Es war wirklich. Er erkannte sie.

Der Wahnsinn wollte ihn ergreifen. —

Ja, dort an der Hecke des Gärtchens saß die Gräfin Ludmilla von Bühlach, in der tiefsten, schwärzesten Trauer einer schöner jungen Wittwe. Schwarzer Krepp umfloß ihre Glieder, umschloß ihre Stirn. Schwarze Spitzen flossen in üppiger Fülle aus den weiten Aermeln des Trauergewandes hervor. Sie war so schön, so reizend in der tiefen Trauer.

So war sie vor einer halben Stunde an dem Försterhause angekommen. Mit ihr der tapfere und liebende reiche General. Mit beiden freilich auch ihre Hofdame. Mit ihnen allen endlich ein Führer.

Dies ist das Försterhaus, das Euer Erlaucht suchen.

O, hier muß ich mit meinem Schmerze allein bleiben. Nur Sie, lieber General, dürfen mich nicht verlassen. O, gewiß werde ich Ihres schützenden Armes bedürfen.

Die Hofdame und der Führer mußten sich zurückziehen.

An der Seite des Generals begab die Trauernde sich näher zu dem kleinen Hause.

In dem Gärtchen sah sie ein blasses Mädchen an einem Baume sitzen.

Sie ging auf das Mädchen zu.

Hier ist vor einigen Monaten ein Gefecht vorgefallen, mein Kind?

Ja.

Ein junger Mann ist darin gefallen?

Er war noch sehr jung.

Ha! Blond?

Er war blond.

O, mein Gott, General, halten Sie mich.

Der General hielt sie zärtlich an seinem Arme fester.

Sie fragte weiter.

Er fiel in diesem Gärtchen?

An dieser Stelle.

Hier? Hier?

Wo wir hier stehen.

Die arme Anna war bei dem Herannahen der vornehmen trauernden Dame aufgestanden.

An dieser Stelle? Mein Fuß tritt auf den mit seinem Blute getränkten Boden?

Hier sank er nieder. An diesen Baum gelehnt starb er.

Du sahst ihn fallen, mein Kind?

Und sterben.

Er fiel tapfer? Er starb wie ein Held?

Er war so sehr muthig. Er wollte mit den Andern nicht flüchten. Er stellte sich offen den Kugeln der Feinde hin. Zwei Kugeln hatten ihn getroffen.

O, das ist er. Und sein Grab?

Dort!

Das Mädchen zeigte auf einen kleinen Rasenhügel draußen an der anderen Seite der Gartenhecke. Sie selbst hatte den Hügel mit frischen Rasen bedeckt. Der Mann, den sie liebte, hatte den muthigen Knaben geliebt.

Kommen Sie, mein Freund, konnte die Gräfin in ihrem Schmerze nur noch hervorpressen.

Sie verließen das Gärtchen. Sie gingen zu dem Grabe.

Das Mädchen legte sich wieder an den Baum.

Und hier will ich mich ausweinen, sagte die Gräfin am Grabe. Meine Lippen müssen die Erde küssen, die ihn bedeckt. Meine Thränen, ach, könnten sie doch bis zu seiner Hülle hinunter dringen! Aber der Boden ist hart und grausam.

Sie legte sich auf das Grab. Sie drückte ihre Lippen darauf. Sie weinte — wahrhaftig, sie weinte.

Es dauerte gerade eine Viertelstunde.

Der General ehrte stumm ihren Schmerz. Er war hinter einen Baum zurückgetreten.

Nach Verlauf der Viertelstunde erhob sie sich.

In dem Augenblicke, als sie sich erhob, sah der Graf Herrmann Artold sie.

Er erstarrte. Der Wahnsinn drohte ihn zu ergreifen.

Sie? Gerade sie?

War sie das drohende Gespenst seiner Pflicht, seiner Ehre?

Ja, sie war es. Aber lebend, mit allen Rechten und Anforderungen der Pflicht und Ehre an ihn.

Und zwanzig Schritte von ihr die Retterin seines Lebens und, noch mehr, die Geliebte, die wahre, die einzige Geliebte seines Herzens, deren Herz brechen mußte, wenn er jener Pflicht, jener Ehre folgte!

Wahl ist Qual. Welche entsetzliche Wahl, welche furchtbare Qual für ihn!

In den Tod! rief er sich zu, und er wollte sich in den Tod stürzen.

Noch einmal mußte er seinen Schritt hemmen.

Und nun, mein Freund, rief die trauernde Gräfin Ludmilla dem General zu, habe ich im Leben nur noch Sie.

Der General trat hinter dem Baume hervor.

Sie reichte ihm ihre Hand entgegen. Sie lächelte ihm so schmerzlich, aber doch so süß entgegen.

Sprach Ihr Herz das, theure Ludmilla?

Kann mein Herz die Todten auferwecken? Gegen den geliebten Todten habe ich meine Pflicht erfüllt, ich darf wieder dem Leben angehören.

Und mir?

Sie lächelte ihm süßer zu.

Er schlang seinen Arm um sie.

Er drückte seine Lippen auf die ihrigen, und diese Lippen — sie hatten ja auch ihre Pflicht gegen den Todten und sein Grab erfüllt, küßten den tapferen, reichen General wieder.

Dann entfernten sie sich Arm in Arm.

Der Graf Herrmann Artold aber ging darauf still näher zu dem Gärtchen und in das Gärtchen hinein.

Das trauernde Mädchen sah ihn nicht kommen, sie war eine andere Trauernde.

Aber der treue, wachsame Waldmann sah ihn. Er sprang auf. Er bellte in heller Freude.

Da sah das Mädchen auf. Sie wollte sich erheben. Sie vermochte es nicht. Ein heftiges Zittern warf sie zurück.

O Gott, ich sterbe! rief sie.

War es der furchtbarste Schmerz, war es die höchste Freude, was sie tödten wollte?

Ihre Augen schlossen sich.

Er warf sich zu ihr nieder.

Anna, Anna! Mich fesselt nichts mehr. Kannst Du mein Weib, mein Alles sein?

Sie schlug die Augen wieder auf. Aber sprechen, antworten konnte sie nicht.

Bedurfte er einer Antwort?

Und doch, er erhielt sie.

Sie umfaßte ihn mit ihren beiden Armen; sie sah ihn lächelnd an — es war ein so ganz anderes Lächeln, wie jenes süße —; sie legte ihr Gesicht an sein Herz; sie weinte.

Und wie sie Thränen hatte, konnte sie auch sprechen.

O, mein liebster, bester Herr Herrmann! Wie wird meine Mutter sich freuen.

Dann wollte sie wohl erschrecken.

Mein Gott, Herr Graf —!

Aber seine Lippen drückten sich schon auf die ihrigen, und auch das war so ganz anders, wie dort jenseits der Hecke.

Auch die Mutter mußte sich freuen und konnte zum Erschrecken nicht kommen.

Einen Schmerz mußte der junge Mann noch aussprechen, an dem Grabe des muthigen blondgelockten Knaben, den er geliebt hatte.

Armes Kind, das mußte Dir noch widerfahren.

Zu Neujahr wurde in dem Schlosse des Reichsgrafen Aloysius Bühlach die stolze, prunkvolle Hochzeit der Gräfin Ludmilla und des Generals gefeiert.

Zu Ostern wurden in der Schweizer Stadt still und einfach der Graf Herrmann Artold und Anna Bremer getraut.

Die beiden Mütter des Brautpaares waren zugegen und sie stritten darum, wer mehr Freude habe, die Eine über den Schwiegersohn oder die Andere über die Schwiegertochter?

Sie leben noch Alle, und glücklich.

Auch die schwermüthige Gräfin Ludmilla. Wenn sie zu melancholisch wird, sagt der brave General zu seinem Adjutanten:

Lieber Major Alten, Sie trösten wohl meine arme Frau.

Am glücklichsten ist doch wohl das andere Paar.

Freilich haben sie noch einen Wunsch.

Oesterreich hat amnestiren können. Rußland hat es gekonnt. Selbst Louis Napoleon.

Die Deutschen Regierungen haben es noch nicht gekonnt.

Und die Heimath ist so schön!

Der Proceß Leuthold.

Im Canton Zürich lebte noch vor wenigen Monaten der reichste Fabrikenbesitzer der Schweiz; er gehörte zu den reichsten des Continents. Seine Spinnereien verbreiteten sich durch einen großen Theil des Schweizerlandes. Sie sind vor einigen Tagen unter seine Erben vertheilt, und man las da von 150,000 und noch mehr Spindeln.

Sein Vermögen wurde schon bei seinen Lebzeiten zu ungeheuren Summen angegeben. Anderswo hört man im Munde des Volkes von einem sehr reichen Manne oft sagen! „Er ist so reich, daß er selbst sein Vermögen nicht zählen kann.“ In der Schweiz können sie zählen, und der Oberst Kunz, so war der Name des Krösus, gab selbst zum Zwecke der Versteuerung — in der Schweiz schätzt man für die Versteuerung sich selbst ab — sein Vermögen zu sechs Millionen Franken an. Nach seinem Tode stellte es sich zu siebenundzwanzig Millionen heraus. Seine Erben haben, nebenbei bemerkt, den — Rechnungsfehler dadurch wieder gut gemacht, daß sie dem Lande zu wohlthätigen Stiftungen 750,000 Franken schenkten.

Der Oberst Kunz war unverheirathet, auch nie verheirathet gewesen. Er lebte sparsam, vielleicht mehr als sparsam, und man erzählt von ihm, daß er einen Fabrikinspector entließ, weil er den Mann im Weinhause hatte einen Schoppen Wein für 36 Centimes trinken sehen, während er selbst seinen Schoppen nur für 30 Centimes trank; Leute, die so verschwendeten, könne er nicht gebrauchen. Gegen seine fast zahllosen Fabrikarbeiter soll er mitunter hart gewesen sein. Doch werden ihm auch manche Züge von Wohlthätigkeit gegen die Armen nacherzählt.

Er hatte als armer Fabrikarbeiter zu arbeiten und zu wirken begonnen und sein kolossales Vermögen durch Fleiß, durch Sparsamkeit durch Klugheit und durch Glück erworben. Nie hat man

eine Unredlichkeit von ihm behauptet. Daß ein solcher Mann schon bei seinen Lebzeiten der Gegenstand der Neugierde, der Bewunderung, des Geheimnisses, des Aberglaubens im Volke wurde, ist begreiflich.

Er hieß fast allgemein nur der Spinnerkönig, und man erzählte die wunderbarsten Geschichten von ihm. Nach seinem Tode vermehrten sich diese. Er hatte kein Testament hinterlassen, und entferntere Verwandte — ich glaube, vier Neffen — waren seine gesetzlichen Erben. Allerlei Gerüchte wollten diesen lange Zeit die Erbschaft streitig machen. Bald sollte doch noch ein Testament da sein; bald eine plötzlich aufgetauchte Frau; bald gar ein in geheimer, aber rechtmäßiger Ehe geborener Sohn. Wahr war aber nichts davon.

Begreiflich ist auch, daß der Spinnerkönig, gleichfalls schon bei seinen Lebzeiten, zu mancher Speculation dienen mußte. Nicht gegen ihn selbst — ich glaube, kein Mensch kann sich rühmen, den Oberst Kunz überlistet zu haben — aber Schwindler beschwindelten Andere unter Mißbrauch seines Namens. Einen interessanten Beleg dazu liefert der Proceß Leuthold, der im Januar dieses Jahres (1860) vor den Geschworenen in Zürich verhandelt wurde. Ich erzähle ihn hier. Ich erzähle ihn in seiner Entwickelung vor den Geschworenen, denn er ist reich an dramatischen, psychologischen und juristischen Momenten. Er ist zugleich ein Bild von dem in mancher Beziehung eigenthümlichen Züricher Schwurgerichtsverfahren.

Im Anfang August 1859 war der Oberst Kunz gestorben. Erst mehrere Monate später verbreitete sich das Gerücht, daß sein Name bei seinem Leben und nach seinem Tode von einem verschmitzten Weibe in fast unglaublicher Weise zu einem großartigen Betruge mißbraucht sei. Bei Gelegenheit der Entdeckung und Untersuchung des Verbrechens waren mehrere andere Verbrechen desselben Weibes zur Sprache und Untersuchung gekommen, namentlich eine ganz eigenthümliche Betrügerei gegen einen jungen, hübschen Arzt. Bei dem Betruge durch Mißbrauch des Namens Kunz war der Mann des Weibes Gehülfe gewesen, bei den anderen Verbrechen andere Personen, unter diesen ein hübsches, junges Mädchen, von dem man bisher nichts Nachtheiliges wußte und nur wissen wollte, daß sie gern Männer sähe.

Am 20. und 21. Januar standen die Angeklagten vor dem Schwurgerichte. Es waren ihrer sechs. Sie wurden zusammen in den Gerichtssaal eingeführt. Bevor ich die Verhandlung der Sache erzähle, muß ich einige Bemerkungen über einige Eigenthümlichkeiten des Züricher Schwurgerichtsverfahren vorausschicken.

Es ist im Ganzen das französische, das sie leider seit einigen Jahren zur Genüge auch in Deutschland haben kennen lernen müssen, mit aller seiner Ostentation von Recht und Schutz der Unschuld, und mit allem Gegentheil in der Wirklichkeit. Es ist hier nur durch einige Modificationen im republikanischen und demokratischen Sinne gemildert, und es findet hier Institutionen und Beamte, die ein Ausbeuten im französischen Sinne nicht zulassen können und nicht zulassen mögen. Auswüchse kommen vor, aber selten. Das eigentliche Schwurgericht besteht nur aus einem Präsidenten und zwei Richtern. Der Präsident ist ein Mitglied des „Obergerichts" (des obersten Landesgerichts); die Richter werden gewöhnlich aus Mitgliedern der Bezirksgerichte oder Ersatzrichtern des Obergerichts genommen. Sämmtliche Richter des Landes werden bekanntlich vom Volke und aus dem Volke und nur auf wenige Jahre gewählt. Sie sind deshalb auch nicht immer Juristen, bei den Bezirksgerichten sogar selten.

Die Geschworenen sind Männer aus dem Volke, wie anderswo. Sie werden kirchengemeindeweise gewählt und in öffentlicher Sitzung des Obergerichts durch Ausloosung bestimmt, die gewöhnlich für eine Reihe von Sachen der jedesmaligen Schwurgerichtssitzung gilt. Dauert die Sitzung längere Zeit, so pflegt für jede Woche eine besondere Abtheilung gebildet zu werden. Der Staatsanwalt ist — leider — mit großer obrigkeitlicher Macht ausgerüstet, wie auch anderswo. Aeußerlich steht seine Stellung freilich der des Vertheidigers gleich. Er sitzt in der Schwurgerichtssitzung mit den Vertheidigern in einer und derselben Bank; er vertritt den klagenden Staat, wie diese den Angeklagten. Er hat auch in der öffentlichen Verhandlung um kein Haar breit mehr Rechte, als der Vertheidiger. Er befragt die Zeugen, das thun auch die Vertheidiger. Das englische Kreuzverhör durch die Parteien ist auch hier eingeführt. Der Präsident des Gerichts verhört nur die Angeklagten aber auch nur er, und so wenig wie ein Vertheidiger darf der Staatsanwalt unmittelbar an einen Angeklagten eine Frage richten.

Eine große Garantie liegt in der großen äußeren Einfachheit der hiesigen öffentlichen Schwurgerichtssitzungen. Keine Spur von Prunk, von gemachter Feierlichkeit, wie die Franzosen das Alles sehr pomphaft eitel zur Schau tragen, und die Deutschen vielfach mit bureaukratischem Hochmuth es ihnen nachmachen. Richter und Staatsanwalt und Vertheidiger, selbst Geschworene, Alles verkehrt in der Sitzung, auch amtlich, ohne alle steifen Formeln, fast wie in einer Privatgesellschaft mit einander. Sie sind ja auch in der Republik Alle einander gleich, und wissen das, und darum kann Keiner suchen, sich über den Anderen überheben zu wollen, und Keiner sucht es. Solche Einfachheit, solcher nahezu vortrefflicher Verkehr läßt auch die Leidenschaft, das falsche Pathos, das gebieterische Einschüchtern der Geschworenen und manche andere anderswo herrschende ähnliche Uebelstände nicht wohl aufkommen. Richter und Staatsanwalt unterscheiden sich von den Anderen nur dadurch, daß sie zu ihrem schwarzen Frack einen Degen tragen. Es soll das aber nicht feierlich sein, es ist nur die alte, in der Schweiz conservirte deutsche Sitte, daß die Männer in den Versammlungen bewaffnet erschienen.

In dem Proceß Leuthold fungirte als Präsident des Schwurgerichts der Oberrichter von Orelli, ein eben so tüchtiger Jurist, wie humaner Mann. Beisitzer war ein Bezirksgerichtspräsident und ein Bezirksrichter aus dem Canton. Die zwölf Geschworenen waren meist vom Lande, ein paar Bezirksgerichtsschreiber, mehrere Gemeindevorsteher und Gemeinderäthe. Aus der Stadt Zürich war nur ein Particulier da. Die sechs Angeklagten waren und saßen auch so in der Reihe:

Jacob Leuthold, ein Mann von etwa sechzig Jahren, der aber wie ein Siebenziger aussah. Er war früher ein vermögender Mann gewesen, aber ein träger, schlechter, liederlicher Wirth, der Alles durchbrachte, dann Betrügereien machte, mehrmals ins Zuchthaus kam und im Jahre 1854 seine jetzige Frau, die Hauptangeklagte, heirathete, um mit ihr in Gemeinschaft das Geschäft des Betrügens desto besser fortsetzen zu können. Er war ein hagerer Greis, saß auf der Angeklagtenbank immer unbeweglich und mit einem unbeweglichen, freundlichen und nichtssagenden Gesichte. Man konnte aus seinem Aeußeren während der ganzen Verhandlung nicht entnehmen, ob er im höchsten Grade bornirt, oder ein

alter Gauner war, der den Idioten spielte. Der Fall zeigt freilich deutlich genug das Letztere.

Die Frau Leutholb, eine schon bestrafte Betrügerin, 39 Jahre alt, etwas corpulent, von Gesicht nicht schön; der sinnlich stark aufgeworfene Mund trat unangenehm hervor. Ihre Kleidung war einfach; ihre Haltung durch und durch gemacht und berechnet. Am ersten Tage saß sie ununterbrochen still vor sich hin, die Hände über den Knieen gefaltet, die stets niedergeschlagenen Augen unverwandt auf die Hände gerichtet. Man konnte nur einmal in diese Augenblicken, und da sah man denn freilich hell glühende Katzenaugen. Ihr Mann, vom Präsidenten befragt, hatte sich als völlig unschuldig und von seiner Frau ohne sein Wissen zum blinden Werkzeug mißbraucht darstellen wollen. Da hob sie ihre Augen zu ihm auf, kein Wort sprechend, aber mit einem Hohne, mit einer Verachtung und mit einer Bosheit, wie nur ein recht böses Weib ihrer fähig ist. Es war das einzige Mal, daß sie während der zwei Tage, die sie unmittelbar an seiner Seite saß, ihn ansah. Gesprochen hat sie kein Wort mit ihm. An dem ersten Tage war es auch das einzige Mal, daß sie überhaupt aufblickte. Selbst wenn sie dem Präsidenten antworten mußte, erhob sie sich zwar — wie das Gesetz es befiehlt — aber ihr Auge blieb unbeweglich zur Erde niedergesenkt. Am zweiten Tage verfuhr sie anders. Sie blickte freier umher, aber mit der Miene des stillen und tiefen innerlichen Leidens. Man würde an eine Miene der gekränkten Unschuld gedacht haben, wenn sie nicht — in der Hauptsache — schuldig plaidirt hätte. Leidend, sanft, einschmeichelnd, und unschuldig war auch ihre Stimme und ihre Sprache, und ruhig und langsam waren ihre Bewegungen. Sie war eine äußerst verschmitzte und gewandte Betrügerin.

Auf sie folgten in der Reihe der Angeklagten die Eheleute Mobilienhändler Kambli. Beide im mittleren Lebensalter, gewöhnliche Menschen, gewöhnliche Gesichter; der Mann wegen Betrugs schon bestraft.

Die unverehelichte Anna Messerschmidt, ein junges, hübsches Mädchen, „ein hübsches Frätzchen", wie ihr Vertheidiger sagte; eine Verbrecherin, eine Betrügerin sah man ihr wahrhaftig nicht an. Sie war es auch nicht. Sie ernährte sich als Weißnäherin bei der sechsten und letzten Angeklagten.

Dies war eine Wittwe Suter, Lohnwäscherin, 40 Jahre alt, früher hübsch gewesen, jetzt mager, mit einem Gesichte, aus dem man nicht viel herauslesen konnte. Ihr Ruf sollte kein besonderer sein.

Sämmtliche Angeklagte waren wohnhaft in Zürich. — Der ihnen schuldgegebenen Verbrechen waren fünf, alle als Betrug charakterisirt. Der erste war der durch den Mißbrauch des Namens Kunz verübte. Sein Betrag war zu 14,000 Franken angegeben. Der Betrogene war ein Militär-Instructor aus dem Canton Zürich, Namens Weidmann. Angeklagte waren die Ehefrau Leuthold, und als ihr Gehülfe ihr Mann. Der zweite sollte an dem Silberarbeiter Knecht in Zürich zum Betrage von 1158 Franken verübt sein. Die Frau Leuthold war allein angeklagt. Das Opfer des dritten sollte ein Dr. A. aus dem Canton Zürich sein. Er war als „unbenannter Betrug" bezeichnet. Theilnehmer waren die sämmtlichen Angeklagten, mit Ausnahme des Ehemanns Leuthold.

Außerdem war die Ehefrau Leuthold allein noch zweier Betrügereien zum Betrage von 300 und 400 Franken angeklagt, die sie unter lügenhaften Vorspiegelungen zweien Aufwärterinnen im Spitale zu Zürich, beziehungsweise dem Gastwirth zum Bären in Bern als Darlehen abgeschwindelt hatte. Dieser beiden letzten war die Angeklagte geständig. Sie kamen daher nach dem Zürcherischen Strafproceßgesetze vor den Geschworenen nicht weiter zur Verhandlung. — Der Betrug gegen Weidmann war der schwerste und wichtigste Fall. Er wurde zuerst verhandelt. Die Ehefrau Leuthold hatte auch hier schuldig plaidirt. Aber ihr Ehemann leugnete. Deshalb die Verhandlung vor den Geschworenen, in der die Frau nur als Zeugin (Kronzeugin im englischen Recht) vernommen werden konnte.

Das Zürcherische Strafverfahren unterscheidet sich von dem französischen (und diesem nachgebildeten neuen deutschen) unter Anderem auch dadurch, daß keine ausführliche Anklage verlesen, wird. Das Verbrechen wird von dem Präsidenten des Gerichts nur mit wenigen Worten ganz allgemein bezeichnet, nicht mehr, als ich es oben gethan habe. Es wird dann auch nicht der Angeklagte verhört. Es beginnt vielmehr sofort die Vernehmung der Zeugen (durch die Parteien selbst), und erst nach deren Vernehmung

hat der Präsident die Verpflichtung, an den Angeklagten Fragen zu richten, hauptsächlich zum Zwecke der Vertheidigung. Die Vorzüge dieses Verfahrens leuchten Jedem ein, der von den leidenschaftlichen von vornherein auf Captivirung der Geschworenen und moralische Vernichtung der Angeklagten berechneten Anklagen, des modernen Verfahrens, sowie von den nur zu oft mit empörender Einseitigkeit vorgenommenen inquisitorischen Verhören der Angeklagten, namentlich durch französische Assissenpräsidenten, nur einmal etwas gehört hat. In Zürich entwickelt der Fall sich dramatisch von selbst ohne alle jene Uebelstände.

I.

Betrug gegen Weidmann.

Der Damnificat, Jacob Weidmann, wurde zuerst als Zeuge aufgerufen. Verheirathet, Vater von fünf Kindern, lebte er in dem Dorfe Unter-Embrach, ein paar Stunden von Zürich, in bescheidenen Vermögensverhältnissen, als Landmann und zugleich als Militär-Instructor (Exercirmeister — Unterofficier). Der Mann war auf eine unglaubliche Weise, durch die plumpsten Mittel von der Welt um 14,000 Franken betrogen, um sein ganzes Vermögen. Er war mit Frau und Kind Bettler geworden. Alles war gespannt auf seine Erscheinung. Ein großer, magerer Mann in mittleren Jahren trat ein, mit einem feinen Gesicht, stillem, anspruchslosen Wesen. Welch' ein Contrast gegen stolze, ihrer Würde bewußte Unterofficiere anderswo! Aber auch den entsetzlich dummen Betrogenen sah man ihm nicht an. Im Gegentheil, das prüfende Gesicht, das aufmerksame Auge schien recht gut jeden Fehlgriff der Rekruten sehen, jeden Knopf an der Uniform zählen zu können. Warum hatte er der Betrügerin gegenüber so schlecht gesehen und gezählt? Die Habsucht vermag die Menschen arg zu verblenden.

Er erzählte ruhig, wie sein Wesen war. Im Herbst 1858 besuchte er einmal seine Schwester. Diese war an einen Landmann, Namens Voller, verheirathet. Die Eheleute Voller wohnten im Balgrist, unweit Zürich. Er traf bei ihnen eine arme Frau, die sehr leidend war, und klagte, sie sei lange im Spital zu Zürich gewesen, die Aerzte hatten ihr aber nicht helfen können. Er fragte seine Schwester, wer die Frau sei. Es sei eine arme

Frau, war die Antwort, die von der Armenbehörde bei ihr, der Schwester, in Kost gegeben sei. Es war die Frau Leuthold. Weidmann sprach damals nicht weiter mit ihr. Aber zu Fastnacht 1859 kam er wieder zu seiner Schwester, und nun erzählte ihm diese, sie werde sehr glücklich werden, jene arme Frau habe zur Belohnung für die Krankenpflege ihr 500 Franken, ihrer Tochter ein Clavier und jedem ihrer Kinder ein einschläfiges Bett und noch mehr versprochen. Woher das Alles? Die Frau Leuthold stehe mit dem Obersten Kunz in Verbindung.

Der Name Oberst Kunz hatte ausgereicht, die Frau Boller zu verblenden. Er hatte auch den Weidmann verblendet. Ob er da nicht auch etwas abbekommen könne? Er sagte es zwar nicht vor den Geschworenen, aber gewiß hatte er mit der Schwester so gesprochen. Nach einiger Zeit, im Mai, kam die Frau Leuthold in einem Wagen bei ihm in Embrach angefahren. Mit ihr waren die Eheleute Boller. Es war an einem Sonntag. Sie blieben zu Mittag da. Vor Tisch erzählte die Frau Boller, auch er, der Weidmann, solle glücklich werden. Der Oberst Kunz wolle ihm „einen Gewerb" (eine Besitzung) schenken, der mindestens 15,000 Franken werth sein müsse. Nach Tisch fragte die Frau Leuthold selbst den Weidmann, ob er nicht „einen guten Gewerb" wisse, der zu verkaufen sei; es sei für ihn selber. Weidmann zweifelte. Aber die Leuthold versicherte, sie sage nichts als die Wahrheit, der Oberst Kunz sei zwar geizig, aber er sei „Präsident der Freimaurer", und die Freimaurer seien unendlich reich, die hätten über zweitausend Millionen Franken, und der Herr Oberst habe das Geld für die Freimaurer an brave Leute zu vertheilen und auch von ihm, dem Weidmann, gehört. Und Weidmann glaubte. Er sah sich noch an dem nämlichen Tage in der Nachbarschaft nach einem „Gewerbe" um, und theilte das Resultat der Leuthold mit. Von da an war es mit dem Mann vorbei. Der Teufel der Habsucht hatte ihn gefangen und verblendet, obgleich seine eigene Frau fortwährend zweifelte und ihn fortwährend warnte.

Schon am nächsten Donnerstag kam die Leuthold wieder angefahren. Sie war allein. Sie traf zuerst nur die Frau Weidmann. Sie las dieser einen Brief vor, den ihr der Oberst Kunz geschrieben habe. Der Oberst versprach darin dem Weidmann 70,000 Franken; vorläufig aber sollte dieser monatlich 120 Franken

bezahlen. Der Oberst hoffe nicht, daß Weidmann sein Glück mit Füßen treten werde. Was das heißen sollte? Die Frau Leutholb forderte von der Frau Weidmann 100 Franken, und als die Frau die nicht geben wollte, 80, und dann 60. Und wozu? Ein Anderer hätte dem Herrn Obersten nur 5 Franken geben sollen, er habe es aber nicht gethan und darauf von dem Herrn Obersten nichts erhalten, denn dieser habe sich überzeugt, daß der Mann nicht „freigebig," und also nicht brav sein könne. Die Frau Weidmann wollte sich dennoch auf nichts einlassen. Aber zu Mittag kam Weidmann nach Hause und er gab her, er gab sogleich die vollen 100 Franken, zu denen er die Hälfte in der Nachbarschaft leihen mußte. Er wollte nur als ordentlicher Mann einen Handschein. Allein: „das dürfe nicht sein, sonst sei Alles umsonst; er dürfe auch keinem Menschen ein Wort davon sagen, er dürfe nicht einmal wissen, wozu das Geld bestimmt sei."

Und vier Tage später war die Betrügerin schon wieder da, um Geld zu holen und zu empfangen. Sie brachte diesmal einen Brief des „Obersten Kunz" an Weidmann selbst. „Werthgeschätzter Herr Weidmann," schrieb der Oberst und Besitzer von siebenundzwanzig Millionen an den Exercirmeister, „ich danke Ihnen ehrerbietigst für die empfangenen 100 Franken." Er verspricht ihm dann „ein schönes Heimwesen" (Besitzthum) zu 70,000 Franken, um Zürich herum; er werde selbst nach Embrach kommen und das Geld bringen. Für heute aber müsse Weidmann der Frau Leutholb 50 Franken oder etwas mehr geben, je mehr, desto besser. Es dürfe aber Niemand davon wissen. „Dem Verlangten entgegensehend, grüßt Sie freundschaftlich Kunz, Oberst." Der Brief war bei den Acten und wurde verlesen. Die Frau Leutholb erhielt die 50 Franken. Aber schon am nächsten Tage mußte sie wieder Geld haben, und jetzt hatte sie einen anderen Vorwand. Der Oberst Kunz habe eine Tochter, die in Morgenthal krank liege und nur durch Geld gesund werden könne, das von einem braven Manne komme. All' das eigene Geld des Obersten könne nicht helfen. Sie forderte nur 35 Franken, und Weidmann gab sie. Schon nach wenigen Tagen war sie abermals bei ihm. Die 35 Franken hätten nicht gewirkt, weil Jemand (seine Schwester, die Frau Boller) zugegen gewesen, als er sie hergegeben habe. Sie forderte und erhielt 150 Franken.

Auch die hatten jedoch nicht gewirkt, „weil es Wirthschaftsgeld gewesen sei; sie müsse anderes Geld haben.“ Sie forderte 250 Franken. Freilich ließ ihm der Oberst Kunz dafür zu dem „schönen Heimwesen“ noch „12 einschläfige Betten“ versprechen, und das Heimwesen sei auch schon für ihn gekauft, es dürfe das nur noch Niemand wissen, und es sei der bestimmte Wille des Herrn Obersten, daß Weidmann sich nicht länger als Instructor plage. Leuthold gab die 250 Franken, ging dann zu seinem Bataillonscommandanten und forderte seinen Abschied als Instructor, „er wolle keinen Dreck mehr stampfen.“

Zu der fingirten Krankheit der fingirten Tochter des Obersten Kunz trat unterdeß die wirkliche Erkrankung des wirklichen Obersten Kunz, und damit eine neue doppelt ergiebige Betrugsquelle für die Frau Leuthold. Der Herr Oberst selbst sei krank geworden, kam sie zu dem Weidmann, und mit der Tochter wolle es immer noch nicht besser werden, und auch der Herr Oberst könne nur durch das Geld anderer braver Leute gesund werden, und je mehr gegeben werde, desto besser sei es für den Obersten und den Geber. Und sie erhielt von dem gläubigen Weidmann am 9. Juni 130 Franken, am 11. 600 Franken, am 19. 250, am 25. 250, und am anderen Tage nochmals 250; indem sie ihm schrieb, das Geld sei nicht an sie übergekommen und sie habe gehört, daß es an eine andere Frau Leuthold abgegeben sei, indeß werde der Herr Oberst Alles tausendfach ersetzen. Am 2. Juli mußte er wieder 250 Franken schicken und am 9. 400. Das Geld hatte gewirkt, aber noch nicht völlig, weil es noch nicht genug gewesen sei. Einmal hatte es gar nicht wirken können. Sie hatte mit dem Gelde zugleich einen Vierling Zwetschken gefordert, und Weidmann hatte vergessen, diese mitzuschicken. Weil er sie nicht geschickt habe, sei der Kranke nicht besser geworden, schrieb sie ihm.

Und nun forderte sie auch keine bestimmte Summe mehr. So viele hundert Franken er schicke, schrieb sie ihm das nächste Mal, so viele Jahre könne ihr gemeinsamer Wohlthäter, der Herr Oberst, noch leben. Und Weidmann schickte mit Einem Male 3000 Franken und erhielt dafür einen Brief, in welchem es hieß: „O, welche Freude! O, welche entzückende Freude! Aber auch welches Erstaunen! Der Herr Oberst kann jetzt noch 30 Jahre leben! Herzlichen Dank vom Herrn Oberst und der ganzen Fa-

milie.“ Freilich mußte er acht Tage nachher wiederum 600 Franken schicken, und sie schrieb ihm dafür (am 19. Juli), sie habe das Geld sofort dem Herrn Obersten gegeben, und sobald er es in die Hände genommen, habe er wieder reden können, und seine ersten Worte seien gewesen: „O, Du lieber Weidmann, wie kann ich Dir das je ersetzen?“ dabei seien „ihm die Freudenthränen aus den Augen gelaufen.“

Allein im Anfang August war der Oberst Kunz todt. Alle Zeitungen verkündeten es, alles Volk redete davon. Und die Frau Leuthold schrieb an Weidmann: „Mit weinenden Augen und tiefbetrübtem Herzen melde ich Euch, daß unser Freund und Wohlthäter selig im Herrn entschlafen ist. O, welch' trauriger Bericht! Unser Wohlthäter ist entschlafen! Wenn Ihr aber noch etwas thun könnt, so wird er wieder lebendig!“ Es müßten aber wenigstens 600 Franken sein, setzte sie hinzu. Und Weidmann schafft die 600 Franken an — er hatte schon längst bei Verwandten, Freunden und Nachbarn borgen müssen — und sendet sie dem Weibe. Es war aber nicht genug. Nach wenig Tagen schrieb sie ihm wieder, „mit weinenden Augen und betrübtem Herzen,“ wie ihr gemeinschaftlicher Wohlthäter feierlich nach der Ruhestätte geführt sei, Blumen auf seinem Sarge gelegen und in sein Grab gestreut worden, und wie man ihn einbalsamirt habe. Aber er werde ihnen wieder geschenkt werden; nur seien 1800 Franken nöthig. Weidmann schickte die 1800 Franken. Am 2. September zeigte sie den Empfang des Geldes an, forderte aber neues, dann werde der Herr Oberst ihnen ganz gewiß bald wieder geschenkt werden. Weidmann hatte nicht gleich geschickt. Am 8. September schrieb sie schon wieder „in großer Trauer, in letzter Nacht wäre unser Wohlthäter uns wieder geschenkt worden,“ wenn — Weidmann das Geld geschickt hätte. Der „Herr Oberst habe nur einen Nervenschlag, aber es werde je später, je böser.“ Tausend Franken müßten wieder da sein, und Weidmann schickte dieselben und erhielt darauf einen Brief von ihr, am nächsten Sonntag Abend neun Uhr sei's, wo der Wohlthäter ihnen werde wieder geschenkt werden. Die Freunde des Hauses „stehen schon an seinem Grab, um ihn aus der Erde in Empfang zu nehmen.“ Sie würden am Montag Alle zu Weidmann nach Embrach kommen.

Sie kamen zwar nicht, aber ein Brief traf ein, daß der Oberst wirklich vom Tode erwacht, jedoch noch äußerst schwach sei, und zu seiner völligen Wiederherstellung neuer Gelder bedürfe. Der zum Wahnsinn verblendete Mann schickte sie, und schickte sie bis in den November hinein, täglich den bald völlig wieder genesenen Obersten Kunz, dessen Erwachen vom Tode das tiefste Geheimniß bleiben müsse, und mit demselben die Erstattung alles von ihm Hergegebenen und die versprochene Belohnung von 70,000 Franken erwartend.

Der Unglückliche wurde endlich selbst wegen Betrügs zur Untersuchung gezogen. Er hatte viele Tausende für die Betrügerin zusammenborgen müssen und hatte dabei den wahren Grund nicht angeben dürfen, sondern andere, falsche Vorspiegelungen gemacht. Er konnte nicht zurückzahlen, war so dem Strafgesetze verfallen, und dabei kam erst heraus, wie elendig er betrogen war und noch immer betrogen wurde, und die Gerichte setzten den Betrügereien des schändlichen Weibes ein Ziel.

Das Alles erzählte der unglückliche Mann in der Schwurgerichtssitzung mit großer Fassung, obwohl er mit Frau und fünf Kindern zum Bettler geworden war, und mit voller Offenheit und Wahrheit. „Ob es denn menschenmöglich gewesen sei," wurde er gefragt, „solchen unsinnigen Lügen nur ein oder zwei Mal Glauben zu schenken und nur einen Centime darauf hinzugeben, geschweige über ein halbes Jahr lang in siebenundzwanzig verschiedenen Malen sich 14,000 Franken abschwindeln zu lassen?" „Die Bollers (sein Schwager und seine Schwester) hätten es ja auch geglaubt;" meinte er, „und der Reichthum des Obersten Kunz sei bekannt gewesen, und an die Freimaurer dachte er auch." Was er nicht sagte, wessen er sich wohl nicht einmal bewußt war, das war, daß das Mysteriöse dem Menschen überhaupt so leicht imponirt, und daß die Leidenschaft den Aberglauben weckt, und keine mehr, als die Habsucht.

Die Angeklagte Leuthold hatte während seines ganzen langen Verhörs die Augen nicht aufgeschlagen, keine Bewegung gemacht; auch in dem freundlichen, imbecillen Gesichte ihres Mannes hatte sich kein Zug verändert. Die beiden Betrüger saßen wie taube Menschen da.

Nach Weidmann wurde seine Frau vernommen. Es war eine gewöhnliche, beschränkte Bauersfrau. Aber wie ihr Mann äußerlich ruhig war, so war sie heftig erbittert, ingrimmig. Haß und Wuth kochten in dem Innern der armen Frau gegen die Leuthold, durch die sie so tief elend geworden war, und was in ihr kochte, mußte sie gegen das schlechte Weib aussprudeln und ausstoßen. Fast ein Drittel ihrer Antworten richtete sie nicht an den Fragenden, sondern in Haß und Zorn gegen die Angeklagte. Sie ballte die Fäuste gegen das Weib und verfluchte sie. Das war ihr Recht, und es war Gerechtigkeit, es ihr nicht zu wehren. Sie bestätigte die Aussagen ihres Mannes, sie hatte nicht geglaubt und den Mann gewarnt. So versicherte sie, und sie mochte es jetzt wohl selbst so meinen. Aber sie gestand doch auch, daß sie Angst gehabt habe, daß ihr Mann so viel Geld von dem Obersten, dem Präsidenten der Freimaurer, und eigentlich für nichts, erhalten solle; sie habe gefürchtet, er werde dafür etwas unterschreiben müssen. „Was?“ wurde sie gefragt. „Nun, sich dem Teufel verschreiben!“ Ja, dem Teufel hatte er sich verschrieben, dem Teufel der Habsucht! Die Eheleute Leuthold blieben auch gegen sie taub und blind.

Die Eheleute Boller aus dem Balgrist wurden noch als Zeugen vernommen. Sie bestätigten gleichfalls die Aussagen des Weidmann und zeigten sich als sehr einfältige Leute. Man hätte dennoch, nach den Angaben des Weidmann, zuweilen den Verdacht einer Mitschuld mit der Leuthold gegen sie fassen können, zumal da sie mit dieser dem Weidmann zugeredet, und da die Leuthold während der Betrügereien noch längere Zeit bei ihnen gewohnt hatte. Ein eigenthümlicher Zwischenfall sollte jeden solchen Verdacht vollständig vernichten. In den Schwurgerichtssaal kam die Kunde einer gegen die Eheleute Boller selbst ganz neuerdings verübten und mit der eben verhandelten im genauen Zusammenhange stehenden Betrügerei. Der Betrüger war, wenn ich nicht irre, am Abend vorher verhaftet und an demselben Morgen, während der Schwurgerichtssitzung, bei der städtischen Polizei verhört worden.

Der Präsident des Schwurgerichtes ließ auf die Mittheilung sofort den Beamten der Polizei, der das Verhör geleitet hatte, in den Sitzungssaal als Zeugen eintreten, und es ergab sich aus seiner Mittheilung Folgendes: In der Woche vorher war zu den

Eheleuten Voller ein Fremder gekommen, hatte sich als einen Freund ihres Verwandten Weidmann vorgestellt und ihnen anvertraut, die Leuthold habe von dem Weidmannschen Gelde 40,000 Franken „verlochet" (vergraben); die Kapuziner in Rapperschwyl könnten das Geld heben; es gehöre aber Geld dazu, ob sie es daran setzen wollten? Etwas von dem Schatze habe er schon, 6400 Franken; er wolle sie ihnen in Versatz lassen, wenn sie ihm das Geld für Hebung des Ganzen gäben. Die Leute borgten 210 Franken zusammen und gaben sie dem Betrüger, der ihnen dafür ein schweres verschlossenes Kästchen zurückließ. Sie schickten ihn in ihrem Glauben zugleich an den (mitangeklagten) Mobiliarhändler Kambli, von dem die Leuthold gleichfalls Geld geliehen hatte. Kambli aber überlieferte ihn der Polizei. Das Kästchen enthielt Steine und Straßenschmutz. Der Betrüger hatte gestanden.

Die Beweisaufnahme über den Betrug gegen Weidmann war damit dem Wesen nach beendet. Der Präsident befragte sofort den Ehemann Leuthold. Die Frau Leuthold schied für den Fall aus; sie hatte schuldig plaidirt. Der Mann war der Theilnahme angeklagt, dadurch, daß er die sämmtlichen, oben genannten und während der Vernehmung der Zeugen verlesene Briefe geschrieben habe. Er erkannte an, daß er die Briefe geschrieben, aber er leugnete, irgend etwas von dem betrügerischen Thun und Treiben seiner Frau gewußt zu haben; er habe die Briefe willenlos abschreiben müssen, „sonst hätte sie mich verzehrt." Sie sei immer „wüst" gegen ihn gewesen. Sie habe mit Geistern geflüstert und ihn dann weggeschickt. Er habe geglaubt, daß sie viel Vermögen vom Obersten Kunz habe. „Hochgeachteter Herr Präsident, hochgeachtete Herren! ich bin von meiner Frau und von Weidmann hinter's Licht geführt worden." Hier war es, wo seine Frau, zum ersten Male aufsehend, ihm den Blick voll Hohn und Verachtung zuwarf.

Daß die Frau entschieden das Regiment geführt hatte, wurde noch durch zwei Mägde, die im Hause gedient hatten, bestätigt. Sie selbst leugnete es auch nicht. „Er hat mich geschlagen, ich habe ihn geschlagen," sagte sie zwar; als sie dann aber gefragt wurde: „Wer hat im Hause regiert?" antwortete sie ohne Zögern: „Ich!" Trotzdem stand ihm entgegen, daß er ungeachtet

aller Verstellung, ein alter, abgefeimter, oft bestrafter Betrüger war; daß er vor seiner Heirath seine Frau als Zuchthäuslerin gekannt; daß sie später aus Armenmitteln ernährt worden; daß sie in Folge ihres Verkehrs mit Weidmann, also auch der von ihm geschriebenen, stets Geld fordernden und den Empfang von Geld anzeigenden Briefe, auf einmal in den Besitz von vielem Gelde gekommen, mit ihm eine eigene Wohnung gemiethet, diese elegant eingerichtet, Mägde gehalten und gar luxuriös gelebt habe.

Seine Verurtheilung durfte unbedenklich erwartet werden, und wurde allgemein erwartet. Es konnte sich nur fragen, ob ihm der ganze erschwindelte Betrag von 14,000 Franken werde zugerechnet werden. Das Züricher Strafgesetzbuch stuft die Strafe des Betrugs nach dem höheren oder geringeren Betrage desselben verschieden ab.

II.

Betrug gegen den Silberarbeiter Knecht.

Die Frau Leuthold wollte von dem Gelde, das sie von dem armen Weidmann erschwindelt hatte, auch gut, selbst elegant leben. Unter Anderem schaffte sie sich eine Menge Luxusgegenstände an. Namentlich entnahm sie im Sommer und Herbst (1859) von dem Silberarbeiter Knecht in Zürich goldene Uhren, goldene Ketten, Bracelets, Brochen u. s. w. zu bedeutenden Beträgen. Sie bezahlte jedesmal gleich baar. Am 3. November kaufte sie wieder bei ihm für 1158 Franken, aber ohne zu bezahlen, sie versprach schriftlich Zahlung zu Martini, also in acht Tagen, wo ihre Zinsen eingingen. Knecht creditirte unbedenklich der Frau, die er nach dem Vorhergegangenen für reich hielt. Er erhielt aber zu Martini kein Geld, erkundigte sich nun näher nach den Leuthold's, erfuhr, daß sie „Lumpenpack" seien, und begab sich zu der Frau Leuthold in ihre Wohnung, sofortige Bezahlung oder Zurückgabe der gekauften Waare fordernd. Sie suchte ihn anfangs hinzuhalten, als er aber nicht wich, schrieb sie ein Billet, schickte es fort und gab ihm nach einer Viertelstunde die sämmtlichen gekauften Sachen zurück, und zwar noch in derselben Verpackung, in der sie sie von ihm erhalten hatte.

Der Zeuge Knecht — Damnificat konnte man ihn nicht

nennen, weil er nicht den geringsten Schaden erlitten hatte — trug selbst die Sache mit vielem Humor so vor. Seine Aussage wurde ergänzt durch das Zeugniß eines in der Nähe der Frau Leuthold wohnhaften Speccreihändlers. Von diesem hatte die Frau Leuthold im November ein Darlehn von 600 Franken entnommen, unter Verpfändung jener Waaren. Einige Tage nachher hatte sie mit einem Billet die 600 Franken ihm zurückgeschickt und dafür die Pfänder zurück erhalten.

Die Frau Leuthold gab die vorgetragenen Thatsachen zu, wollte aber den von der Staatsanwaltschaft angeklagten Betrug um 1158 Franken nicht darin finden. Sie habe weder die Absicht gehabt, den Knecht zu betrügen, noch sei sie unvermögend gewesen, ihn zu bezahlen. Der beste Beweis sei, daß sie Geld gehabt habe, die Sachen sofort einzulösen. Sie habe sich nur nicht auf einmal von dem Gelde entblößen wollen. Hätte sie die Absicht zu betrügen gehabt, so würde sie die Sachen verkauft, anstatt versetzt haben.

Das Zürcherische Strafgesetzbuch faßt zwar (im §. 239) den Begriff des Betruges sehr weit auf: „Jede zum Nachtheil der Rechte eines Anderen absichtlich unternommene Täuschung, sie mag durch Erzeugung eines Irrthums oder durch unerlaubte Vorenthaltung oder Unterdrückung der Wahrheit geschehen, ist Betrug."

Gleichwohl glaubte man hier, da weder eine absichtliche Täuschung anzunehmen sei, noch eine Rechtsverletzung vorliege — Knecht selbst hatte sich befriedigt erklärt — ein Nichtschuldig der Geschworenen erwarten zu dürfen.

III.

Betrug gegen den Dr. X.*)

Die Leuthold, als sie zu Gelde gekommen war, wollte alle ihre Liebhabereien befriedigen, und sie hatte deren mancherlei. Unter anderen suchte sie junge Männer an sich zu ziehen, und besonders hatte sie es auf junge Aerzte abgesehen. Sie fingirte zu dem Zwecke allerlei Krankheiten, am liebsten solche, die kein

*) Warum ich mich nicht entschließen mochte, den Namen des Mannes mitzutheilen, obwohl Blätter und Broschüren über den Proceß ihn offen nennen, wird das Folgende hinlänglich ergeben.

Arzt kannte und erkennen konnte. Sie ließ sich so nach und nach, in wenig Monaten, von funfzehn Aerzten aus Zürich und Umgegend behandeln. Alle zogen sich alsbald von ihr zurück, nachdem sie den eigentlichen Zweck des wollüstigen Weibes erkannt hatten. Nur Einer hatte bei ihr ausgehalten, und sie suchte ihn dauernd an sich zu fesseln. Dazu wählte sie ein eigenthümliches Mittel, das freilich der Staatsanwalt als Betrug ansah.

Sie nahm von der Straße ein ihr völlig fremdes Mädchen, gab es gegen den jungen Arzt für ihre reiche Tochter aus und verlobte es mit ihm, Alles unter allerlei, zum Theil romantischen Zuthaten. Unter Anklage wegen dieses Betruges standen: sie, die Leuthold, das junge Mädchen, Namens Anna Messerschmidt, und die Eheleute Kambli mit der Wittwe Suter, die in Zuführung, Ausputzung ꝛc. des jungen Mädchens, und also zu dem verübten Betruge geholfen haben sollten.

Der Betrogene war der Doctor der Medicin A. Das Publikum urtheilte schon vor der Verhandlung anders, ja strenger über ihn, als über die Angeklagten. Er habe um des schlechten Weibes und der leichtfertigen Person willen eine brave Braut sitzen lassen, hieß es; er habe mit dem Weibe wohlgelebt; er habe sich theure Geschenke von ihr machen lassen, und es werde in der öffentlichen Verhandlung noch manches Andere zum Vorschein kommen. Ein solcher Mensch wolle sich als einen Betrogenen darstellen?

Der sogenannte Betrogene selbst mochte gleichfalls wohl fühlen, daß von Betrug gegen ihn nicht viel die Rede sein könne, daß er eigentlich nur gefoppt und zum Narren gehalten sei. Als er als Zeuge vernommen werden sollte, war er nicht da. Dagegen ging ein ärztliches Zeugniß ein, daß er an einem Augenübel leide, durch welches er verhindert werde, das Zimmer zu verlassen.

In dem ganzen Schwurgerichtssaale herrschte augenblicklich eine große Entrüstung. Die sämmtlichen Vertheidiger der fünf Angeklagten erhoben sich einmüthig zu unverhohlener Bezeichnung einer solchen Simulation und zu dem Antrage, unter allen Umständen den Mann in die Schwurgerichtssitzung zu schaffen. Man habe ihn gestern oder vorgestern noch frisch umhergehen sehen; dagegen habe es schon vor mehreren Tagen geheißen, daß er am

Schwurgerichtstage krank sein werde; ein leichtes Augenübel, sogar mit bedenklichem Anschein, könne Jeder, zumal ein Arzt, sich leicht künstlich machen. Die Richter zogen sich zurück, um über die Anträge zu entscheiden. Sie faßten die richtige Entscheidung: die Sitzung würde für heute (es war der erste Tag) aufgehoben, um den Zustand des Zeugen amtlich feststellen zu lassen und danach das Weitere zu befinden. Die Versammlung ging in großer Aufregung auseinander. Wird der Dr. A. erscheinen müssen? das war die einzige Frage, die man hörte.

Früh am andern Morgen waren Saal, Gebäude und Hof des Gerichts schon wieder gedrängt voll Menschen. Alles war in der gespanntesten Erwartung, für den Augenblick nur, ob der Dr. A. erscheinen werde. Er war plötzlich die, wenigstens momentane Hauptperson geworden, gegen die sowohl die Angeklagten, wie der arme Weidmann in den Hintergrund traten. Warum? Das Rechtsgefühl des Volkes machte sich geltend. Jeder hatte, nach Allem, was man gehört, das lebendige Gefühl, daß, bestätige sich durch die Verhandlung das Gehörte, gegen den Mann, wenn er auch nicht auf der Anklagebank, sondern auf dem Zeugenstuhle sitze, ein Strafact der sittlichen Volksgerechtigkeit erfolgen müsse und erfolgen werde.

Aber mußte der Zeuge das nicht selbst einsehen? Hatte er es nicht schon eingesehen, als er durch die Allen nur als fingirt erscheinende Krankheit sein Ausbleiben entschuldigen ließ? War er nicht jetzt doppelt lächerlich gemacht und compromittirt, wenn er erschien? Und konnte man ihn zum Erscheinen zwingen? Ein Vorführungsbefehl gegen ihn war allerdings zulässig; aber eine vorherige Verhaftung des Zeugen gestattete das Gesetz nicht. Wer konnte ihn halten, wenn er in der Nacht, selbst vor der amtlichen Untersuchung seines vorgegebenen Augenübels, sich auf und davon machen wollte?

Er erschien.

Die Vertheidiger der fünf Angeklagten hatten durch ein eigenthümliches Mittel ihn zu halten gewußt. Zu seiner Verhaftung oder auch nur Observirung lag für das Gericht keine Veranlassung vor. Die Vertheidiger ließen auf ihre eigene Hand seine Wohnung bewachen. Gewalt war ihm übrigens nicht an-

gethan. Er erschien, und auch, was allgemein erwartet war, sollte sich erfüllen.

Ich habe in meiner langen und reichen criminalistischen Praxis selten einem Verhöre beigewohnt, das ein so hohes psychologisches Interesse gewährt hätte, wie das dieses Mannes. Es war ein wohlgewachsener, kräftig gebauter junger Mann, dieser Zeuge. Auch seine Gesichtszüge schienen hübsch zu sein. Man konnte sie indeß nicht genau unterscheiden. Er trug eine schwarze Binde über den Augen, besonders dem rechten, das krank war oder krank sein sollte. Später, während seiner mehr als zweistündigen Vernehmung, verschob er in Verwirrung und Aufregung die Binde zwar oft, aber sein Gesicht war jetzt wahrhaft nicht schön. Er trat natürlich mit Befangenheit ein. Diese wich aber bald. Der Staatsanwalt befragte ihn zuerst, als Damnificaten und Belastungszeugen, und im Interesse der Anklage lag es nur, von ihm solche Thatsachen zu erhalten, die zum Nachtheile der Angeklagten gereichten. Das andere ging die Vertheidiger an. So wurde er bald unbefangen, immer mehr, zuletzt erzählte er lachend, scherzend. Es war das freilich die beste Art und Weise, das Lächerliche der Rolle, die er gespielt hatte, den Zuhörern weniger zum Bewußtsein zu bringen.

Als darauf aber die Vertheidiger an die Reihe seiner Vernehmung kamen, und nun Schlag auf Schlag immer mehr Thatsachen angeregt, ihm vorgehalten und abgefragt wurden, die zuerst das Lächerliche der Rolle, die man ihn hatte spielen lassen, dann aber gar das Unwürdige seines Benehmens in dieser Rolle an den Tag brachten, ihm selbst und dem Publikum; da kam mehr und mehr eine ungeheure Angst über ihn, das Gefühl seiner inneren und seiner äußeren Vernichtung, und der Zeugenstuhl war ihm härter, als eine Anklagebank, er war ihm ein Marterstuhl.

Er erzählte! Er war im Sommer 1859 nach Zürich gekommen, als Assistent eines Züricher Arztes. Als solcher hatte er die Frau Leuthold behandelt. Er hatte sie regelmäßig besucht, er hatte ihr Sorgfalt gewidmet. Sie wollte ihm dankbar dafür sein. Sie machte ihm Anträge, ihr Schwiegersohn zu werden. Sie habe eine Tochter aus erster Ehe, erzählte sie ihm, Barbara Zollinger, die sei hübsch und reich. Der Oberst Kunz sei ihr Pathe (Götte), wohl auch noch mehr, wie sie zu verstehen gab.

Von dem Obersten habe die Babette schon jetzt ein Vermögen von dreißig Millionen Franken. Der junge, vermögenslose Arzt ging auf den Antrag ein. Er sah bei der Frau Leutholb Wohlhabenheit, Eleganz, Luxus. Sie sprach ihm viel vor von ihrem Reichthum und von ihrer Verwandtschaft und anderen Verbindungen mit dem Obersten Kunz. Er glaubte ihr, der wissenschaftlich gebildete, in der Welt erfahrene Arzt ganz, wie der beschränkte Exercirmeister in dem abgelegenen Dorfe. Wie diesen ein Heimwesen und 70,000 Franken, so blendeten jenen eine hübsche Braut und 30,000,000 Franken. Freilich waren auch noch andere Unterschiede da.

Nachdem Dr. A. mit der Mutter einig war, erhielt er durch diese ein Schreiben von der Tochter. Sie hielt sich zu ihrem Vergnügen bei einem Verwandten, Amtmann Hotz, in Bern auf, hieß es. Von da schrieb sie. Sie dankte ihm für die Sorgfalt, mit der er ihre Mutter behandle, wünschte ihren Dank ihm mündlich aussprechen zu können und bestellte ihn auf einen bestimmten Tag (gegen Mitte September) nach dem Bade Heinrichsbad bei St. Gallen. Er antwortete ihr, wie ihr entgegenkommendes Wohlwollen ihn rühre, und daß er an dem bestimmten Tage in Heinrichsbad sich einfinden werde. Er reiste mit der Frau Leutholb hin. Babette war aber nicht da. Man wartete drei Tage vergeblich auf sie. Am dritten traf endlich ein Brief an die Mutter von ihr ein, sie könne unmöglich kommen, weil ihrem Verwandten Hotz 80,000 Franken gestohlen seien.

In Zürich erhielt er dann bald nachher selbst einen Brief von ihr, des zärtlichsten Inhalts: „Theuerster Herr Doctor!" Er möge ihr Ausbleiben im Heinrichsbade nicht falsch auslegen. In ihrem Inneren glühe es von Freundschaft, die an Liebe grenze. Sie habe nie geglaubt, daß die Sehnsucht nach einem theuren Freunde sie so quälen könne. Sie hoffe ihn bald zu sehen. „Verzeihen Sie meine zuvorkommende Gesinnung. Ihre Barbara Zollinger." Zärtliche Antworten folgten hin und her.

Zuletzt gegen Ende September kam eine Einladung nach Bern, in den Gasthof zum Bären. Dr. A. reiste mit der Frau Leutholb hin. Babette war aber wieder nicht da, und die Leutholb ging in ihre Wohnung allein, sie zu holen; A. mußte im Gasthofe zurückbleiben. Die Leutholb kam allein zurück, die Babette

habe nicht mitkommen können; es sei ein junger Doctor da, der Absichten auf sie habe, und von dem sie sich nicht habe losmachen können. A. und die Leuthold blieben dennoch drei Tage zusammen in dem Gasthofe und lebten wohl. Am dritten Tage schickte sie ihn nach Thun, wohin sie mit der Tochter nachkommen werde; er mußte dort wiederum mehrere Tage warten. Endlich kam die Leuthold mit der Geliebten; es war ein hübsches, elegant gekleidetes junges Mädchen. Sie blieben die Nacht in Thun und fuhren am andern Tage nach Aeschi; dort wurden die jungen Leute bald einig, und es fand die Verlobung statt.

Die junge Braut mußte dann aber sofort verreisen in Erbschaftsangelegenheiten nach Uster, wie man ihm sagte, wo im August der Oberst Kunz gestorben war, der Pathe der Braut „und noch mehr." Sie reiste mit der Mutter ab; A. aber wurde nach Interlaken bestellt, wo er die Braut bald wiederfinden werde; sie kam zwar nicht, statt ihrer aber traf die Frau Leuthold wieder ein, und die Beiden blieben wieder beisammen. Die Babette werde in Bern zurückgehalten. Erst nach einiger Zeit langte endlich auch die Braut an, aber sie mußte bald in ihren Erbschaftsangelegenheiten wieder fort; A. und die Leuthold blieben allein in Interlaken zurück, und lebten da wohlauf und vergnügt im Hotel Ritschard, einem Gasthofe ersten Ranges; A. ließ sogar einen Freund hinkommen, in dessen Gesellschaft sie dann Reisen in dem schönen Berner Oberlande machten. Das lustige Reiseleben setzten A. und die Leuthold fort, nachdem der Freund sie wieder verlassen hatte, drei Wochen lang im Ganzen. Die Braut kam nicht zu ihnen zurück, obwohl mehrere telegraphische Depeschen von verschiedenen Seiten sie jedesmal vergeblich anmeldeten.

Als endlich Mitte October A. nach Zürich zurückkehrte erfuhr er dort, daß eine Babette Zollinger gar nicht existire, daß die Leuthold gar keine Tochter habe, und daß die Person, die ihm als solche vorgestellt worden und mit der er sich verlobt, eine Weißnäherin Namens Anna Messerschmidt aus Zürich sei. Von wem er zuerst die Aufklärung erhalten hatte, erinnere ich mich nicht mehr ganz genau; entweder war es die Wittwe Suter, bei der die Messerschmidt wohnte, oder diese war es selbst. Die Suter behauptete nachher bei ihrer Vernehmung, sie sei es gewesen, und eine Confrontation hat darüber nicht stattgefunden.

Gewiß ist, daß auch die Messerschmidt bei der ersten Gelegenheit, da er sie wieder sah, ihm Alles offen und aufrichtig bekannt hatte.

A., nachdem er von der mit ihm gespielten Komödie — oder wollen wir es einstweilen noch mit der Staatsanwaltschaft als Verbrechen des Betrugs bezeichnen? — Kenntniß hatte, wurde von der Leuthold nach Aarau bestellt, wo er dann unter der Drohung, er werde sie sonst mit ihrer ganzen Sippschaft einsperren lassen, von dem Weibe, die er noch immer für reich hielt, eine Entschädignng forderte. Sie stellte ihm ohne Schwierigkeit einen Schuldschein von 10,000 Franken aus.

Das war im Wesentlichen die Aussage des Dr. A. auf die Befragung des Staatsanwalts. Er hatte sie, wie gesagt, vielfach leicht, lächelnd, selbst scherzend abgegeben. Das sollte anders werden. Das Kreuzverhör der Vertheidiger mit ihm begann.

„In welchem Verhältnisse," wurde er zuerst befragt, „er mit der Anna Messerschmidt geblieben, nachdem ihm schon Alles entdeckt sei?" Der Vertheidiger der Messerschmidt las dabei einen Brief vor, den er, A., am 27. October an sie geschrieben, und in dem es hieß: „Geliebte Anna, ich berichte Dir, daß ich morgen um 10 Uhr nach Baden reise, um zu sehen, wie Wort gehalten wird. Ich hoffe, daß Du Schritte für Deinen Paß gethan hast, wie ich für den meinigen. Sei unverzagt und bleibe treu; zweifle nicht an mir, der ich Dich liebe" u. s. w.

Seine Antwort sagte Folgendes: Er hatte ihr Alles verziehen. Er hatte sie selbst für betrogen gehalten. Er verlobte sich von Neuem mit ihr und redete mit ihr ab, daß sie zusammen nach Amerika gehen wollten, da er doch hier einmal in eine „schandvolle Lage" gekommen sei. Darum jener Brief und die Besorgung der Pässe. Das war zu der Zeit, als er die Schuldverschreibung über 10,000 Fr. von der Leuthold hatte und diese noch für reich hielt. Als aber darauf die Leuthold wegen des Weidmann'schen Betrugs in Untersuchung gerieth und nun ihre Verhältnisse bekannt wurden, da brach er auch das mit dem Mädchen kaum wieder angeknüpfte Verhältniß wieder ab, und er konnte, trotz der „schandvollen Lage," in die er hier gerathen war, hier in seiner bisherigen Stellung als Assistenzarzt verbleiben.

„Ob er schon früher verlobt gewesen?" wurde er gefragt.

Er mußte Ja sagen. Er war seit Jahren mit einem braven Mädchen in seiner Heimath verlobt gewesen. Er hatte das Verhältniß aufgelöst, als ihm eine gemeine Betrügerin die erste beste Person zuführte, unter der Vorspiegelung von Geld, unter eben so frechen wie lächerlichen weiteren Vorspiegelungen und Schwindeleien. Er hatte das Verhältniß aufgelöst, ohne einen Grund angeben zu können, obwohl von Freunden ermahnt und verwarnt, ja obwohl —

„Auf wessen Kosten er seine Studien vollendet und sein Doctorexamen gemacht habe?" fragte ihn der Vertheidiger.

Der Vater seiner Braut hatte ihm, der keine Mittel besaß, 900 Fr. dazu hergegeben. Er mußte es selbst sagen vor dem Gericht, vor den Geschworenen, vor allen den Leuten. Und er hatte diese Braut verlassen, unglücklich gemacht, das Geld hatte er nicht zurückerstattet, konnte er nicht zurückerstatten. Ein Gemurmel der Entrüstung erfüllte den Gerichtssaal.

„Wußte die Messerschmidt von dem Verhältniß zu Ihrer Braut?" fragte der Vertheidiger. Es war die Zeit gemeint, da A., nach Mittheilung des Betrugs, sich zum zweiten Male mit der Messerschmidt verlobt hatte.

Der Zeuge mußte „Ja" antworten.

„Und was that sie?"

„Sie wollte zurücktreten."

Und die Messerschmidt saß auf der Anklagebank, und er auf dem Zeugenstuhle! Aber freilich, eine andere Anklage, als der Staatsanwalt gegen ihn anstellen konnte, hatte schon gegen ihn begonnen und wurde immer weiter geführt, und die Strafe ereilte ihn schon während und mit dieser Anklage.

„Wie lange die Reise mit der Frau Leuthold und theilweise der Messerschmidt nach Thun, Interlaken und weiter in das Berner Oberland gedauert habe?" fragte ein anderer Vertheidiger.

„Drei Wochen."

„Ob die Reise viel Geld gekostet?"

„Zwölfhundert Franken."

„Wer das Geld bezahlt habe?"

„Die Frau Leuthold."

Sie waren auf den Eisenbahnen in der ersten Klasse gefahren; sie hatten in den Gasthöfen ersten Ranges logirt. Sie

hatten sich nichts abgehen lassen, meist der Herr Doctor mit der Frau Leuthold allein. Sie hatte ihm eine vollgespickte Börse zum Bezahlen der Reisekosten übergeben. Er hatte ihren Leibarzt und Reisemarschall gemacht, und noch mehr. So war das Geld des armen Weidmann verpraßt, der unterdeß schon angefangen hatte, mit Weib und Kindern zu hungern, um die Geld- und Lustgier des nichtswürdigen Weibes noch immer mehr befriedigen zu können. Freilich der Teufel der Habsucht hier und da!

„Ob ihm die Leuthold nicht auch Geschenke gemacht?" fragte wieder ein anderer Vertheidiger den A.

Er mußte es einräumen; er hatte von der Frau erhalten: neue Kleider, Tabatieren, goldene Hemdknöpfe, zwölf feine Battist-Hemden, Foulards, einen goldenen Ring, eine silberne Cigarrenspitze, baar Geld, zusammen über 1000 Fr. werth. Ein Theil war ihm im Namen der Messerschmidt übersandt worden, wenn er in deren Namen Briefe erhielt.

In dem Gerichtssaale verbreitete sich das Gerücht, der Zeuge habe sogar die Frechheit gehabt, gerade in der Kleidung hier vor Gericht zu erscheinen, die er von der Leuthold zum Geschenk angenommen habe.

„Von wem der Rock sei, den er da trage?" fragte ihn ein anderer Vertheidiger.

„Von der Frau Leuthold," mußte er antworten.

„Auch die Beinkleider?"

„Ja."

„Ich habe genug," sagte der Vertheidiger, und nur Blicke der Verachtung trafen den Zeugen.

Er hätte auf die letzten Fragen nicht zu antworten brauchen, aber er hatte den Kopf verloren unter der Wucht, mit der ihn vernichtend die sittliche Strafe des Volksgerichts traf. Mit dem Gefühle seiner Vernichtung verließ er den Zeugenstuhl und den Saal.

Nach ihm wurden noch ein paar andere weniger erhebliche Zeugnisse erhoben. Dann begannen die Vernehmungen der Angeklagten über den Fall.

Die Frau Leuthold räumte die ihr zur Last gelegten Thatsachen ein, fand aber kein Verbrechen darin. Sie wollte die ganze Sache mit den Eheleuten Kambli verabredet haben; die Frau

Kambli habe ihr auch die Anna Messerschmidt als brauchbare Person zugewiesen. Im Kambli'schen Hause sei die Messerschmidt für ihre Rolle instruirt, angekleidet und aufgeputzt worden, die Frau Kambli selbst habe noch Sachen dazu zusammengeholt. Er, der Kambli, habe die telegraphischen Depeschen nach Interlaken besorgt.

Die Eheleute Kambli bestritten, von dem Plane und der ganzen Komödie der Leuthold irgend etwas gewußt zu haben. Die Frau Kambli wollte ihr auch die Messerschmidt nicht zugewiesen haben; das sei von der Wittwe Suter geschehen, bei der die Messerschmidt gewohnt und die eine Jugendfreundin der Leuthold sei. Die übrigen Bezichtigungen der Leuthold räumten beide Eheleute Kambli ein, aber sie wollten nicht gewußt haben, um was es sich handle; die Leuthold habe ihnen vielmehr nur gesagt, es handle sich um eine Commission, die die Messerschmidt bei vornehmen Leuten ausrichten solle.

Die Frau Suter wollte von gar nichts wissen; sie gab nur zu, daß sie die Leuthold in ihrer Jugend gekannt, und daß die Messerschmidt bei ihr gewohnt habe und jetzt wieder bei ihr wohne. Sobald sie — wie ich meine, von dieser selbst — die Geschichte erfahren, habe sie dieselbe von der Fortsetzung abgemahnt, und auch sie habe zuerst den Dr. A. über Alles aufgeklärt.

Die Messerschmidt bekannte offen die ganze Komödie oder Betrügerei. Die Leuthold habe sie aber erst auf dem Wege nach Bern unterrichtet, mit folgendem Vorgeben: Sie habe eine Tochter in Bern, mit dieser wolle sie einen armen jungen Mann, den Dr. A., glücklich machen; sie, die Messerschmidt, solle einstweilen die Rolle dieser Tochter spielen, bis es ihr, der Leuthold, gelungen sein werde, das Verhältniß ihrer Tochter zu einem reichen Manne, mit dem sie verlobt sei, zu trennen. Die Messerschmidt hatte, zugleich gegen das Versprechen, daß auch sie glücklich gemacht werden solle, die Rolle, in der sie nichts Verbrecherisches fand, übernommen. Sie hatte dem A., der ihr ebenfalls gefallen, und dessen frühere Verlobung sie erst später erfahren, schon in Thun und Interlaken Alles entdecken wollen, die Leuthold hatte sie aber keinen Augenblick mit ihm allein gelassen. In Zürich hatte sie ihm nachher sogleich Alles mitgetheilt. Die Messerschmidt mochte ein leichtsinniges Mädchen sein; sie war unverkennbar ein ehrliches

und gutmüthiges Geschöpf. Sie machte einen günstigen Eindruck, man interessirte sich fast allgemein für sie.

Nach den Vernehmungen der Angeklagten folgten die Plaidoyers des Staatsanwalts und der sämmtlichen Vertheidiger über alle zur Verhandlung gekommenen Verbrechen. Die Reden waren geschickt, leidenschaftslos; einzelne Vertheidiger redeten meisterhaft. Der Präsident gab ein bündiges, klares, völlig unparteiisches Resumé; er verlas dann die von den Geschworenen zu beantwortenden Fragen.

Eine der nichtsnutzigsten, verwirrendsten und schädlichsten Proceßinstitutionen ist das System der Fragestellung an die Geschworenen in dem französischen Strafprozesse. Es ist in die deutschen Strafproceßgesetze übergegangen. Anstatt, wie es die Natur des ganzen Geschworeneninstitutes nothwendig mit sich bringt, und wie es auch im englischen Processe geschieht, die Geschworenen einfach die Frage beantworten zu lassen: ob der Angeklagte des angeklagten Verbrechens (Mord, Diebstahl, Betrug u. s. w.) schuldig sei, wird die That, die das Verbrechen bilden soll, in möglich viele einzelne Momente, Thatsachen und Thatsächelchen zerlegt, mit allen möglichen Einschachtelungen, Alternativen, Eventualitäten, Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien, daß oft den Richtern selbst und den Staatsanwälten und Vertheidigern wüst und wirr darüber im Kopfe wird, und die Geschworenen gar nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht. Da werden oft achtzig bis hundert solcher Fragen aufgestellt, wo eine einzige zureichte und in England zureicht. Das nennt man Recht, und es geschieht, damit den Geschworenen, den Volksrichtern, ja nicht zu viele Macht eingeräumt werde. Der alte Napoleon wußte wohl, was er that, als er den Franzosen das Scheinbild eines liberalen Strafprocesses gab.

Das Züricher Strafproceßgesetz hat jenes einfache und richtige englische System der Fragestellung aufgenommen. Den Geschworenen wurde über jedes der einzelnen verhandelten Verbrechen nur eine Frage vorgelegt.

Sie gingen in ihr Berathungszimmer. Das Publikum war wesentlich nur in einer Beziehung auf ihr Verdict gespannt. Ueber den Hauptbetrug, — an Weidmann verübt, — hatten die Geschworenen gegen die Hauptverbrecherin, — Frau Leuthold, —

kein Verdict abzugeben; daß der Ehemann Leuthold werde für schuldig erklärt werden, bezweifelte man nicht; es konnte sich nur fragen, bis auf welchen Betrag; die Frage war untergeordnet.

Der Knecht'sche Fall hatte nur ein theoretisch-juristisches Interesse, und richtig bemerkte ihr Vertheidiger, in Beziehung der Leuthold sei es gleichgültig, ob sie den Fall auf ihre ohnehin schon große Rechnung nehmen müsse oder nicht, es komme aber auf das Recht an.

Mit großem, allgemeinem Interesse wurde aber der Entscheidung des sogenannten Betrugs gegen den Dr. A. entgegengesehen, bei dem zugleich vier, außerdem straflose Personen betheiligt waren. Das Züricher Strafgesetzbuch faßt zwar, wie oben bemerkt wurde, im §. 239 den Begriff des Betrugs sehr weit auf, und es rechnet unter denselben ausdrücklich im §. 256 als „unbenannten Betrug:" „Vergehen, welche zu keiner der in diesem Gesetzbuche besonders benannten Arten des Betruges gehören, allein unter die Bestimmungen des §. 239 fallen, sollen mit der Strafe derjenigen Art belegt werden, mit der sie, nach dem Ermessen des Richters, am meisten verwandt sind." Und als solcher unbenannter Betrug war die That angeklagt.

Allein der §. 239, der danach der zuletzt entscheidende bleiben soll, fordert immer eine zum Nachtheil der Rechte eines Anderen unternommene Täuschung, und da fragte sich denn mit Recht Jeder, welches Recht des Dr. A. denn in Nachtheil oder nur in Gefahr gebracht worden sei. Die Vertheidiger gingen alle möglichen Rechte des Mannes durch. Daß ein Vermögensbetrug nicht vorliege, habe die Staatsanwaltschaft selbst anerkannt, indem sie eben auf unbenannten Betrug geklagt habe; auch habe klar der Dr. A. keinen Vermögensschaden, vielmehr mancherlei pecuniäre Vortheile bei und von der Geschichte gehabt. Auch ein Betrug in Bezug auf den Familienstand habe nicht stattgefunden. Das Gesetz erfordere dazu rechtswidrige Veränderung oder Unterdrückung des Familienstandes eines Menschen. Möglicherweise könne man daran hier nur bezüglich der Messerschmidt denken, die sei ja aber Angeklagte und nicht Beschädigte. Wolle man etwa speciell eine betrügliche Verleitung zur Ehe annehmen? Weder die Leuthold, noch die Messerschmidt, noch irgend ein Anderer habe nur im Entferntesten ernstlich daran gedacht, den A. mit der Messer-

schmidt zu verheirathen. Die Leuthold habe nur den jungen Mann an sich fesseln und mit ihm allein ungestört und in Freuden ein paar Wochen in der Welt umherreisen wollen; die Anderen hätten nur an einen Scherz gedacht. Welches Recht des Dr. A. sei dann verletzt? Sein Leben, seine Gesundheit war nicht in Gefahr. Seine Keuschheit? Oder vielleicht seine Ehre? Es sei ein schlechter Scherz, eine heillose Posse mit ihm gespielt. „Wenn aber für alle Männer, denen das passirt, eine Criminalklage erhoben werden soll, dann müssen wir uns hier permanent erklären." Habe wirklich die Ehre des Dr. A. gelitten, so habe er sie selber vernichtet. Er habe sich roh, gemein, habsüchtig benommen; er habe seine Braut, die Jugendfreundin verlassen, um Millionen zu heirathen; als es mit den Millionen nichts geworden, habe er sich an die 10,000 Fr. gehalten und der Messerschmidt die Ehe versprochen, um auch sie wieder sitzen zu lassen. Gewiß schütze der Staat auch ideale Güter, aber der Dr. A. habe nur sich selbst entehrt, und die Genossen dieser Selbstentehrung säßen auf der Anklagebank. Es bleibe erdenklich nur ein Recht auf Wahrheit übrig. Ein solches Recht gebe aber das Leben nicht, mithin könne das Gesetz es nicht durch Strafe schützen. Es sei schön, wenn alle Menschen nur die Wahrheit sagen möchten. Aber jeden Lügner zu einem Criminalverbrecher machen? Ueberdies verlange das Gesetz zum Betruge ausdrücklich eine Täuschung zum Nachtheile fremder Rechte; also neben der Wahrheit noch eine besondere Rechtsverletzung.

Der Vertheidiger der Messerschmidt hatte für diese noch besonders hervorgehoben, daß sie in keiner Weise auch nur unanständig bei der Sache sich benommen habe, sowie daß sie auch bisher in gutem Rufe gestanden.

Die Geschworenen beriethen lange und kehrten mit folgendem Verdicte zurück:

„Der Ehemann Leuthold sei schuldig der Theilnahme des Betrugs gegen Weidmann, jedoch nur zu einem Betrage von 100 bis zu 800 Fr."

„Die Ehefrau Leuthold sei schuldig des Betrugs gegen Knecht und gegen den Dr. A. (Der anderen Betrügereien hatte sie sich selbst schuldig bekannt, die Geschworenen hatten daher kein Verdict darüber.)

„Anna Messerschmidt sei schuldig der Theilnahme an dem Betruge gegen den Dr. A.“

Die drei anderen Angeklagten, die Eheleute Kambli und die Wittwe Suter, wurden nichtschuldig erklärt. In dem Saale gab sich vielfache Ueberraschung kund. In Betreff des Dr. A.'schen Falles hatte man überhaupt kein Schuldig erwartet, am wenigsten gegen die Anna Messerschmidt, unzweifelhaft die auch moralisch am wenigsten Compromittirte auf der Anklagebank, weit weniger, als die drei nicht schuldig Befundenen. Und gerade sie hätten die Geschworenen ausgesucht! sagte man.

Staatsanwalt und Vertheidiger plaidirten noch über das Strafmaß. Der Staatsanwalt beantragte gegen die Frau Leuthold zwölf Jahre Zuchthausstrafe. Das Weib hatte bis dahin ihre unerschütterliche äußere Ruhe bewahrt. Die Aussicht auf eine so schwere und lange Strafe versetzte sie in große Aufregung; sie konnte lautem und heftigem Weinen und Schluchzen nicht gebieten. Ihr Mann blieb nach wie vor freundlich und stumpf.

Psychologisch interessant war das Benehmen der Anna Messerschmidt. Sie hatte während der ganzen zweitägigen Verhandlung sich sehr ernst, ehrbar, bescheiden und äußerlich ruhig benommen. Nur als ihr Vertheidiger in seiner Rede hervorhob, daß sie die Unverdorbenste und am meisten zu Berücksichtigende in der Gesellschaft auf der Anklagebank sei, mußte sie lange und bitterlich weinen. Die Verkündigung des Wahrspruchs der Geschworenen hörte sie dann wieder äußerlich ruhig an; als sie darauf aber das Weinen der Frau Leuthold hörte, brachen auch ihre Thränen wieder hervor, und sie wurde erst wieder ruhig, als der Präsident des Gerichts ihr Strafurtheil verkündete. Sie war zu vier Wochen einfachem Gefängniß verurtheilt, worauf jedoch drei Wochen unverschuldeter Untersuchungsarrest angerechnet wurden, so daß sie nur noch acht Tage zu verbüßen hatte. Eine so geringe Strafe hatte sie wohl nicht erwartet. Die helle Freude stieg ihr in das Gesicht.

Der Ehemann Leuthold wurde zu achtzehn Monaten Gefängniß verurtheilt; er hörte es mit seinem vollen Gleichmuth an. Die Frau Leuthold erhielt eine Zuchthausstrafe von zehn Jahren. Sie wurde abgeführt, indem sie laut heulte. Mitleid begleitete sie nicht aus dem Saale.

Das Bedürfniß anderer Richter über die verbrecherische Schuld als der von der Regierung angestellten und abhängigen ständigen Richter, hat sich vielfältig, auch in deutschen Ländern, gezeigt. Wo gar diese Richter unter dem Damoklesschwert moderner Disciplinargesetze stehen, da ist das Bedürfniß in der That ein unabweisbares, wenn nicht das Recht und alles Vertrauen zu der Rechtspflege vernichtet werden sollen. Ich kenne aber kein bedenklicheres Surrogat für solche ständige Richter, als das moderne französisch-deutsche Geschworeneninstitut.

In der Schweiz, namentlich in Zürich, ist dieses Institut mehr der englischen Jury nachgebildet. Ich habe es hier dennoch immer mindestens für Luxus gehalten, da hier die Richter sämmtlich, vom untersten bis zum obersten, von und aus dem Volke, von dem gesammten Volke und aus allen Classen des Volkes, und nur auf wenige Jahre gewählt werden. Der Proceß Leuthold hat in meiner Ansicht mich — nicht irre gemacht.

Aber eins hätte ich beinahe vergessen. Der Mitangeklagte Kambli, der, wie bemerkt, schon früher bestraft worden, war damals auch auf mehrere Jahre zur Strafe der „Eingrenzung" verurtheilt, einer Art von Stellung unter polizeiliche Aufsicht, so daß er ohne polizeiliche Erlaubniß die Grenzen seiner Kirchgemeinde nicht überschreiten durfte. Diese Eingrenzung bestand noch, als er im October v. J. Nachricht erhielt, daß es mit der Leuthold nicht ganz richtig stehe. Er hatte damals der Leuthold Geld geliehen; sie befand sich gerade in Bern, und um sein Geld zu retten, reiste er schleunigst nach Bern, ohne vorher jene polizeiliche Erlaubniß einzuholen. Hierfür wurde er der „Verletzung der Eingrenzung" schuldig erklärt und zu zehn Tagen Gefängniß und 50 Fr. Buße verurtheilt.

Der Unheimliche.

In einem besuchten deutschen Badeorte, den wir A. nennen wollen, waren eines Tages auf der Vormittags-Promenade die Badegäste in einer ungewöhnlichen Aufregung. Alles war im eifrigen Gespräche mit einander. Familien, die zusammen ankamen, schienen zu Hause und auf dem Wege sich noch nicht ausgesprochen zu haben. Bekannte mußten es immer neuen Bekannten erzählen. Selbst Personen, die sich nicht näher standen, hielten einander an, theilten mit, fragten und theilten wieder mit. Alle sprachen über einen und denselben Gegenstand.

„Hat das Feuer heute Nacht auch Sie aufgeweckt?“

„Gewiß, und Sie auch?“

„Das war ein fürchterliches Feuer. Wer konnte da schlafen?“

Und dabei hatte sich etwas zugetragen, was vielleicht, wenn man es wiedererzählt, alltäglich und ordinär genug sich anhören mag, was aber dennoch für die, die es traf, schrecklich und entsetzlich und selbst für die bloßen Zuschauer grausig genug gewesen sein mochte.

Eine Stunde nach Mitternacht hatte plötzlich die Sturmglocke gerufen. Wer erwachte, wer an das Fenster, auf die Straße eilte, fand den Himmel hochgeröthet. Ein großes Feuer mußte ausgebrochen sein mit furchtbar reißender Schnelligkeit. Es sei am Markte, hieß es. Die Häuser waren da hoch, sie standen dicht; die Gefahr war dort eine doppelte. Alles eilte hin.

Das Feuer war in der That ein fürchterliches. Eins der höchsten Häuser des Platzes stand in vollen Flammen. Sie mußten in der unteren Etage ausgebrochen sein. Dort schlugen sie aus allen Fenstern hervor, und inwendig hatten sie schon Alles verzehrt. Sie mußten dann mit rasender Hast bis oben zum Dache hinangeflogen sein. An ein Retten des Hauses selbst war nicht mehr zu denken, auch nicht an ein Retten der Sachen darin. Was nicht schon heraus war, was die Menschen, die sich selbst

hinaus gerettet hatten, nicht mit sich getragen, nicht vor sich hinausgeworfen hatten, das war unrettbar verloren. Es konnte nur noch gelten, die Häuser zu beiden Seiten zu bewahren.

„Aber sind alle Menschen aus dem Hause gerettet?“ hieß es.

Man wußte es nicht. Man vermißte Niemanden. Aber in dem Hause wohnten Fremde, Badegäste. Wer kannte diese Alle? Manche konnten erst gestern, erst spät am Abend angekommen sein. Wer konnte überhaupt in dem Tumulte und in der Verwirrung eines furchtbaren Feuers gewisse Auskunft geben? Da glaubte man in dem brennenden Hause einen Schrei zu hören. Unmittelbar wurde ein Fenster im zweiten Stockwerk aufgerissen. Wunderbarer Weise hatte das Feuer gerade dieses Stockwerk übersprungen. Aber wer sich da drinnen befand, war dennoch unrettbar verloren. Unten und oben brannte das ganze Haus. Ein Ausweg war nicht da, und nach einer Viertelstunde, vielleicht noch früher, mußte auch jene Etage von den Flammen ergriffen und verzehrt werden, und das ganze Haus zu einem einzigen brennenden Schutthaufen zusammenstürzen, mit ihm, was darin war. Und es war Jemand darin. Eine Dame erschien in dem Fenster.

„Ordinaire Romantik!“ werden meine Leser sagen. „Die Dame war doch jung?“ „Sie war sehr jung noch.“ „Und schön?“ „Gewiß, sehr schön!“ „Richtig, gewöhnliche Romangeschichte!“

Sie rief um Hülfe, laut, entsetzlich, in der Angst des Todes. Sie sprang in die Fensterbrüstung; sie wollte sich hinunter stürzen. Sie wagte, sie konnte es nicht. Sie rang verzweiflungsvoll die Hände. Es war ein furchtbarer Anblick. Ihr Geschrei um Hülfe wollte das Herz zerreißen. Und rund um sie her Dampf, Rauch, Flammen, Gluth, das Getöse der einstürzenden Mauern, das Gekrach der niederfallenden Balken, das Rasseln der Feuerspritzen, das Zischen der Wasserströme, das Rufen der Löschenden. Aber unter den Tausenden von Zuschauern herrschte eine Todtenstille. Jedes Auge war nur nach der Unglücklichen hingewandt. Jedes Ohr horchte nur ihren Angstrufen. Es dauerte nur eine Minute, nur den ersten Augenblick der fürchterlichen Ueberraschung, der lähmenden Angst.

„Hundert Pfund!“ rief ein langer Engländer.

„Auch der stereotype Engländer mit seinen hundert Pfund war da!" werden meine Leser wieder rufen. „Er wollte wohl wetten, ob die Dame doch noch herunterspringen werde oder nicht?" Er bot sie für die Rettung der Dame, er bot zweihundert Pfund. Da wurde es hinter ihm laut. Er erhielt einen Stoß in die Seite und Jemand rief:

„Herr, haben die Engländer nur Geld und keinen Muth und keine eigenen Arme und Beine? Wagen Sie sich selbst hinauf und fahren Sie da oben zum Teufel, aber hier unten scheren Sie sich znm Teufel mit Ihren zweihundert Pfund!"

Als der Engländer sich umsah, stand ein unheimlich aussehender Mensch hinter ihm, der in solcher Weise Deutsch mit ihm gesprochen hatte. Er verschwand vor Schreck in der Menge.

Wer war der Unheimliche? Niemand wußte es, aber die ganze Badewelt kannte ihn: Er hatte ein kaltes, bleiches Gesicht, einen stechenden, forschenden Blick, Niemand hatte ihn lächeln gesehen. Wo er auch immer war, da mußte er ein Unglück, ein Verbrechen verkünden, und wo er auch herkam, da hatte sich ir end eine Unthat, ein Unglücksfall zugetragen.

Hinten an dem brennenden Hause wurde es lebendig. Ein junger Mann hatte sich von der Mitte des Platzes aus durch die Leute gedrängt. In der Nähe des Hauses maß er es noch einmal mit einem raschen Blick, als wenn er eine Stelle suchte, an der er hineindringen könnte. Allein unten stand Alles in vollen Flammen. Keine Thür, kein Fenster, keine andere Oeffnung war da, welche die Möglichkeit eines Einlasses dargeboten hätte. In dem zweiten Stock, dem, in welchem die Unglückliche sich befand und um Hülfe rief, waren die Fenster noch immer von dem Feuer nicht ergriffen. Aber die längste Leiter reichte nicht bis dahin, und wenn auch, konnte man sie mitten in die Flammen der unteren Theile stellen? Unmittelbar war in das brennende Haus nicht zu gelangen.

Der junge Mann hatte mit seinem raschen Blicke schnell weiter beobachtet. Er eilte an eins der beiden nächsten Nachbarhäuser. Sie waren beide von dem Feuer noch verschont; der ungeheuersten Anstrengung der Spritzen war es noch geglückt. Ferner konnte es nicht gelingen. Arbeitsleute waren daher beschäftigt, sie, wenigstens die Theile nach dem brennenden Hause

hin, niederzureißen. Zu den Arbeitsleuten an einem der Häuser stürzte der junge Mann. Zwei von ihnen, die mit Aexten versehen waren, riß er mit sich fort. Eine Brechstange, die herrenlos da lag, ergriff er selbst.

„Oben ist dringendere und bessere Arbeit, und — zwar nicht hundert Pfund, aber hundert Thaler Euch, wenn sie glückt."

Die Leute folgten ihm. Er stürzte vor und mit ihnen in das Haus hinein, das niedergerissen werden sollte, an dessen Niederreißen sie mitgearbeitet hatten. Alle drei verschwanden in dem Hause.

„Wer ist der junge Mann? Was mag er wollen?" das waren Fragen, die man von Mund zu Mund auf dem Platze hörte.

Man kannte ihn. Er war seit etwa vierzehn Tagen hier. Urner war sein Name. Er sollte ein reicher Kaufmannssohn aus Hamburg oder Bremen sein. Er hatte die Aufmerksamkeit der Badewelt besonders dadurch erregt, daß er einer nicht mehr ganz jungen, kränklichen Dame angelegentlich den Hof machte. Die Dame sollte zudem eine Ladenmamsell sein. Manchem gefiel er nicht. Niemand konnte aber sagen, was ihm an ihm mißfiel. Man mochte ihm daher auch Unrecht thun.

Auffallend war indeß der Unheimliche, als der ihn ebenfalls sah. Er stutzte, dann erkannte er ihn, dann durchzuckte sein Gesicht ein Zug plötzlichen, heftigen, finsteren Zornes. „Du hier, Elender?" glaubte man ihn rufen zu hören.

Was der junge Mann mit den beiden Arbeitern wollte, war unschwer zu errathen. In das brennende Haus konnte er unmittelbar nicht gelangen. Aber das brennende Haus und das Nachbarhaus hatten eine gemeinschaftliche Brandmauer. Diese wollte er einschlagen lassen, durch sie wollte er in jenes eindringen, zu der Unglücklichen gelangen, sie retten. Aber ob er seinen Zweck erreichen werde, erreichen könne? Brandmauern sind stark; auch Aexte und Brechstangen können stundenlang arbeiten, ehe sie eine Lücke nur zum Durchkriechen hineinschlagen. In einer halben Stunde konnten die Arbeiter das Haus unten eingerissen haben, und es fiel Alles in einander. In höchstens einer Viertelstunde mußte das brennende Haus in allen seinen Theilen von den Flammen ergriffen sein, und wenn es dann auch noch gelang

hindurchzudringen, ein Menschenleben war nicht mehr zu retten, nur eine Leiche konnte noch der vollen Verzehrung durch die Gluth entrissen werden. Eine besondere Schwierigkeit war endlich noch dadurch gegeben, daß das Fenster, also auch das Gemach, in welchem man die Unglückliche sah, sich nicht unmittelbar an dem Nachbarhause befand, sondern von diesem durch ein anderes Gemach getrennt war, vielleicht gar ohne eine Verbindungsthür. Noch eine zweite Mauer war dann zu durchbrechen. Neuer Zeitverlust, wenn auch das Seitengemach nicht schon von Feuer und Rauch erfüllt war und einen Durchgang zuließ.

Auf dem Platze war es wieder still geworden. „Wird es ihm gelingen?“ hörte man noch Stimmen ängstlich fragen. Dann vernahm man keine Stimme mehr.

Auch die Dame rief nicht mehr. Man sah sie noch. Ihr Haupt lag auf dem Kreuze des Fensters niedergebeugt, nur die Augen waren gen Himmel gerichtet. Sie rief die Hülfe der Menschen nicht mehr an; sie hatte sie genug vergeblich angerufen. Sie erflehte die Hülfe des Himmels.

Es war eine grausige Stille, die herrschte. Unter den tausend Zuschauern kein Laut, keine Bewegung. Die Arbeiter hatten, wie in augenblicklicher Ueberraschung, ihre Arbeiten eingestellt. Selbst die Spritzen ruheten einen Augenblick. Nur das Feuer prasselte, Balken krachten. Und oben in dem Fenster die Betende, und unmittelbar über ihr das prasselnde Feuer. Das Alles konnte Einem wohl das Herz zuschnüren.

„Wird es ihm gelingen, sie zu retten?“ Das war die einzige Frage, die in aller Herzen bebte.

Man hörte Schläge in dem Nachbarhause. Sie fielen oben, in einer Höhe mit dem Fenster, in dem die Unglückliche lag. In manches Herz strömte Hoffnung.

Aber das Feuer in dem brennenden Hause hatte weiter gegriffen, auch in jenem zweiten Stock fing es an zu brennen, dicht neben der Dame. Zum Glück auf der entgegengesetzten Seite von der, auf welcher die Versuche zu ihrer Rettung gemacht wurden.

Die Arbeiter mußten ihr Zerstörungswerk wieder aufnehmen. Die Spritzen mußten sich wieder in Bewegung setzen. Man vernahm kein anderes Geräusch mehr, auch nicht mehr das Schlagen

der Aerzte. Das Feuer drang wie mit rasender Hast näher zu der Unglücklichen. Schon durch das Fenster neben dem ihrigen sah man den hellen Schein der eindringenden Flamme. Noch wenige Minuten und Alles war vorbei. Und die Minuten flossen dahin, langsam, bleiern, und doch schnell, unaufhaltsam reißend.

Wo waren die Retter? Man sah und hörte sie nicht. Die tödtende Flamme sah man desto deutlicher, heller. Sie erfüllte das Zimmer neben der Unglücklichen. Auf einmal ein furchtbarer Schrei. Die Dame stürzte von dem Fenster zurück. Das Feuer war in das Gemach gedrungen. Man sah sie wieder zu dem Fenster hinstürzen, wie eine Wahnsinnige. Sie konnte es nicht mehr erreichen. Sie war verschwunden, sie mußte niedergesunken sein in dem brennenden Gemache. Und ihr Retter?

Es blieb still da oben. Kein Hülferuf, kein Angstschrei mehr, aber auch kein anderer Laut, und auch keine Bewegung, keine Gestalt eines Menschen. Man sah nur die Flammen, man hörte nur ihr Prasseln. Eine Minute später sah und hörte man mehr. Ein donnerähnliches Krachen erfüllte die Luft. Das Feuer hatte sämmtliche Theile des Hauses ergriffen und verzehrt. Das Haus stürzte zusammen.

„Sie sind Alle todt und begraben" riefen tausend todtbleiche Lippen auf dem Platze

Sie waren es nicht, kein Einziger war es.

Aus dem Nachbarhause kamen sie Alle hervor, unversehrt, auch die Dame. Sie war gerettet.

Hunderte von Augen weinten Freudenthränen. Aber Eins war auffallend. Die Dame war entkräftet, erschöpft, einer Ohnmacht nahe. Sie mußte halb getragen werden. Doch nicht der junge Mann, ihr Retter, trug sie. Er hatte sie den beiden Arbeitern überlassen. Diese hielten die Halbtodte, aber Gerettete triumphirend, freudestrahlend in den Armen.

Er, der sie gerettet, ging finster, in sich gekehrt hinterher, und als er draußen war, warf er noch einen Blick auf sie, um sich zu überzeugen, ob sie außer aller Gefahr sei, dann war er plötzlich verschwunden. Man mochte sich nach ihm umsehen, wie man wollte, er war nicht mehr da. An der Stelle, wo er gestanden hatte, stand der Unheimliche. Der warf erst einen trauri-

gen Blick auf die Gerettete, dann blickte er finster in die Gegend, in welcher der junge Mann verschwunden war.

Wer die gerettete Dame war? Das hatte Niemand gewußt. Einige mochten es wohl wissen, aber sie sagten es nicht, sie hätten es wenigstens in den Augenblicken der entsetzlichen Gefahr nicht sagen können, und in dem erhabenen, heiligen Momente, da das Werk der Rettung vollbracht war, gewiß nicht.

Jede Badewelt theilt sich in Coterieen, die Damen mehr als die Herren. In jeder Coterie führen Damen die Herrschaft, — für das nichtsthuende Badeleben doppelt recht und billig. Die herrschenden Damen sind in den einzelnen Coterien nur wenig verschieden. Gewöhnlich sind es ältere Damen, die auch dort, wo sie zu Hause sind, eine gewisse Stellung einnahmen, und jetzt ein gewisses Embonpoint haben. In den höheren Kreisen sind es alte Generalinnen, verwittwete und nicht verwittwete Präsidentinnen, Gräfinnen von uraltem Adel und großem Reichthum. Ministerinnen sind heutigen Tages nicht mehr darunter. Denn die Minister heutigen Tages gelten entweder bei dem Volke etwas, dann will der Fürst nichts von ihnen wissen; oder sie gelten bei dem Fürsten, dann will das Volk nicht viel von ihnen wissen. In jenem Falle spielen sie überhaupt keine Rolle, in diesem müssen sie in Bädern manchmal gar den Schutz der Polizei nachsuchen. Nach der Herrschaft der Minister richtet sich die der Ministerinnen. Alle jene herrschenden Damen führen in der Badewelt ihr Regiment als Mütter oder Tanten, mehr dieses als jenes.

An jenem Vormittage nach dem Feuer saßen mehrere alte Damen an der Promenade beisammen, in einem hübschen, offenen Gärtchen, unter einem schattigen Laubdache. Andere freundliche Lauben lagen hinter ihnen. Blumenbeete umgaben sie, beinahe so bunt, wie die Blumenbeete, die sie auf und unter ihren reichen Spitzenhüten trugen. Sie sahen gewiß recht malerisch aus. Sie sprachen ebenfalls von dem Feuer.

„Und der edle Retter war unser lieber Urner?"

„Ein charmanter, reizender Mensch!"

„Und welcher Muth, welche Aufopferung!“

„Man sah ihm immer das noble Wesen an.“

„Die gute Marianne! Wie glücklich wird das liebe Kind heute sein. Sie liebt ihn so sehr.“

„Glauben Sie wirklich?“

„O, es ist kein Zweifel. Sie konnte es ihm nur nicht so offen zeigen, weil man doch immer nicht wissen konnte — Er soll zwar aus Hamburg sein, und in Hamburg giebt es Urners, und ein Paar davon sind gute Häuser. Aber gewiß weiß man das doch nicht, und in einem Badeorte kann man über so etwas nicht immer sichere Auskunft erhalten.“

„Nun, nach der heutigen Nacht kann man gegen diesen braven jungen Mann wohl keinen Zweifel mehr haben.“

„Und auch Vermögen muß er haben. Er hat den Arbeitern gleich heute Morgen die hundert Thaler geschickt.“

„Wie freue ich mich für die gute Marianne!“

„Aber meine Damen, wer war denn die Gerettete?“

„Wie, das wissen Sie nicht?“

„Niemand soll sie gekannt haben.“

„O, gar Mancher mag sie gekannt haben und sehr gut, sehr genau; aber Keiner durfte es sagen.“

„Das wäre ja sonderbar.“

„Wir kennen sie übrigens Alle, und wir dürfen es auch sagen, das wir sie kennen.“

„Wir Alle?“

„Auch Sie kennen sie. Sie sehen sie täglich. Sie kommt sonst jeden Mittag hier vorbei, in stolzer, schwerer Seide, das weiße Amazonenhütchen mit den schwarzen Federn auf den braunen Locken; eine große, schöne, üppige Gestalt —“

„Ah, die!“

„Ja, die!“

„Sie empfängt Herrenbesuche.“

„Sie kostet unsern jungen Herrn hier schweres Geld.“

„Daß die Polizei die Person noch duldet!“

„Ah, meine Damen, das ist ja ein wahres Unglück für unsern armen Urner, daß er einem solchen Geschöpfe das Leben gerettet hat.“

„Ich wüßte doch nicht, wie das seiner edlen, muthigen That irgend etwas nehmen könnte.“

„Aber wird die Welt nicht glauben, daß auch er sie gekannt habe?“

„Mag sie glauben!“

„Und nicht auch die arme Marianne? Ach, wie unglücklich müßte sie sein!“

„Marianne kennt ihn besser. Und dann, meine Damen, lassen Sie uns nicht vergessen, wie edel Urner sich gleich nach der That benommen hat. Er hat die Unglückliche aus dem Feuer gerettet; er am meisten hat gearbeitet, um die doppelten Mauern zu durchbrechen. Er allein hat es gewagt, in das schon brennende, von Feuer und Rauch und Dampf erfüllte Gemach zu dringen. Er hat die Bewußtlose, von dem Feuer schon Ergriffene, vom Boden aufgerafft, in seinen Armen fortgetragen, dann aber, als sie gerettet, als sie keine Unglückliche mehr war, hat er die Unreine den Arbeitern übergeben, und stolz, um nicht einmal ihren Dank empfangen zu müssen, ist er sofort verschwunden. Gewiß, das war edel von ihm.“

Hiermit schienen die alten Damen sämmtlich einverstanden zu sein. Aber nicht so Jemand anders.

Eine junge Dame hatte sich unbemerkt zu ihnen gesellt. Es war eine feine, nicht große Gestalt. Ihr Gesicht war nicht schön, es fehlten ihm regelmäßige Züge, es fehlte ihm alle Farbe. Aber über den unregelmäßigen, bleichen Zügen lag eine ungewöhnliche Anmuth ausgebreitet. Es war die stille, milde, mehr rührende als ergreifende Anmuth eines frommen, unendlich guten Herzens, das viel gelitten, aber immer seine klare Milde, seine vertrauungsvolle Güte und Frömmigkeit behalten hat. Sie war nicht mehr ganz jung, die Dame; sie konnte sieben- bis achtundzwanzig Jahre zählen. Sie war sehr einfach, aber nicht ärmlich gekleidet. Sie hatte die Mittheilung der erzählenden alten Dame angehört. Eine leise Röthe war in das blasse Gesicht gestiegen. Sie hörte auch die letzten Worte, die den Edelmuth des Dank verschmähenden Retters priesen. Die Röthe entschwand aus ihrem Gesichte.

Die alten Damen sahen sie.

„Ah, Fräulein Marianne! Theure Freundin! Haben Sie schon gehört?“

„Sie meinen das Feuer?“ fragte die junge Dame.

„Und die edle, große That des charmanten Urner!“

„Und, theure Marianne, Sie wissen doch, wen er gerettet?“

„Ich weiß es.“

„Aber es braucht Sie nicht zu afficiren. Haben Sie gehört, in welcher wahrhaft noblen Weise er den Dank der Person verschmäht hat?“

„Ich habe davon gehört, auch hier so eben noch. Aber — ich pflege offen auszusprechen, was ich auf dem Herzen habe, und ich weiß, Sie, meine Damen, nehmen mir das nicht übel — edel habe ich diese Handlungsweise des Herrn Urner nicht finden können. Ich glaube, sie war nicht einmal nobel. Sie hat mir recht leid für ihn gethan, doppelt nach jener wahrhaft edlen That.“

„Aber mein Gott, liebe, einzige Marianne, ein solches Geschöpf —“

„Ein solches Geschöpf ist auch ein Geschöpf Gottes.“

„Aber ein sündhaftes, schlechtes, verworfenes.“

„Verworfen ist vor Gott kein Mensch, aber wohl ist im Himmel mehr Freude über einen Sünder, der sich bessert und Buße thut, denn über neunundneunzig Gerechte.“

„Du gerechter Gott!“ schlugen die alten Damen die Hände über den Köpfen zusammen.

Die stille, sanfte Marianne war bisher in Allem gegen sie so nachgiebig gewesen; sie hatte nie eine andere Meinung, nie ein Widerwort gehabt. Und heute auf einmal wollte sie sich emancipiren? Die Damen sahen sich unter einander an.

Die arme Marianne Bohle war sehr krank und ganz allein in das Bad gekommen. Sie hatte keinen Menschen dort gekannt. Wo sie war, wohin sie ging, sie war allein. So sahen die alten Damen die kranke Vereinsamte. Sie sahen auch das frühere Leiden in dem interessanten Gesichte; sie sahen, mit welcher stillen Ergebung sie Alles trug, Krankheit, Schmerz, Einsamkeit. Mitleidig waren sie, die Damen. Sie naheten sich ihr; sie nahmen sich ihrer an, erst freundschaftlich, dann mütterlich. Und Marianne war so dankbar und bescheiden und so gehorsam, mehr als verzogene Enkel, wie eine liebe, gehorsame Tochter. Und heute auf einmal eine andere Meinung, ein Widerspruch! Was war da

passirt? Sie sahen sich halb verwundert und halb entrüstet an. Ein Paar schienen es zu errathen.

„Ah, ah, bisher hat sie den jungen Mann noch nicht geliebt, wie sehr er ihr auch den Hof gemacht hat. Seine edle That von heute Nacht hat ihr Herz aufgeregt. Die Leidenschaft fängt an, in ihr zu brennen. Ein solches beginnendes Feuer macht Unruhe; die Unruhe bringt mit sich selbst in Zwiespalt, und das wieder mit andern Leuten. Die Jüngste ist sie auch nicht mehr. Verstand hat sie ebenfalls. Da überlegt man denn, man möchte gegen die Leidenschaft ankämpfen, es gibt doch allerlei Bedenken. Man kann es nicht. Da wird man denn doppelt empfindlich. — Man muß es ihr schon zu Gute halten."

Sie hielten sie dennoch nicht zurück, als Marianne, da sie sich sehr angegriffen fühle und der Ruhe und Einsamkeit bedürfe, sich in den Hintergrund des Gartens und dort in eine stille, von der Promenade völlig abgelegene Laube zurückzog. Sie bekamen ja auch bald Ersatz durch einen andern Gegenstand ihrer mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit.

Max Urner nahete sich ihnen, der Retter der verflossenen Nacht, der Held des heutigen Tages.

Es war ein schöner junger Mann von gewandter und stolzer Haltung, mit einem Gesichte voll Muth und Geist. Manchem gefiel er nicht, sagten wir schon oben. Aber Niemand konnte sagen, was ihm an ihm mißfiel. War es vielleicht, daß die stolze Haltung und der entschlossene Blick des jungen Mannes bei schärfer Beobachtung zu den Leuten zu sagen schienen: wir wollen Euch imponiren, Ihr sollt fascinirt werden —? Hatte vielleicht ein noch schärferer Beobachter die geistvollen Züge plötzlich, wenn der junge Mann sich nicht beobachtet glaubte, sich in einen scharfen, lauernden Zug der Verschlagenheit umwandeln sehen? Nur wenige Menschen sind freilich scharfe Beobachter, und weit mehr Andere haben nur ein dunkles Gefühl von dem, was sie sehen könnten, und da gefällt ihnen der Mensch nicht, aber sie können nicht sagen, was ihnen an ihm mißfällt.

Max Urner war heute der Gegenstand der Hochachtung und selbst der Verehrung Aller, die ihn sahen. Er nahm es mit einer bescheidenen, klaren Ruhe hin. Er eilte zu den alten Damen. Wie doppelt stolz, wie doppelt zärtlich waren diese! Aber auch

er war heute nicht dankbar dafür. Er war zerstreut, unruhig, sein Auge suchte etwas. Hinten in einer Laube des Gartens glaubte er es gefunden zu haben. Sein Auge wich nicht mehr von der Laube.

Die Damen sahen es, und — kennen alte Damen ein edleres Geschäft, als zwei Herzen mit einander zu verbinden, die sie lieben? Und auch Marianne liebten sie noch immer, trotz heute.

„Ja, theurer Urner, die gute Marianne ist in jener Laube."

„Und ohne Absicht hat sie sich gewiß nicht in diese stille, dunkle, verschwiegene Laube hineingezogen, in die kein unbefugtes Auge hineindringen kann."

„Gerade heute, und nachdem wir von der vergangenen Nacht gesprochen hatten."

„Und von Ihnen, bester Urner."

„Sie müssen zu ihr," sagte zuletzt eine Ungeduldige geradezu. „Und kommen Sie nicht allein zurück."

Es war freilich sehr geradezu. Der junge Mann erröthete, und er — ging.

„Die liebe Unschuld!" sagten die alten Damen hinter ihm her. „Haben Sie gesehen, wie er roth wurde?"

„Ja, er zeichnet sich sehr vortheilhaft vor den jungen Männern der heutigen Welt aus."

Max Urner trat in die Laube ein. Sie war wirklich dunkel, abgelegen und verschwiegen genug. Nicht nur kein Auge, auch kein Ohr konnte unberufen in sie eindringen.

Marianne mußte den jungen Mann vorher gesehen haben. Ihr Gesicht wurde dennoch von einer dunklen Röthe übergossen, als er eintrat; dann war es weiß wie frischer Schnee, ihr Körper zitterte. Er erschrak, als er sie so sah.

„Sie sind unwohl, Marianne?"

„Nein, nein."

„Ich hole Hülfe."

„Es ist schon vorüber."

Sie hatte sich zusammengenommen; sie hatte sich wieder erholt.

„Sie waren also wirklich unwohl — ich weiß nicht — —"

„Es war mir so sonderbar — ich weiß nicht — —"

„Marianne!"

Er sah sie mit einem Blick der vollsten, feurigsten Zärtlichkeit an. Einen Augenblick zitterte noch eine zweifelnde Zaghaftigkeit in seinen Augen; dann glüheten sie von Muth. Dem zärtlichen Blick hatte sie nicht ausweichen können; dem zaghaften hatte sie begegnen müssen; vor dem muthigen schlug sie die Augen nieder. Er mußte heute noch mehr wagen.

„Marianne, ich bin heute so glücklich. Der Glückliche geht rasch, in Sprüngen; auch ich muß es heute. Sie wissen, daß ich Sie liebe, Sie müssen es längst wissen, wenn ich es auch bisher Ihnen nicht sagen durfte. Heute, jetzt, in dieser ernsten Minute unseres Beisammenseins muß ich es Ihnen sagen. Ich kann es nicht länger auf dem Herzen behalten. Heute muß ich auch Alles wagen, auch die Frage meines Herzens an Ihr Herz. Können Sie mich wieder lieben?“ Er hatte ihre Hände gefaßt, er lag vor ihr auf den Knieen, er sah treu und liebend zu ihren Augen empor.

Sie hatte Zeit gehabt, sich völlig zu fassen, und das einfache, zwar liebende, aber dennoch verständige Mädchen hatte sich mit völliger Klarheit gefaßt.

„Stehen Sie zuerst auf, Max.“ Er erhob sich. „Setzen Sie sich ruhig zu mir.“ Er that auch das. Auch sein Wesen war zwar rasch und muthig, aber dennoch nicht minder einfach, klar und natürlich.

Die Beiden saßen neben einander, wie zwei junge Leute, die sich wahr und herzlich lieben, und mit Wahrheit und Herzlichkeit über ihre Lage und ihr Leben, also zunächst über ihre Vergangenheit und Zukunft sich gegenseitig ihr Herz öffnen wollen.

„Ich weiß es, Max, daß Sie mich lieben!“

„Und Sie, Marianne?“

„Es macht mich glücklich.“

„Wie froh mich diese Worte machen!“

„Aber wenn wir recht glücklich werden und glücklich bleiben wollen, so müssen wir uns über Manches vorher verständigen.“

„Reden Sie, Marianne, ich werde mein Herz und mein Leben offen vor Ihnen darlegen.“

„Das werde auch ich. Lassen Sie uns zuerst von Ihnen sprechen. Der Grund wird Ihnen klar werden. Sie sind ein Kaufmannssohn aus Hamburg?“

„Ja.“

„Sie gehören dort einer sehr geachteten Familie, einem angesehenen Hause an?“

„Auch das ist so.“

„Sie sind unabhängig?“

„Völlig.“

„Können sich also auch frei eine Gattin wählen?“

„Ich bin durch nichts darin gebunden.“

„Aber Ihre Familie ist aristokratisch?“

„Marianne?“

„Und reich?“

„Um so weniger Rücksichten habe ich bei meiner Wahl zu nehmen.“

„Jetzt lassen Sie mich von mir sprechen.“

„Bedarf es dessen wirklich noch? Kenne ich Sie nicht?“

„Nein, Max. Ich bin das Kind armer Handwerksleute. Meine Eltern ließen mir dennoch eine bessere Erziehung geben, als Kinder in dem Stande sie zu erhalten pflegen. In meinem fünfzehnten Jahre wurde ich Waise und mußte durch Dienen bei fremden Leuten mein Brod suchen. Ich wurde Ladenmädchen und kam zu braven Leuten. Der Mann war kränklich und starb nach wenigen Jahren. Ich führte das Geschäft allein und hatte dabei das Glück, mir die Liebe der Wittwe zu erwerben. Sie war eine brave Frau. Auch sie ist vor einem halben Jahre gestorben und hat keine Kinder und keine Verwandten hinterlassen, aber ein für ihre Verhältnisse bedeutendes Vermögen. Sie hat mich zu ihrer alleinigen Erbin eingesetzt, und so kann ich unabhängig leben, aber wie stets bisher, so auch ferner nur in untergeordneten, kleinen, stillen Verhältnissen. Auch schon meine Kränklichkeit würde mich dazu bestimmen. Mein Körper war immer zart, und von früher Kindheit war ich zu harter, rastloser Arbeit verurtheilt; das hat vor der Zeit meine Kräfte verzehrt. Und nun, Max, lassen Sie mich zu Ihnen zurückkehren. Sie gehören einem reichen, aristokratischen Kaufmannshause an. Sie sind in den ersten Kreisen der großen Handelsstadt aufgewachsen und haben immer nur in der großen Welt sich bewegt. Vermöge Ihres ganzen Wesens, Ihres Geistes, Ihrer Bildung, Ihrer Lebhaftigkeit, Ihrer äußeren Per-

sönlichkeit, Ihrer Gewohnheit, kann auch ferner Ihr Platz nur in der großen vornehmen Welt sein. Dahin gehöre ich aber nicht."

Das brave Mädchen hatte mit ihrer vollen Ruhe, Klarheit und Wahrheit aus ihrem Innern herausgesprochen. Es war kein Atom von falscher Bescheidenheit, von Heuchelei in ihren Worten. Darum war ihr auch weh genug ums Herz geworden, als sie den Schluß aussprach, auf den doch jedes ihrer Worte hingewiesen hatte. Ihre Sprache zitterte, sie durfte den jungen Mann nicht ansehen.

Aber die Liebe, die in dem Allen lag, konnte Max Urner nicht entgehen. Und welcher Frauenliebe wäre auf die Dauer Widerstand möglich?

Nach einer Viertelstunde war auch der der armen Marianne Bohle gebrochen. Sie lag mit Thränen, aber mit den glücklichsten Freudenthränen in den Armen des jungen Mannes.

„Wenn Ihnen ein einfaches, reines und treues Herz genügen kann, dann bin ich die Ihrige."

„Es ist mir Alles, Marianne!"

Sie waren Verlobte.

Sie hatte Recht. Sie war ein einfaches, reines, treues Herz, auch ein edles.

„Jetzt meine erste Bitte an Dich, Max."

„Sie wird erfüllt, ich schwöre es Dir."

„Du hast heute Nacht eine große, muthige That ausgeführt."

„Auch Du, Marianne, nennst so, was Tausende an meiner Stelle hätten thun können und sollen?"

„Verkleinere Du nicht Deine That; wollte ich es doch!"

„Du?" mußte doch der junge Mann verwundert ausrufen.

„Ich. Die Unglückliche, die Du gerettet hast, wollte Dir danken —"

Max Urner mußte auf einmal einen heftigen Stich in das Herz bekommen haben. Es zog plötzlich etwas, wie ein wilder, schwarzer Riß durch sein Gesicht. Seine Verlobte hatte es nicht bemerkt. Sie fuhr fort:

„Sie hat Dir auch heute danken wollen, so hat man mir erzählt. Sie hat Dich aufgesucht, in Begleitung einer ehrbaren Matrone. Du hast sie zurückgewiesen; Du hast von ihr keinen Dank gewollt. Ist es so, Max?"

Jener wilde, dunkle Blick war schon längst aus dem Gesichte

des jungen Mannes verschwunden, schon nach einer Sekunde. Eine finstere Wolke bedeckte seine Stirn.

„Marianne, kennst Du jene Unglückliche?"

„Ich habe Alles von ihr gehört."

„Und von der Verworfenen soll ich mir die Hand drücken, von entweihten Lippen soll ich mir sagen lassen, ich hätte eine große That verrichtet, ich sei ein edler Mensch? Das sollte ich gar jetzt noch von ihr anhören können, nachdem ich es in der glücklichsten Stunde meines Lebens von Dir gehört habe? Ich müßte erröthen vor mir selbst; ich müßte mich meiner That schämen!"

„Du mußt es dennoch anhören, Max, und Deine That wird dadurch größer, sie wird erst eigentlich zu einer großen That werden und, anstatt daß Du vor Dir und ihr erröthen müßtest, Dich doppelt glücklich machen, Dich mit dem edelsten Stolze erfüllen. Ja, Max, Du hast eine Verworfene gerettet. Aber schon Deine Rettung hat sie erhoben, wie bestände sie sonst mit jener Zähigkeit darauf, Dir ihren Dank zu sagen? Der Himmel hat in der heutigen Nacht auch zu ihrem Herzen gesprochen. Es will aus seiner Sünde sich emporringen. Und Du wolltest durch die Verachtung, die Du ihr zeigst, sie wieder hineinwerfen? Das würdest Du, Max. Du bist der einzige edle Mensch, den sie hier kennt, und Dir soll ihre Berührung, das Wort, das erste gute Wort ihres Herzens eine Beschmutzung, eine Schande, eine Schmach sein? Muß sie da nicht in ihr lasterhaftes Leben zurückfallen?"

Der junge Mann war schon überzeugt. „Du bist das edelste Herz, Marianne. Ich gehe zu ihr."

„Und ich begleite Dich, Max."

Der junge Mann stutzte. „Du? Zu ihr?"

„Sie muß, sie will, sie wird eine Andere werden. Laß mich Theil haben an dem guten Werke."

„Wir gehen zusammen zu ihr, Marianne."

„Noch heute?"

„Heute Abend."

Die glücklichen Verlobten verließen die verschwiegene Laube und empfingen die lauten Glückwünsche der ungeduldig harrenden alten Damen. Zum Abend holte Max Urner seine Braut ab, um an ihrer Seite den Dank der Geretteten zu empfangen.

Die Dame war nach ihrer Rettung Allen im Bade bekannt

geworden, wenigstens auf Aller Zungen. Sie hatte desto mehr sich zurückgezogen, in eine entlegene Gasse, in die kleine, unscheinbare Wohnung einer armen, ehrbaren und braven Wittwe. Dahin führte Urner seine Verlobte.

Es war eine große, schöne Dame, zu der sie in ein enges, bescheidenes Stübchen traten. Und bescheiden, wie die Wohnung, war die schwarze Trauerkleidung der sonst so rauschend eleganten Dame, und ihr befehlender, siegender Stolz, wenn sie auf der Promenade oder an dem Spieltische stand, hatte einem stillen, trauernden, fast demüthigen Wesen Platz gemacht.

Marianne reichte ihr die Hand. „Sie wollten meinem Verlobten danken," sagte sie freundlich.

Die Dame hatte gezögert, die Hand zu nehmen, als wenn sie die reine Hand zu beschmutzen fürchte. Dann nahm sie dieselbe und wollte sie an ihre Lippen führen. Es schien doch in dem Allen etwas Gemachtes zu liegen. Aber auf einmal ergriff ein anderer Geist sie. Sie warf einen dunklen, glühenden, fast wilden Blick auf den jungen Mann, der neben seiner Verlobten stand. Dann drückte sie heftig, leidenschaftlich die ihr dargebotene Hand. „O, mein Fräulein," rief sie, wie sind Sie gut!" Dann wandte sie sich an den jungen Mann. „Mein Herr —" Sie hatte sich erhoben, ihre ganze Gestalt, stolz, mit Würde. So war auch der Ton ihrer Stimme.

Aber ein Blick aus seinem Auge traf sie, ein einziger Blick. In demselben Momente brach sie wie vernichtet zusammen.

„O, mein Herr," stammelte sie demüthig, unterwürfig, „haben Sie doppelten Dank. In der vergangenen Nacht haben Sie mir, der dem Tode schon Verfallenen, das Leben wiedergegeben. In diesem Augenblicke geben Sie mir mehr wieder, die Kraft zu dem, wodurch allein das Leben wieder Werth für mich gewinnen kann." Sie hatte die Worte nur mühsam hervorbringen können. Sie zitterte so heftig, daß sie sich auf einen Stuhl niederlassen mußte.

Die arglose Marianne hatte nur ihren Versuch, sich zu erheben und dann das Zusammenbrechen der Dame gesehen. Sie fand in ihrer frommen Güte genügenden Grund dafür. „Arme!" sagte sie, „Aber mit diesem edlen Vorsatze wird Ihr Leben wieder reich werden an Tugend und an dem Glücke, das die Tugend

gibt. Ich darf wieder zu Ihnen kommen. Sie sind heute zu sehr angegriffen."

„Und auch Du bist es, Marianne," sagte mit einem besorgten Blick auf sie ihr Verlobter.

Sie nahmen Abschied von der Dame. Marianne sah es wohl nicht, wie der junge Mann leichter aufathmete, als sie aus dem kleinen Hause in die enge Gasse traten. Sie sah aber auch gleich darauf etwas Anderes nicht. Ein langer, hagerer, sehr ernst aussehender Mann kam in der Gasse hinter dem Paare her. Als er sie erreichte, ging er rascher. Er schritt an ihnen vorbei. In dem Momente warf er einen Blick seiner ernsten Augen auf Max Urner. Zwar nur einen einzigen, doch der junge Mann war plötzlich wie von einem zerschmetternden Blitzstrahle getroffen.

Es war der Unheimliche, der an ihm vorbeigeschritten war, der den zerschmetternden Blick auf ihn geworfen hatte. Der Unheimliche hatte nicht wieder zu fragen brauchen: „Du hier, Elender?" Sein Blick sagte: „Du bist verloren, Elender! Jetzt unrettbar!"

Und Max Urner hatte die Sprache dieses Bli[illegible]es verstanden, und wenn er den Unheimlichen hier zum ersten Male wiedersah, er hatte sich keinen Augenblick darauf zu besinnen brauchen, wann und wo er ihn vorher gesehen habe. Er mußte sich Gewalt anthun, sein innerliches Beben zu verbergen und an dem Arme der Verlobten weiter zu gehen.

Der Unheimliche verschwand in der engen Gasse.

Am andern Tage holte Urner seine Verlobte ab, um mit dieser den versprochenen wiederholten Besuch bei der Geretteten zu machen. Aber die Dame war nicht mehr da. Sie war am Morgen früh abgereist, wohin, konnte ihre Wirthin nicht sagen.

Die „schöne Bertha" war vor dem Feuer unter den jungen Herren der Badewelt bekannt gewesen. Nach dem Feuer hatte Jedermann wenigstens von ihr gesprochen. Zugleich hatte man dabei aber auch gesagt, sie sei eine Büßerin geworden. Daher wohl erregte ihr Verschwinden wenig oder gar nicht die Aufmerksamkeit. Nach drei Tagen sprach Niemand mehr von ihr.

Nach zwei Tagen waren auch Marianne Bohle und Max Urner aus dem Bade abgereist; Beide zugleich. Von der Abreise der Ersteren nahm die eigentliche Badewelt gar keine Notiz. Diese

Welt hatte das einfache, bescheidene Mädchen nicht gekannt. Urner wurde höchstens Einen Tag vermißt. Den einen Tag nämlich waren die vornehmen Damen neugierig, den schönen, muthigen jungen Mann zu sehen, der mit Aufopferung seines Lebens ein Menschenleben gerettet hatte, und sie fragten nach ihm. Als sie dabei aber zugleich hörten, daß er sich mit einer ältlichen und kränklichen Ladenmamsell verlobt habe, fragten sie natürlich nicht mehr nach ihm, und er war vergessen.

In dem Kreise der alten Damen erhielt sich jedoch das Andenken Beider länger.

Marianne hatte zwar nicht persönlich von ihnen Abschied genommen, auch Urner nicht, und darüber wollten die Damen im ersten Augenblicke zürnen. Aber Marianne hatte in ihrem und Urner's Namen schriftlich einen so zärtlichen und dankbaren Abschied von ihnen genommen, daß sie ihr nicht böse werden konnten und um ihretwillen auch ihrem Verlobten verziehen. Sie habe, schrieb sie, plötzlich Nachrichten aus der Heimath erhalten, die namentlich in Betreff ihrer Erbschaftsangelegenheit ihre schleunigste Rückkehr nöthig machten. Ihr Bräutigam begleite sie. Sie werde nach Erledigung jener Angelegenheit mit ihm nach Hamburg reisen, wo er sie in seine Familie einführen wolle. Hoffentlich werde sie dann einen kleinen Abstecher nach dem Bade machen, um ihren liebenswürdigen mütterlichen Freundinnen doch noch auch persönlich ihren Dank sagen zu können u. s. w.

Die alten Damen warteten in der That auf den Abstecher und die persönliche Danksagung. Aber die Saison war schon beinahe zu Ende, als die wenigen der würdigen Damen, die dageblieben waren, noch immer vergeblich darauf warteten.

Da erschien eines Tages in ihrer Mitte der Polizeidirector des Badeortes und an seiner Seite ein fremder Polizeibeamter. Derselbe war in einer wichtigen Angelegenheit eingetroffen, in welcher er namentlich an dem Badeorte Aufschlüsse zu erlangen hoffte. Er hatte sich an den Polizeidirector des Ortes gewandt und dieser hatte ihn zu den alten Damen geführt.

Von ihm erfuhren sie zunächst Folgendes: Marianne Bohle war vor ungefähr drei Wochen aus dem Bade in ihrem Heimathsorte angekommen, um den Betrag der unterdeß für sie versilberten Erbschaft ihrer verstorbenen Herrin und Wohlthäterin in

Empfang zu nehmen. Die Sache war rasch erledigt worden. Sie hatte schon nach wenigen Tagen wieder abreisen können. Den Betrag ihrer Erbschaft hatte sie in der Summe von einundzwanzigtausend Thalern mitgenommen, theils baar in Gold, theils in Banknoten.

Einige Koffer mit Sachen, die zwar keinen hohen Werth hatten, für sie aber theure Andenken waren, hatte sie zurücklassen müssen. Ihr Wirth hatte aber von ihr den Auftrag erhalten, sie ihr sofort nach Hamburg unter einer Adresse, die sie ihm gegeben, nachzuschicken. Er war dem Auftrage nachgekommen. Allein schon nach wenigen Tagen erhielt er von Hamburg eine Antwort, daß eine Dame, Marianne Bohle, weder unter der bezeichneten Adresse aufzufinden, noch auch der Polizei oder sonst irgend Jemandem in Hamburg bekannt sei, hier also auch gar nicht angekommen sein könne. Dem Manne war die Nachricht auffallend; er dachte an das viele Geld, das sie mitgenommen hatte. Er machte der Polizei seines Ortes Anzeige.

Die Polizei forschte weiter nach, anfangs ohne sonderlichen Verdacht, bald aber unter Häufung dringender Verdachtsgründe, daß ein Verbrechen verübt sei.

Marianne Bohle war in dem Orte, einer kleinen Stadt, allein mit der Post angekommen. Sie hatte sich nur drei Tage dort aufgehalten und mit Niemandem verkehrt, als mit ihrem Geschäftsführer und einigen alten Freundinnen. Sie war dann auch allein wieder abgereist, gleichfalls mit der Post, auf der Tour nach Hamburg. In dem Postwagen hatte sich mit ihr keine verdächtige Person befunden. Das war Alles unverfänglich.

Verdachterregend war zuerst Folgendes: Die Post schloß sich etwa zwölf Meilen von dem Städtchen an eine nach Hamburg führende Eisenbahn an. Marianne Bohle war bis an den Anschluß im Postwagen geblieben. Ein junger Mann hatte dort in einem Einspänner, den er selbst fuhr, auf sie gewartet. Sie war zu ihm eingestiegen und der Einspänner war davon gefahren. Niemand hatte ihn seitdem wieder gesehen, auch den jungen Mann nicht, der ihn führte, auch Marianne Bohle nicht. Das mußte Verdacht erwecken. Man forschte weiter nach; man fand weitere Spuren. In dem Städtchen wurde ermittelt, daß Marianne Bohle ihren Freundinnen mitgetheilt habe, sie sei mit einem reichen

Kaufmannssohne aus Hamburg, Namens Urner, verlobt. Er habe sie vom Bade her begleitet, aber nicht ganz bis zu dem Städtchen. Etwa fünf oder sechs Meilen vor diesem, wo ihr Weg sich von dem nach Hamburg getrennt, habe er sie verlassen, um direct seinen Weg nach Hamburg fortzusetzen; er habe dort Einleitungen zu ihrem Empfange treffen wollen. Es war jetzt nur Zweierlei anzunehmen. Entweder war der junge Mann, der sie auf jener Eisenbahnstation in dem Einspänner in Empfang genommen, ihr Bräutigam Urner; dann war es in hohem Grade auffallend, daß man in Hamburg von ihrer Ankunft nichts wußte, zumal da doch das Urner'sche Haus ein reiches, also bekanntes Handlungshaus sein sollte. Oder jener junge Mann war ein Anderer; dann war es fast noch mehr auffallend, daß der Bräutigam sich nach der verlorenen Braut nicht sollte erkundigt haben, daß er gar nichts von sich hören ließ.

Man forschte in Hamburg selbst weiter, und da ergab sich denn das Auffallendste, Verdächtigste. In Hamburg existirten mehrere Familien Urner. Aber in keiner kannte man den Namen Marianne Bohle, und in keiner war ein Sohn oder Anverwandter, der nur über achtzehn Jahre alt war, also der Bräutigam der Verlorenen hätte sein können. Ein Anderer mußte mithin den Namen und Familienstand Urner aus Hamburg — den Vornamen Max hatte Marianne Bohle nicht genannt — angenommen haben. Also ein Betrüger! Welch großes Feld weiterer, fruchtbarer Combinationen ergab sich da!

Zunächst wurde ein Polizeibeamter nach dem Badeorte geschickt, wo Marianne Bohle und der angebliche Max Urner sich kennen gelernt und verlobt hatten; er sollte Erkundigungen über die Persönlichkeit Urners und das Verhältniß Beider einziehen. Der Beamte wurde zu den alten Damen geführt.

Sie konnten allerdings die beste Auskunft geben, gleichwohl für Verstärkung der Spuren des verfolgten Verdachts nur geringe. Die guten Damen waren im höchsten Grade bestürzt über das räthselhafte Verschwinden ihres Lieblings Marianne. Aber gegen ihren noch größeren Liebling Max Urner konnten sie darum nicht den geringsten Verdacht aufkommen lassen. Beinahe nur um ihn waren sie so bestürzt, und war er kein reicher Kaufmannssohn aus Hamburg, so mußte er dafür ein desto reicherer und vor-

image
not
available

image
not
available

junger Herr von dem Adel des Landes hatte ihn dort getroffen. Sie hatten sich vor einem Jahre in London gesehen, beide als Touristen. Sie erkannten sich.

„Wie kommen Sie hierher, Herr von Benzing?"

„Zufällig. Wohin kommt ein Reisender nicht?"

„Sie reisen also noch immer?"

„Noch immer. Aber wie treffe ich Sie hier, Herr von Mangold?"

„Ich bin hier in meiner Heimath."

„Ah!"

„Und es lebt sich im Winter ganz angenehm hier."

„Ich glaube es," sagte der Herr von Benzing, der Fremde, der just nach einer vorbeifahrenden Equipage gesehen, in der eine sehr schöne Dame saß.

„Sie glauben es, und sind gewiß völlig unbekannt hier?" fragte der Andere.

„Wo man solche Schönheiten hat!"

„Ah, es war meine Cousine. Sie gehört kaum zu den Schönsten unserer Damenwelt."

„Teufel, Herr von Mangold, ich möchte hier bleiben."

„Thun Sie das, Herr von Benzing. Ich führe Sie in unsere Gesellschaft ein."

„Topp!"

Am andern Tage war der Baron Benzing, ein sehr reicher junger Mann aus einem alten und edlen Geschlechte Tirols, in die Gesellschaft der Residenz eingeführt. Er war ein schöner junger Mann; er hatte Geist, Witz; er hatte die halbe Welt gesehen; er war der angenehmste Gesellschafter. Er konnte unterhalten, tanzen, den Hof machen. Er konnte fechten, reiten, jagen, spielen.

Er war bald der Held der Gesellschaft. Den Damen machte er den Hof, den jungen wie den alten. Mit den Herren spielte er, allerdings wohl meist mit den jungen, denn alte Herren verlieren nicht gern im Spiele, und er hatte Glück im Spiele. Mit den Herren jagte er auch. Heute war er unter den vier jungen Herren, die in dem eleganten Jagdwagen aus der Residenz fuhren. Sie fuhren zu einer Jagd.

Ein anderer junger Herr aus der Gesellschaft der Residenz

gab diese Jagd in den Forsten seines Gutes, etwa fünf Meilen von der Residenz entfernt. Er hatte nur die vier Freunde dazu eingeladen, und war selbst schon seit mehreren Tagen zu seinem Gute vorausgereist, um Anstalten zu der Jagd und zu dem Empfange seiner Gäste zu treffen. Um neun Uhr Morgens sollte die Jagd beginnen. Es sollte eine kleine Treibjagd sein. Noch vor fünf Uhr früh waren die vier Herren ausgefahren. Sie hatten tüchtige Renner vor dem Wagen. Auf dem halben Wege stand ein Relai. So konnten sie bequem um acht Uhr auf dem Schlosse des Freundes sein. Ein Frühstück sollte sie dort erwärmen und erfrischen. Dann sollte die Jagd beginnen.

Es war in den kürzesten Tagen des Jahres. Sie fuhren beinahe zwei Stunden lang in voller Finsterniß der Nacht. Sie sahen weit und breit nur Schnee. Der Winter war bis dahin mild gewesen. Es hatte erst in der letzten Zeit angefangen zu frieren, erst seit wenigen Tagen; der Frost war nur ein sehr gelinder. Zu ihm hatte sich alsbald der Schnee gesellt; er war auf der Frostdecke als neue Decke liegen geblieben. Seit gestern war es erst klares Wetter. Als der Tag graute und man die Gegend einigermaßen unterscheiden konnte, befanden die Jäger sich schon in tiefem Forst. Die Relaistation hatten sie schon weit hinter sich. Sie blieben lange zwischen den Bäumen, die fast völlig einförmig und ohne Abwechselung zu beiden Seiten eines einförmigen Fahrweges standen.

Erst als es voller Tag geworden war, fing auch die Gegend an, anders zu werden. Das Land wurde hügelig, beinahe gebirgig, der Wald wich von der Straße zurück; dagegen zeigten sich oft wunderlich geformte und gruppirte Felsenpartien. Aber immer blieb es einsam; keine menschliche Wohnung an der Straße, zwischen den Felsen, unter den Bäumen. Zu einer anderen Jahreszeit, unter einer anderen Decke, als der eintönigen Leichenbedeckung des Schnees, mußte es hier schön und romantisch genug sein, wenn auch einsam und wildromantisch.

Die drei Herren, die in dem Lande zu Hause waren, mußten auch schon diese Gegend kennen, sie fiel ihnen nicht mehr auf. Desto aufmerksamer schien sie dann und wann der Baron Benzing zu betrachten. Freilich mit einer eigenthümlichen Aufmerksamkeit, plötzlich, wie unwillkürlich, wie in einer auf einmal in

ihm aufblitzenden Erinnerung, so, als wenn er sie gleichfalls schon kenne und sich gänzlich unerwartet in ihr wiederfinde, oder aber, als wenn er doch darüber zweifelhaft sei, ob er sie wirklich kenne. Seine Gefährten nahmen indessen keine Notiz davon.

Das Schloß des Freundes wurde erreicht. Der Wirth empfing sie; das Frühstück erwärmte und erfrischte sie. Die Anstalten zur Jagd waren getroffen. Auf dem Hofe vor dem Schlosse wimmelte es von Hunden, Jägern und Treibern. Von dem Hausherrn wurde noch ein Gast erwartet.

„Ein Original," sagte er. „Ihr werdet Euch zuerst an ihn gewöhnen müssen, dann wird er Euch gefallen."

„Die neue Bekanntschaft wird anfangs also eine langweilige sein?"

„Ich fürchte," erwiderte der Wirth, der Baron Steinhaus. „Er ist ein etwas ernster, trockner, pedantischer Gesell."

„O weh!"

„Aber wenn man ihn näher kennt, gewinnt man ihn lieber. Er hat einen scharfen Geist, treffende, schlagende Bemerkungen und ist ein famoser Jäger. Er findet immer Wild, trifft die Mitte des Blattes auf einen Nadelknopf, und seine Hunde sind bezaubernd."

„Sein Name, Baron?"

„Baron Lauer."

„Woher? Der Name ist hier unbekannt."

„Er ist fremd."

„Kennen Sie ihn schon lange?"

„Erst seit Kurzem."

Das Gespräch über den Baron Lauer wurde unterbrochen durch eine Botschaft von ihm. Er sei, schrieb er, durch einen Zufall verhindert worden, zu der versprochenen Zeit sich einzufinden. Er werde später nachfolgen. Er kenne die Dispositionen der Jagd; man möge nicht auf ihn warten.

Die Gäste wollten ihren Wirth noch mehr über ihn fragen.

„Ihr werdet ihn ja kennen lernen," erwiderte er ihnen.

Man brach zur Jagd auf. Die Herren, die Jäger draußen, die Treiber, die Hunde. Alles eilte lustig und fröhlich zu dem lustigen und fröhlichen Waidwerke.

Man hatte eine glückliche Jagd. Das weitläufige Revier

des Baron Steinhaus bot sie. Hasen und Füchse wurden in Menge erlegt; selbst Eber stellten sich zum Abfang. Auch an Abenteuern fehlte es nicht. Wenn die Jäger sich begegneten, mußten sie mit freudestrahlendem Gesichte einander zurufen: Das ist ein köstlicher Tag! — Um neun Uhr Morgens war man, wie verabredet worden, auf die Jagd ausgezogen. Es sollte den Tag über ununterbrochen bis um drei Uhr Nachmittags gejagt werden. Dann sollten die Hörner die Gesellschaft an einem bestimmten Orte im Walde zur gemeinsamen Rückkehr nach dem Schlosse sammeln. So war die Anordnung getroffen.

Es konnte zwölf Uhr Mittags sein, als auf einmal die Hörner zum Sammeln riefen. Drei Stunden früher und ein anderer Platz! Was war da vorgefallen? Was sollte das bedeuten? Die Gäste sahen sich fragend untereinander an. Sie konnten es sich nicht sagen und eilten zu dem Sammelplatze, zu dem gerufen wurde. Auf dem Wege dahin trafen sie den Wirth und fragten ihn. Er wußte ebenfalls nichts, und er war erstaunter und verwunderter, als sie.

„Und Ihr Baron Lauer ist auch nicht gekommen, Steinhaus?"

„Wenn Ihr ihn nicht gesehen habt —"

„Nein."

„So hat er noch nichts von sich sehen und hören lassen."

„Ein Mann von Wort scheint er eben nicht zu sein."

„Wer weiß? Er kann noch immer Abhaltung haben. — Aber," unterbrach der Baron Steinhaus plötzlich sich selbst, „aber ein Sonderling bleibt er."

Sie waren auf dem Sammelplatz angekommen, und Alle standen auf einmal wie vor einem fremdartigen Zauber. Es war ein abgelegener, kleiner, lichter Platz, mitten im Walde. Auf der einen Seite bildeten hohe, starre Felsen seine Wand, auf den drei anderen Seiten schlossen dicht zusammenstehende, mächtige, uralte Tannen ihn ein. Im Sommer hätte man kaum eine romantischere und heimlichere Stelle in dem Dickicht eines Waldes aufsuchen können. Mitten im Winter war es fast schauerlich hier. Der Boden der Lichtung selbst war mit der weißen Schneekruste bedeckt, auch die Spitzen der Tannen waren weiß und die Zacken der Felsen. Aber dunkelgrau starrten die Wände der Felsen in die Höhe und unter den Zweigen der Tannen war es rabenschwarz.

Allein man konnte kaum darauf achten, und vielleicht nur ein Einziger hatte es beachtet, auf den hatte es aber einen sonderbaren Eindruck gemacht.

In der Mitte des lichten Platzes war eine Tafel gedeckt, voll mit Speisen und Weinen und Allem, was das Herz eines von Glück wie von Beschwerden einer Winterjagd angegriffenen Waidmanns erfreuen kann. Der Boden unter der Tafel war mit warmen Decken belegt, um die Tafel standen harrende Bediente.

Der Baron Steinhaus kannte sie. Es waren die Bedienten des Baron Lauer. Einer der Diener überreichte ihm ein Schreiben seines Herrn. Der Baron bat wiederholt um Entschuldigung seines Verspätens. Nachkommen werde er, er bleibe nie aus; aber für den Augenblick sei er noch immer abgehalten. Er hoffe die Herren bei dem kleinen Waldfrühstück zu begrüßen, mit dem er sie vorlieb zu nehmen bitte.

„Es ist zwar etwas sonderbar," sagte der Baron Steinhaus, „aber ein Sonderling bleibt er nun einmal."

Und die Herren nahmen vorlieb. An der Seite thaten es die Jäger und Treiber, für die der Sonderling gleichfalls Erfrischungen hatte herbeischaffen lassen. Alle wurden gar besonders fröhlich und lustig. Auch der Baron Benzing wieder. Er war es, auf den der romantische, aber auch wilde und grausige Platz jenen sonderbaren Eindruck gemacht hatte. Namentlich nach den Felsen hin hatte er seine Blicke richten müssen, als wenn er auch hier plötzlich und unerwartet sich an einer Stelle wiederfinde, die er schon kenne.

Die Bedienten des Sonderlings, der hier so sonderbar den Wirth machte, hatten sich zu den Jägern seitab begeben.

Die Unterredung an der Tafel der Herren wurde lebhafter.

„Ihr Baron Lauer, oder wie er heißt, Baron, hat Geschmack."

„Und vortreffliche Weine."

„Er muß reich sein, dieser sonderbare Kauz."

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Baron Steinhaus. „Ich kenne ihn, wie gesagt, nur seit kurzer Zeit."

„Wie haben Sie ihn kennen gelernt?"

„Er wohnt hier in der Nähe."

„Wie? Und wir wissen nichts von ihm?"

„Freilich erst seit drei oder vier Wochen.“

„Und wo?“

„Ein paar Meilen von hier liegt an einer alten Landstraße ein altes, einsames Wirthshaus.“

„Dort wohnt er?“

„Ganz allein, das heißt ohne Familie, aber mit Bedienten und Jägern und Hunden. Und capitale Hunde hat er. Ah, ein paar Schweißhunde solltet Ihr von ihm sehen, so etwas sahet Ihr noch nicht. Er wird sie hoffentlich mitbringen. Er versprach es.“

„Aber erzählt weiter von ihm, Baron, ehe er kommt. Ihr habt uns neugierig auf ihn gemacht.“

„Vor vierzehn Tagen ließ er mich um die Erlaubniß bitten, in meinem Reviere dann und wann jagen zu dürfen. Er sei ein großer Liebhaber der Jagd; was er schieße, werde er jedesmal getreulich an meine Jäger abliefern.“

„Er hatte Euch vorher keinen Besuch gemacht, Baron?“

„Ich hatte noch nicht einmal von ihm gehört.“

„Eine sonderbare Einführung.“

„Ich gab ihm die Erlaubniß, und als ich einige Tage nachher — Ihr wißt, ich muß oft aus der Residenz zu meinem Gute — wieder hierher kam, lud ich ihn ein, gemeinschaftlich mit mir eine Jagd zu machen. Er nahm an, und ich kann Euch sagen, ich habe noch keinen ausgezeichneteren Jäger kennen gelernt. Er war auch mit die Veranlassung zu unserer heutigen Jagdpartie, denn als ich zufällig Eure Namen nannte, bat er mich dringend, in Gesellschaft so tüchtiger Jäger jagen zu dürfen.“

„Viel Ehre für uns, Baron.“

„Eins möchte ich nur genauer wissen,“ fuhr der Baron Steinhaus fort, und er sprach leiser und seine Miene wurde geheimnißvoll.

„Das ist, Baron?“

„Die Leute behaupten, er sei nicht zum ersten Male hier in der Gegend.“

„Man will ihn schon früher hier gesehen haben?“

„Im vorigen Sommer, sagt man.“

„Und was sagt er dazu?“

„Ich habe ihn noch nicht darüber befragt.“

„Ihr hattet Bedenken, Baron?“

„Die Leute reden so Allerlei.“

„Was zum Beispiel?

„Sie wollen namentlich seine damalige Anwesenheit mit einer geheimnißvollen Geschichte in Verbindung bringen, die sich zu jener Zeit hier zugetragen haben soll. Sie erzählen, im vorigen Sommer habe mehrere Tage lang ein Mann den Forst durchstrichen, der Aehnlichkeit mit dem Baron Lauer gehabt habe. Sie haben ihn nicht bestimmt wieder erkannt. Er hat sich jedesmal eilig zurückgezogen, wenn ihm Jemand hat nahen wollen, und gesprochen hat ihn kein Mensch.“

„Aber wenn er sich hier mehrere Tage aufgehalten hat, so muß er doch irgendwo eine Wohnung gehabt haben.“

„Man hat keine ermittelt. Auch in dem Wirthshause, in dem er jetzt logirt, hatte man ihn früher nicht gesehen.“

„Das ist sonderbar. War er allein gewesen?“

„Ganz allein, man hat nie einen Menschen bei ihm gesehen.“

„Aber die geheimnißvolle Begebenheit, Baron!“

„Ich komme zu ihr. In jener nämlichen Zeit will man einmal in der Nacht plötzlich einen furchtbaren Schrei gehört haben, bald darauf das Gerassel eines Wagens. Dann ist mit einem Male Alles still gewesen. Man ist zu der Gegend hingeeilt. Den Eilenden kommt aus dem Dickicht des Waldes der Fremde entgegen. Er sieht so sonderbar, so finster aus. Die Leute erschrecken vor ihm. Es waren abergläubische Köhler. Sie kehren zurück, und der Finstere verschwindet wieder in dem Dickicht des Waldes. Erst am andern Morgen gehen Einige wieder hin. Sie haben nichts gefunden.“

„Und das hatte sich in der Nacht zugetragen?“

„Im vorigen Spätsommer, mitten in der Nacht, einige Meilen von hier.“

„Und man hat auch später nichts von der Sache gehört?“

„Gar nichts.“

„Und jener Fremde soll der Baron Lauer sein?“

„Die Leute glauben, ihn wieder zu erkennen.“

„Sah man den Fremden seit jener Nacht wieder?

„Niemand hat ihn seitdem wieder gesehen, — wenn es nicht der Baron Lauer ist.“

„Teufel, man muß ihn geradezu fragen!“

Es war nicht der Baron Benzing, der dies sagte. Hatte auf diesen schon der Anblick des Platzes, an dem man sich befand, einen eigenthümlichen Eindruck hervorgebracht, die Erzählung des Barons Steinhaus schien ihn, wenigstens einen Augenblick, in einem noch höheren Grade ergriffen zu haben. Schon als des Aufenthaltes des Fremden, des muthmaßlichen Barons Lauer, in der Gegend während des verflossenen Sommers erwähnt wurde, fuhr er plötzlich auf, und ein aufmerksamer Beobachter hätte von da an ein ebenso angelegentliches wie unruhiges Zuhören an ihm wahrnehmen können. Die Unruhe suchte er freilich sehr angelegentlich zu verbergen. Als der Baron Steinhaus dann aber von der geheimnißvollen Geschichte sprach, war er leichenblaß geworden. Freilich nur für einen Moment. Ein kräftiger Zug aus seinem Weinglase hatte ihm die Farbe zurückgegeben. Große Anstrengung gab ihm auch eine äußere Ruhe wieder. Aber in seinem Innern mußte es desto unruhiger, wilder stürmen.

Sein Auge suchte, ob es von der Gesellschaft bemerkt werde, und wenn nicht alle Blicke nur an dem Erzähler hingen, hätte man eine Angst, eine Todesangst darin sehen können, die mit Entsetzen erfüllen mußte, und die mit Entsetzen umher suchte, wo denn Rettung zu finden sei. Nach jenen starren Felsen starrten die Augen hin, dann in das schwarze Dunkel der Tannen, dann zurück nach einem Pfade, der aus dem Walde in die Lichtung führte, als wenn von dort das Unglück, der Tod kommen müsse; dann wieder in die grauen Felsen, als wenn aus ihnen ein furchtbares Gespenst herausschreiten müsse, mit dem Tode hinter ihm sich zu vereinigen.

Ein helles, lustiges Halloh ertönte im Walde, kaum vierzig bis funfzig Schritte entfernt. Die Schützen und Treiber seitab antworteten hell und lustig halloh! Der Baron Steinhaus brach das Gespräch über den Fremden und die geheimnißvolle Geschichte ab.

„Unser Sonderling!“ sagte er. „Das war der Ruf seines Jägers. Er wird auch seine Hunde mit sich führen.

Der Sonderling erschien. Es war ein langer, hagerer, sehr ernst aussehender Mann, derselbe, den wir aus dem Bade her kennen — der Unheimliche. Ein Jäger, zwei Schweißhunde am

Seile führend, folgte ihm. Der Unheimliche begrüßte die Gesellschaft. Dann wandte er sich an den Baron Steinhaus: „Sie haben mir verziehen?“

„Sie sind ein Sonderling, aber immer ein liebenswürdiger, der keiner Verzeihung bedarf.“

„Immer?“ lächelte eigenthümlich der Unheimliche. „Doch darf ich bitten, mich den Herren vorzustellen?“

Der Baron Steinhaus stellte vor: „Baron Lauer!“ dann „Graf Sternfeld!“ Die beiden Herren waren einander völlig unbekannt. „Freiherr von Mangold!“ Der Baron Lauer kannte auch den Freiherrn nicht. „Baron Benzing!“ Den Baron durchzuckte es wieder. Aber der Unheimliche kannte auch ihn nicht. Keine Miene seines Gesichts zeigte, daß er ihn je gesehen, je von ihm gehört habe. Er begrüßte ihn, wie die Anderen, als einen völlig Fremden. Er setzte sich zu ihnen. „Ich darf doch mit Ihnen frühstücken, meine Herren, bevor wir unser edles Werk fortsetzen?“ Aber bevor er etwas anrührte, sah er sich um, nach seinem Jäger und den beiden Schweißhunden. „Führe sie dorthin,“ sagte er zu dem Jäger. Er zeigte nach einer Stelle in der Nähe der Felsen, nicht weit von einer riesigen Tanne, die dort stand. „Du bleibst aber bei ihnen,“ setzte er hinzu. Der Jäger führte die Hunde hin.

Der Baron Benzing erbebte, als er die Hunde sich der Stelle nahen sah. Die anderen Herren aber sahen den beiden Thieren mit Entzücken nach. Der echte, kluge, kräftige braune Schweißhund ist ein schönes Thier. Man konnte ihn nicht schöner, nicht von besserer Race, nicht von feinerem und doch kräftigem Knochenbau, nicht von glänzenderer brauner Farbe, nicht mit prachtvollerem Behang, nicht mit klügerem Auge sehen, als diese beiden edlen Thiere.

„Ein paar Prachtexemplare!“ ertönte es von allen Lippen. Die müssen sich auf den Schweiß verstehen!“

„Ja“, sagte der Unheimliche, „sie wittern ihn unter der Erde! Ich glaube, selbst unter dem Schnee!“ Er sagte es, wie mit absichtlichem Nachdrucke; aber er sah Niemand dabei an. Dann begann er zu frühstücken.

„Man muß ihn geradezu fragen!“ hatte vorhin einer der

Herren gesagt. Es war der Graf Sternfeld. Es ist ein eigen Ding mit dem Geradezufragen.

„Sie scheinen diese Gegend schon ziemlich genau zu kennen, Herr von Lauer", hob der Graf Sternfeld an.

„Meinen Sie, Herr Graf?"

„Sie haben für unser Frühstück einen so überaus geeigneten Platz ausgewählt."

„Gefällt er Ihnen, dieser Platz?"

„Ich finde ihn anmuthig, diese schroffen Felswände, diese mächtigen alten Tannen. Im Sommer muß es hier reizend sein."

„Gewiß, Herr Graf."

„Sie waren im Sommer schon hier?"

Der Gefragte sah auf. Er warf zuerst einen kurzen Blick schnellen Nachsinnens auf den Frager, dann einen längeren, wie des zweifelhaften Ueberlegens, auf den Baron Benzing. Dieser hatte schon lange seine volle äußere Ruhe wieder gewonnen. Nichts an ihm verrieth eine Bewegung in seinem Innern.

Der Unheimliche schien zu überlegen. Er ließ sein Auge über die Gesellschaft an der Tafel gleiten, über die Diener, die seitab lagerten, über die schroffen Felsenwände, in das Dunkel unter den alten Tannen, auf die frische, unberührte Schneedecke zwischen den Tannen und den Felsen, zuletzt auf die beiden schönen braunen Schweißhunde, die in der Nähe dieser Decke, ebenfalls auf dem Schnee, sich ausgestreckt hatten. Dann hatte er seinen Entschluß gefaßt. Und laut und langsam die Worte betonend, antwortete er dem Grafen: „Ja, ich war schon hier, im Sommer, im vorigen Sommer!"

Der Baron Benzing saß ihm gegenüber. Er mußte doch wieder einen Stich in das Herz bekommen haben. Seine Augen flogen in das Weinglas, aber er konnte sie wieder erheben.

Die Anderen waren neugierig geworden. Die Erinnerung an jene geheimnißvolle Geschichte, von welcher der Baron Steinhaus gesprochen und nicht gesprochen hatte, und die eigenthümliche Betonung der Worte des unheimlichen Fremden konnten wohl eine Bewegung in ihnen hervorrufen.

„Ihre Antwort läßt fast vermuthen," sagte der Graf Sternfeld, „daß Sie ein Abenteuer hier gehabt hätten."

„Das hatte ich."

„Darf man es erfahren?"

„Warum nicht, meine Herren? Es ist nur die Frage, ob Sie es hier gleich anhören wollen?"

„Gewiß, gewiß."

„Es ist freilich nicht sehr kurz."

„Wir haben Zeit."

„Und dann — wenn ich es Ihnen erzählt habe — doch ich erzähle."

Er erzählte, der unheimliche Mann mit einem unheimlichen Humor:

„Ich reise viel in der Welt umher. Ich bin eigentlich ein stets unsteter Reisender. Es ist ein Schicksal, das in der Welt mich umhertreibt, durch Länder, über Meere, in große Städte, in lebhafte Badeörter, in einsame Wälder. Ich muß es so. Meine Stellung, oder nennen Sie es mein Amt, erfordert das. Ich sehe so auch allerlei Menschen und allerlei Treiben der Menschen. Auch das ist meine Bestimmung. An manche Menschen fesselt mich diese ganz besonders. Zuweilen wissen sie es, noch öfter auch nicht. Es ist dann desto schlimmer für sie. Vielleicht ahnen Sie meine Mission, meine Herren, aber jetzt keine Moral, wenigstens in diesem Augenblicke nicht.

„In einer deutschen Hauptstadt lernte ich schon vor Jahren einen jungen Mann kennen. Er war ein hübscher, talentvoller Mensch, der Sohn braver Eltern; es fehlte ihm nur Eins, ein edles Herz. Er studirte — lieber noch spielte er. Mit dem Spielen junger Leute verbindet sich Vieles, was mehr Geld kostet, als auch das glücklichste, ehrliche Spiel einbringt. Er wurde falscher Spieler. Ein unedles Herz muß gemein werden und wird es bald. Ein gemeines Herz ist eigentlich schon mehr, als ein verbrecherisches. Die betrogenen Kameraden warfen den falschen Spieler aus ihrer Mitte, und die Polizei nahm ihn in ihre Mitte. Die Gerichte verurtheilten ihn zu Gefängnißstrafe, doch nur von einigen Monaten. — Aber, meine Herren, vergessen wir unsere Gläser nicht. Auf ein gutes Ende unserer heutigen Jagd!"

Sie stießen Alle mit ihm an.

„Ah, Herr Baron Benzing, ich bitte sehr um Entschuldigung. Ich stieß wohl zu hart an Ihr Glas; sein Inhalt ist halb verschüttet. Erlauben Sie, daß ich es Ihnen vollschenke."

Der Inhalt des Glases des Herrn von Benzing war halb verschüttet, aber daß der Baron Lauer zu hart daran gestoßen habe, das mußte wohl ein — höflicher Irrthum des Barons sein. Die Hand des Herrn von Benzing zitterte noch, als er dem Andern sein Glas zum Vollschenken hinhielt. Der Baron Lauer aber sah es nicht, er fuhr fort zu erzählen.

„Ein halbes Jahr später traf ich bei Verfolgung meiner Mission den jungen Mann in der französischen Hauptstadt. Er war kein Student mehr, aber er spielte noch, nur anders in Paris, als in der deutschen Hauptstadt. Er selbst war jetzt der Betrogene — im Spiele, anderswo betrog er dafür Andere. Um nicht auf die Galeeren zu kommen, mußte er freilich bald flüchten. Und im nächsten Sommer sah ich ihn als Croupier in einem deutschen Bade. Hier betrog er zwar nicht mehr; er war schon weiter gekommen: er stahl. Er kam noch weiter; in das Zuchthaus, leider nur auf ein Jahr. Nach Verlauf des Jahres war er Dieb und zugleich Betrüger in London. Doch auch nicht lange. Auch in London hat man eine gute Polizei — gegen Diebe und Betrüger. Er wußte wieder nach dem Continente zu entkommen. Er ging nach Hamburg. Er war unterdeß noch weiter vorangeschritten. In Hamburg zeigte er es. Er wußte sich die Liebe eines eben so schönen wie braven Mädchens zu gewinnen. Sie gehörte einer achtbaren, aber wenig bemittelten Bürgerfamilie an. Er stellte sich ihr als einen reichen Erben des südlichen Amerika vor. Er verführte sie; er verdarb sie. Im vorigen Sommer traf ich ihn mit ihr in einem deutschen Bade wieder. Sie mußte reiche junge Leute an sich locken, im Spiele und auf andere Weise ausziehen — für ihn. Er selbst ging unterdeß seinen besonderen Geschäften nach.

„Sie werden ungeduldig, Herr von Benzing! Ich erzähle leider langweilig. Es ist mein Unglück. Aber stoßen wir an, meine Herren. Der Wein stärkt auch die Geduld. Und ich bin bald zu Ende. Ich komme wenigstens zu dem letzten Acte meiner Geschichte.“ Sie stießen an.

„Ah, Herr von Benzing, diesmal war ich nicht wieder so ungeschickt. — Aber, Louis, was haben die Hunde? Sie werden so unruhig.“ Die letzten Worte richtete der Baron Lauer an seinen Jäger, der mit den beiden Schweißhunden an den Tannen hielt.

Die beiden Thiere waren in der That unruhig geworden. Sie lagen zwar noch, malerisch schön, mit den Köpfen auf ihren Vordertatzen, aber die Nüstern hatten sie spürend in die Höhe gestreckt, und die Augen waren unbeweglich nach einem Punkte hin gerichtet.

„Die Thiere müssen wirklich etwas haben, Euer Gnaden," antwortete der Jäger.

„Was könnte es sein?"

„Es erhob sich eben ein leichter Wind von den Felsen her."

„Dort kann nichts sein, gebiete ihnen Ruhe."

„Kusch!" gebot der Jäger den Hunden. Die gehorsamen Thiere legten den Kopf wieder ganz auf die Füße, aber nur widerwillig.

„Sie sahen und spürten in der That nach den Felsen hin," bemerkte der Baron Steinhaus.

„Ich sah es gleichfalls, Herr Baron, aber wenn dort unter dem Schnee nichts ist — und was könnte da sein? Dennoch bleibt es sonderbar. Die Thiere täuschen sich nie. Am Ende ist es wohl nur Ungeduld. Erlauben Sie mir deshalb, kurz fortzufahren."

Dem Baron Benzing schien das Athmen schwer zu werden. Der unheimliche Erzähler fuhr fort: „Er, der junge Mann, von dem ich Ihnen erzähle — er führte damals im Bade den Namen Urner —"

Der Baron Benzing suchte mit der äußersten Gewalt dem Schlage des Namens zu begegnen. Er vermochte es nicht ganz, und fuhr unwillkührlich von seinem Sitze auf.

„Sie haben ihn gekannt, Herr Baron Benzing?" fragte der Unheimliche.

„Nein," konnte der Baron mit fester Stimme erwidern.

„Ich wüßte auch nicht. Der Name Baron Benzing kam wenigstens in den Curlisten damals nicht vor. Indeß, ich wollte mich kurz fassen. Der junge Mann selbst ging seinen besonderen Geschäften nach. Im Bade war ein braves Mädchen, nicht mehr ganz jung. Im mittleren Bürgerstande arm geboren, zudem früh Waise, hatte sie zu jenen Armen gehört, die von der Kindheit an dazu bestimmt sind, im sauren Dienst bei fremden Leuten ein Brod zu verdienen, das sie nur unter Thränen verzehren

können. Sie fand freilich auch einen Lohn für ihre treuen, braven Dienste; aber der Lohn sollte ihr Unglück werden. Sie war längere Zeit Ladenjungfer bei einer kinderlosen Wittwe gewesen. Die Frau starb im vorigen Frühjahre und setzte sie zur Erbin eines nicht unbedeutenden Vermögens ein."

Die Herren waren aufmerksamer geworden.

„Hat nicht von der Geschichte etwas in den Zeitungen gestanden, Herr Baron?"

„Ja, eine gerichtliche Bekanntmachung."

„Wie war der Name der Person?"

„Marianne Bohle."

„Richtig, sie wurde vermißt."

„Deshalb bat das Gericht öffentlich um Auskunft über sie."

„Und von ihr erzählen Sie, Herr Baron?"

„Von ihr will ich erzählen."

„Sie wissen also von ihr?"

„Darf ich bitten, mir ferner zuzuhören? Die Dame war kränklich. In einem langen, schweren Dienst kann ein armes Mädchen das werden. Sie war in das Bad gegangen, um sich zu kräftigen. Der Herr Urner machte ihre Bekanntschaft. Sie besaß ein baares Vermögen von mehr als zwanzigtausend Thalern. Er gab sich ihr für einen reichen Kaufmannssohn aus Hamburg aus. Er bot ihr seine Hand an. Sie zögerte. Das Reine scheut sich instinctiv vor dem Unreinen. Ein Zufall kam ihm zu Hülfe. In dem Badeorte entstand Feuer, in demselben Hause, in welchem jene schöne Dame die jungen, reichen Herren an sich locken mußte. Die Dame selbst gerieth in die äußerste Lebensgefahr. Der junge Mann, der Herr Urner, rettete sie; ich muß es anerkennen, meine Herren, mit einem seltenen Muthe und mit augenscheinlicher Gefahr seines eigenen Lebens. — Sie sehen mich verwundert an, Herr von Benzing? Was wollen Sie? Auch der größte Verbrecher bleibt Mensch, und der größte Lump ist noch großer Thaten fähig. Bei ihm galt es zudem einen Zweck. Die Gerettete, ohnehin schon in seiner Gewalt, war jetzt vollständig seinem Willen unterworfen. Sie mußte mit ihm eine Komödie aufführen, in welcher sie die Reuige und er den Edelmüthigen spielte. So wurde die arme Marianne Bohle gefangen, und die Verlobte des Herrn Urner. Und darauf verschwand sie, und mit ihr waren ihre zwanzigtausend Thaler verschwunden,

auch von einem Herrn Urner hat man seitdem nichts mehr gehört.“ Der Erzähler brach ab, man meinte, er sei mit seiner Geschichte zu Ende.

„Das wollten Sie uns erzählen, Herr Baron?“

Er hatte nur eine Pause gemacht.

„Das, meine Herren, stand schon in den Zeitungen. Ich mußte es Ihnen nur wiederholen, um zu der eigentlichen Geschichte zu kommen, die Sie von mir zu hören wünschten.“

„Von der Marianne Bohle, Herr Baron?“

„Und dem Herrn Urner, meine Herren. Aber, Louis, was haben die Hunde wieder?“

„Ich weiß es auch nicht, Euer Gnaden,“ antwortete der Jäger des Barons. „Sie wittern immer dort nach den Felsen hin.“

Die beiden Schweißhunde des Barons Lauer waren unruhiger geworden. Sie hatten sich halb erhoben, ihre Schnauzen waren nur noch nach den Felsen gerichtet, dahin auch ihre brennenden Augen; nur manchmal sahen sie mit diesen sich einander an, als wenn die klugen Thiere sagen wollten: Da ist es! Dann wandten die Augen sich wieder brennender nach den Felsen.

„Halte sie fest, Louis,“ sagte der Baron. „Zwischen den Felsen dort muß etwas vergraben sein, was sie wittern. Sie würden nicht ruhen, bis sie es aufgescharrt hätten. Es ist das so ihre Art. Sie würden ihre Kräfte verschwenden, die wir noch für die Jagd brauchen wollen.“

Der Jäger faßte die Leine, an der er die Hunde hielt, fester. Der unheimliche Baron Lauer erzählte weiter:

„Ich komme zu dem Ende meiner Geschichte, meine Herren; wenn Sie wollen, zu der letzten Scene des letzten Acts; doch nein, wohl erst zu der vorletzten, die letzte kommt dann von selbst.“

Er sah in der That unheimlich aus, als er mit spöttischem Humor die Worte sprach. Nicht blos dem Baron Benzing, auch den Andern mochte es etwas kalt und heiß durch die Brust fahren. Auf der Stirn des Baron Benzing standen Schweißtropfen. Aber wie ihm die Stirn auch glühen mochte, sein Gesicht war blaß. Die Andern sahen es nicht.

„Im Spätsommer vorigen Jahres,“ fuhr der Baron Lauer fort, „hielt, etwa vier bis fünf Meilen von hier, eines Abends an einem Eisenbahnhofe ein junger Herr mit einem Einspänner, den er selbst führte. Er schien auf den nächsten Eisenbahnzug

zu warten, der weiter nach Hamburg ging. Eine Post kam an, sie hielt. Eine Dame stieg aus; sie schien gleichfalls Jemanden zu erwarten. Der junge Herr fand sie. Sie hatten sich gegenseitig erwartet. Er führte sie zu seinem Einspänner und fuhr mit ihr davon in der Richtung zu diesen Forsten. Die Gegend ist hier im Sommer schön, besonders eine halbe Meile weit von hier, wo der Wald sich öffnet. Ein paar Liebende schwärmen gern, wenn auch nicht gerade für, doch in einer schönen Gegend, und romantisch ist es, in stiller, lauer Sommernacht durch einen dichten Wald zu fahren, der Morgenröthe entgegen, um die Sonne über eine prachtvolle Gegend aufgehen zu sehen; Arm in Arm, still und fest aneinander gedrückt, von keines Menschen Auge gesehen, allein mit seiner Liebe und dem Geliebten. Um Mitternacht ist das Pferd müde geworden. Man läßt es verschnaufen. Man steigt unterdeß aus. Man ist mitten im Walde. Sein Dunkel seitab vom Wege ist so einladend, das Moos duftet so wundervoll aus dem Dunkel heraus; die Tannen schwirren leise in dem linden Nachtwinde; die Luft ist so sanft, so weich; das Herz wird weit, es wird eng, es wird weh in Liebe, in Sehnsucht. „Gehen wir ein paar Schritte in den Wald." Das Pferd wird angebunden. Sie gehen in das Dunkel des Waldes. Es scheint ein Instinct zu sein, daß die Liebe und das Verbrechen das Dunkel suchen. Der Geliebte umfaßt die Geliebte; sie hängt sich an seinen Arm und sucht durch das Dunkel sein Auge; er findet das ihrige und beugt sich zu ihr nieder. Sie hängt sich an seinen Hals. Er umschließt ihren Nacken, und — — — ein furchtbarer Schrei von ihren Lippen, dann ist sie still; es ist Alles vorüber. Er hat sie erwürgt, und trägt die Leiche in den Wagen, bindet sein Pferd los, und jagt im Galopp von dannen." —

Der Erzähler machte wieder eine Pause. Seine Zuhörer waren sämmtlich erblaßt. Das Gesicht des Baron Benzing war nicht mehr allein weiß, es war nur bleifarbiger, als die anderen. Sie sahen sich Alle einander an; aber Keinem fiel es auf, daß sie so blaß aussahen, auch dem unheimlichen Erzähler nicht.

„Meine Herren," fuhr er fort, „ein Mord ist eine schwere Sache; eine noch schwerere ist es aber, den Mord zu verbergen. Unser junger Mann hatte kaltes Blut genug, um es mit Geschick auszuführen. Der Wald war groß und menschenleer. Im Sommer wird nicht gejagt, gibt es nicht einmal Holzdiebe. Kein

Mensch hatte ihn gesehen; er hatte keines Menschen Spur wahrgenommen. Er fuhr etwa eine Meile weiter, langsamer, damit das Geräusch des Wagens nicht etwa doch zum Verräther werden möge. Das weiche Moos eines Waldweges kam ihm zu Statten. An einer dichten Stelle des Waldes machte er Halt und band sein Pferd wieder an. Er nahm die Leiche aus dem Wagen. Er nahm auch ein Instrument mit, das er in dem Wagen verborgen hatte. Wenn man etwas ausführen will, so muß man sich dazu vorsehen. Er trug die Leiche in das tiefere Dickicht. Er fand einen versteckten Platz. Es war zugleich ein hübscher, anmuthiger Platz, meine Herren." —

Der Erzähler sah sich auf dem Platze um, auf dem sie sich befanden. Da sah er auch wieder die beiden Schweißhunde. Die Thiere waren beinahe ungeduldig geworden; der Jäger hatte Mühe, sie zu halten.

„Ich weiß nicht, was das heute mit den Hunden ist," sagte der Baron. „Am Ende ist es doch besser, ihnen den Willen zu lassen. Sie könnten nachher, wenn sie loskämen, hierher zurückkehren und uns die ganze Jagd verderben. — Louis, laß sie los!" rief er dann auf einmal dem Jäger zu.

Der Baron Benzing fuhr bei dem Rufe hoch in die Höhe.

Der Jäger ließ die Hunde los. Die Thiere rannten in rasender Hast zu den Felsen. Im Laufe stießen sie ein wildes Gebell aus, wie einen Freudenschrei. Es war nur ein einziger Schrei, dann wurden sie still und geschäftig, furchtbar geschäftig. Der Baron Benzing saß wieder ruhig. Aber neben seinem Sitze stand sein Gewehr. Es war eine Büchse und mit einer Kugel geladen für die Eberjagd. Er nahm sie in die Hand, spielend. Sein Gesicht war noch blaß, aber der Schweiß stand nicht mehr auf seiner Stirn, auch kein Schreck, keine Angst mehr. Seine Lippen waren fest zusammengepreßt; seine Augen glüheten, ein Entschluß reifte in ihm, ruhig und kalt. Sein glühender Blick fiel auf die geschäftigen Hunde, dann auf ihren unheimlichen Herrn. Seine Hand nahm das Gewehr fester. Was er vorhatte, wer konnte es wissen? Aber ein Entschluß der Verzweiflung schien es zu sein, der in ihm reif werden wollte.

Der Baron Lauer erzählte weiter, auch ruhig und kalt. „Auf dem anmuthigen, einsamen Platze ließ er die Leiche nieder. Er suchte die versteckteste Stelle des Platzes aus. Er grub eine

Grube, in die Grube legte er den Leichnam, und deckte das Grab wieder zu. Es ist bis auf den heutigen Tag unberührt geblieben — wenn nicht — — Herr von Benzing, nehmen Sie sich mit Ihrem Gewehr in Acht, Sie könnten ein Unglück anrichten. Meine Erzählung hat Sie angegriffen."

Die Augen Aller wandten sich auf den Baron Benzing Er war weißer geworden, als der Schnee, der an den Zweigen der alten Tannen hing. Aber seine Lippen waren noch fest zusammengepreßt; seine Augen glüheten noch dunkel; seine Hand hielt das Gewehr krampfhaft. Die glühenden Blicke fielen auf den unheimlichen Mann, der ihm gegenüber saß. Er erhob die Hand, in der er das Gewehr hielt. Der Unheimliche sah ihn ruhig an.

„Wenden Sie dorthin Ihre Blicke, Herr von Benzing. Auch Sie, meine Herren." Er zeigte nach jener Stelle an den Felsen, an der die Schweißhunde geschäftig waren.

Alle sahen unwillkürlich hin, auch der Baron von Benzing. Wer einmal hingesehen hatte, konnte den Blick nicht wieder zurückwenden. Wie die Thiere in rasender Eile zu der Stelle hingestürzt waren, so arbeiteten sie jetzt in rasender Eile. Sie warfen den Schnee, der den Boden bedeckte, hoch in die Höhe. Es war eine leichte Arbeit. Dem Schnee folgte das dunkle Moos. Unter dem Moose war die Erde gefroren. Die harte Kruste wollte den Thieren Widerstand leisten; es war eine wilde Wuth, mit der sie sie aufrissen. Den Klauen mußten die Zähne helfen. Die gefrorene Kruste war nur eine dünne. In der lockeren Erde scharrten und schaufelten und wühlten die Thiere, daß die Schollen weit umherflogen. Und je weiter die Arbeit der Thiere vorrückte, desto wilder wurde ihre Wuth der Arbeit. Aber keinen Laut gaben die Thiere von sich. Es war eine furchtbare Geschäftigkeit; es war ein furchtbarer Anblick.

„Aber was ist das?" fragte man unwillkürlich.

„Es wird ein Grab geöffnet," antwortete der Baron Lauer.

Der Baron Benzing hatte hingestarrt wie die Andern, aber wie in einer Betäubung des Wahnsinns. Sein Gesicht war völlig entstellt. Der Mann konnte nicht mehr denken, nicht mehr wollen. Auch die Verzweiflung konnte ihn zu keinem Entschluß mehr bringen, ihn zu keiner That mehr treiben. Die Antwort des Unheimlichen schreckte ihn aus seiner Betäubung auf. Noch einmal wollte er die Hand mit dem Gewehr heben; er vermochte es nicht mehr.

Seine Kraft wurde gebrochen. Die Hunde hatten ein tiefes Loch gescharrt. Sie warfen keine Erde mehr in die Luft; sie ruheten. Dann stießen sie wieder ein wildes, kurzes Gebell aus. Es war ein Geheul, ein rasendes Geheul der Freude. Es durchbebte die Nerven der kräftigsten Jäger.

Der Jäger, der die Thiere geführt hatte, war ihnen gefolgt. Er blickte in die Grube, die sie aufgescharrt hatten. „Eine Leiche!“ rief er mit Entsetzen.

„Und hier der Mörder!“ sagte kalt der Unheimliche. „Die ewige Gerechtigkeit in ihrem unerschütterlichen Fortschreiten und das eigene Gewissen in seinem unwiderstehlichen, dem blöden Menschenauge oft als Wahnsinn sich darstellenden Drange, haben ihn hierher gebracht, in die Nähe seines Opfers, um selbst ein furchtbares Opfer seines Verbrechens zu werden.“ — Er wies auf den Baron Benzing oder Max Uruer oder wie sonst der Name des Menschen war.

Die Kraft des Verbrechers war gebrochen. Er wollte aufspringen, er sank wieder nieder. Die Büchse, die er noch einmal im Wahnsinn der ohnmächtigsten Verzweiflung hatte emporheben wollen, entfiel seiner Hand. Auf seiner Stirn stand kalter Todesschweiß; sein Gesicht trug die Farbe einer Leiche.

Der Baron Lauer wandte sich an den Herrn von Steinhaus, den Wirth der Gesellschaft. „Mein Herr,“ sagte er sehr ernst, fast befehlend, „wir sind hier auf Ihrem Grund und Boden. Sie werden die Güte haben, durch Ihre Leute die Leiche und den Mörder bewachen, und die Gerichte herbeirufen zu lassen. — Und unsere Jagd, meine Herren?“ fuhr er fort. „Ah, Sie haben wohl keine Lust, sie fortzusetzen? Ich kann es mir denken. Aber mir werden Sie es erlauben, Herr v. Steinhaus? Auf Wiedersehen, meine Herren! Auf Wiedersehen — Louis!“ Er winkte seinem Jäger, die beiden Schweißhunde zu koppeln. Die Thiere litten es geduldig. Dann ging er in den Wald; der Jäger und die Hunde folgten ihm.

„Wer ist der Mensch?“ fragten sich die Zurückgebliebenen.

Eine Stimme aus dem Walde antwortete ihnen: „Sein Gewissen! Oder nennen Sie mich auch einen Polizeibeamten!“ —

Der Verbrecher konnte den Mord nicht ableugnen. Seine Untersuchung und auch — seine Verurtheilung dürfen keinen Gegenstand der bloßen flüchtigen Unterhaltung bilden. Oder dürfte meine Erzählung Anspruch darauf machen, mehr als für diese zu dienen?

Er betet.

I.

Der Richter.

In dem Sitzungssaale des Gerichtshofes herrschte eine tiefe Stille. Der Gerichtshof war als Criminalgericht der zweiten und letzten Instanz versammelt. Er hatte über eine Capitalsache zu Recht zu sprechen. Die beiden vorschriftsmäßigen Relationen waren verlesen, Beide Referenten hatten das Todesurtheil beantragt. Ob auf den Tod erkannt werden solle, hatte der Gerichtshof zu entscheiden.

Ein Urtheil über Leben und Tod ist wohl geeignet, eine feierliche Stille hervorzurufen. Der Unbetheiligte schon horcht ihr mit Spannung entgegen, und es schweigen alle anderen Gedanken und Gefühle, es schweigen selbst die Leidenschaften in ihm unter dem einen brennenden Gefühle der Erwartung. Wie ist es erst dem Richter, der über das Leben, über den Tod seines Nebenmenschen die Entscheidung fällen soll, wie ist es erst ihm ein Bedürfniß, sich zu sammeln, alle anderen Gedanken, alle anderen Gefühle in seinem Innern verstummen zu lassen, um mit klarem Kopfe, aber auch mit warmem, menschlichen Herzen sich prüfen und dann urtheilen zu können, was das Gesetz, was das Recht von ihm fordert, unabweislich von ihm fordert!

Wie war das Alles in erhöhtem Grade so, in dem Falle, über welchen der Gerichtshof zu Gerichte saß!

Sein Urtheil war das letzte in der Sache. Von ihm fand keine Berufung, kein Rechtsmittel weiter statt.

War es ein Todesurtheil, so war auch im Wege der Gnade keine Aenderung, keine Milderung zu erwarten. Der Regent des Landes huldigte einer streng religiösen Richtung, jener Richtung, die ausspricht: „Wer Menschenblut vergißt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Der Regent, der dem durch den schwächlichen

Act, den man Gnade nennt, wehren wollte, ladet die Blutschuld auf sein Haupt." Er hatte noch nie ein von den Gerichten des Landes erlassenes Todesurtheil gemildert. Wurde in dem vorliegenden Falle ein Todesurtheil ausgesprochen, keine Macht der Erde — das war vorauszusehen — hätte den Monarchen zu einer Begnadigung bewegen können.

Es lag ein Vatermord vor.

Und doch, wie eigenthümlich waren die Umstände des Verbrechens! Besonders für die Angeklagte, um deren Todesurtheil allein es sich noch handelte!

Ein früher wohlhabender Bauer war dem Trunke ergeben gewesen. Er hatte dadurch sein Vermögen zu Grunde gerichtet und in der Betrunkenheit seine Frau und seine Kinder gemißhandelt. Die Frau hatte hintereinander fünf Kinder todt geboren. Der Tod der Kinder war die Folge der unbarmherzigen, der entsetzlichen Mißhandlungen, die sie von ihrem Manne erlitten hatte.

Sie war freilich ein rohes Weib. Die fortwährend barbarische Behandlung machte sie tückisch. Sie faßte einen unauslöschlichen Haß gegen ihren Mann, eine unwiderstehliche Begierde, sich von ihm zu befreien. Der Gedanke, den Mann zu ermorden, wich bald nicht mehr aus ihrer Seele; der Mordplan reifte in ihr. Sie traf mit einer listigen, heimtückischen und beharrlich zähen Bosheit, wie man sie in den Verbrecher-Annalen selten findet, die Vorbereitungen zur Ausführung.

Ihre älteste Tochter war mit im Hause; sie war ein Mädchen von neunzehn Jahren, schön, von beschränktem Verstande, völlig ungebildet, selbst von dem gewöhnlichen Religionsunterrichte fern gehalten, unter dem Eindrucke des ewigen Unfriedens im Hause, der Scenen der Rohheit und Gemeinheit zwischen ihren Eltern, der barbarischen Mißhandlungen, die ihre Mutter von dem Trunkenbolde zu erleiden hatte und die sich nicht selten auch auf sie mit erstreckten, unter solchen Eindrücken stumpf und gefühllos geblieben. Dieses Mädchen, die eigene Tochter, sollte dem Weibe zum Werkzeuge für den Mord ihres Mannes dienen.

Sie lockte einen jungen Mann von einundzwanzig Jahren, einen Wagnergesellen aus dem Dorfe, in ihr Haus, einen unerfahrenen, aber leichtsinnigen Menschen. Sie hatte kaum nöthig, ihn anzuregen, ihm Gelegenheit zu verschaffen, daß er eine heftige

Leidenschaft für ihre Tochter faßte. In dem Herzen des Mädchens wußte sie eine nicht minder leidenschaftliche Neigung zu dem hübschen jungen Manne anzufachen. Dann riß sie die beiden jungen Leute auseinander. Dann brachte sie sie wieder zusammen, zeigte sich ihrer gegenseitigen Liebe geneigt und stellte ihnen ihre Verbindung in Aussicht, die aber, da auch der junge Mensch arm sei, nicht eher erfolgen könne, als bis ihr Mann nicht mehr am Leben wäre.

„Ist der erst todt, so trete ich Euch die Hälfte des Hauses und des Gutes ab,“ sagte sie.

So hatte sie ihre Leidenschaft auf das Höchste gesteigert; so hatte sie als einziges Hinderniß der Befriedigung aller Wünsche der jungen Leute ihren Mann, als den Augenblick der Verbindung, des Glückes jener, den Augenblick seines Todes ihnen gezeigt. Und der Bursch war leichtsinnig und das Mädchen ohne anderes Gefühl, als die Liebe zu dem jungen Menschen, welche die eigene Mutter zu einer wilden Begierde aufzustacheln und zu steigern gewußt hatte. Und der stets betrunkene, seine Familie stündlich mißhandelnde, den Wohlstand des Hauses täglich mehr und mehr zerrüttende Vater war längst ein Gegenstand der Verachtung Beider gewesen.

Das Weib durfte zu dem leichtsinnigen Burschen von Mord sprechen. Er schauderte anfangs zurück, hörte aber bald ruhig zu.

„Ich nehme Alles auf mich, und Du bekommst die Marianne,“ sagte sie zu ihm.

Er sagte halb und halb zu.

Sie hatte ihn ganz für sich gewonnen und schritt nun zur Ausführung ihres Planes.

Ihr Mann fuhr jede Woche eine Karre Sand nach einer benachbarten kleinen Stadt. Die Tochter mußte ihn begleiten. Auf einer dieser Fahrten sollte der Mord verübt werden. Sie vertheilte die Rollen zu dem grauenvollen Acte. Den Liebhaber ihrer Tochter weihte sie vollständig, mit nackten Worten ein. Er sollte mit ihr gemeinschaftlich unmittelbar die That ausführen. Die Tochter sollte nur ahnen, auch nicht einmal den Mord, nur ein Geheimniß, über das sie nicht weiter nachdachte oder dessen Folgen sie nicht weiter verfolgte. Sie sollte auch nur das Opfer überliefern.

„Du führst den Vater, wenn Ihr den Sand verkauft habt,

in die Schenke. Du läßt ihn dort mehr Schnaps trinken, als sonst."

„Warum, Mutter?"

„Damit er betrunken wird."

„Und warum soll er betrunken werden?"

Die Mutter antwortete auf die Frage nicht, aber sie fuhr fort:

„Du hältst ihn in der Schenke hin, bis es Abend ist. Wenn es dunkel geworden ist, macht Ihr Euch auf den Rückweg."

„Warum so spät, Mutter?"

„Ihr nehmt den gewöhnlichen Weg nach Hause zurück. Aber wenn Ihr oberhalb des Neuhäuser Weihers kommt, wo der Fuß- und Fahrweg auseinander gehen, dann sagst Du zu ihm, er solle den Fußweg nehmen, Du wollest in dem Fahrwege schon allein weiter fahren. Du fährst dann allein nach Hause."

„Aber warum das Alles, Mutter?"

„Thue, was Dir befohlen wird."

„Aber, wenn er nun nicht will?"

„Er wird schon wollen, denn der Fußweg ist näher. Und wenn Du ihn in der Stadt recht ordentlich betrunken gemacht hast, so wird er Dir gar nicht widersprechen."

„Ich begreife nur nicht, Mutter, was Du mit dem Allen willst?"

„Du wirst es nachher erfahren. Denke, daß es das einzige Mittel für Dich ist, bald Deinen Bräutigam zu heirathen."

„Ich verstehe auch das nicht, Mutter."

„Ist der Vater weg, so kann ich Euch in das Haus nehmen, früher nicht."

Das Mädchen fragte jetzt nicht mehr. Sie mochte jetzt doch wohl mehr, als ein unergründliches Geheimniß, ahnen. Ihr Liebhaber redete ihr in derselben Weise zu.

„Wenn Du Alles thust, was Dir Deine Mutter gesagt hat, so sind wir in kurzer Frist Mann und Frau. Der Alte allein steht uns im Wege."

„Aber was wollt Ihr mit ihm?"

„Laß Du uns sorgen, Deine Mutter und mich. Du sollst ja nicht dabei sein."

„Wobei soll ich nicht sein?"

„Frage nicht mehr. Dein Vater allein steht uns im Wege."

Sie fragte auch ihn nicht mehr. Sie hatte jetzt gewiß mehr, als bloße Ahnung. Aber wer kann das wissen, bei dem an Geist und Herz gleich ungebildeten, an Nachdenken nicht gewöhnten Mädchen? Der Plan der Mutter wurde ausgeführt; doch nicht ganz so, wie sie ihn sich ausgedacht hatte. Ihre Tochter sollte keinen unmittelbaren Antheil an der Ausführung des Mordes nehmen. Das kam doch anders.

Vater und Tochter fuhren mit dem Sande in die Stadt und verkauften ihn. Nach dem Verkaufe gingen beide in die Schenke. Die Tochter hatte auch früher den Vater jedesmal dahin begleiten müssen. Der Vater berauschte sich dort, wie gewöhnlich. Aber anstatt, daß die Tochter ihn sonst zum Aufbruche antrieb, und von mehrerem Trinken abzuhalten suchte, war sie es jetzt, die ihm noch Schnaps kommen ließ und ihn dadurch zu längerem Bleiben veranlaßte. Der Vater wurde betrunkener, als sonst. Als die Tochter meinte, daß es genug sei, brach sie mit ihm auf.

Als sie die Wegesscheide oberhalb des Neuhäuser Teiches erreicht hatten, sagte sie zu ihm:

„Vater, ich will schon allein weiter fahren. Ihr könnt den näheren und bequemeren Fußweg nehmen."

„Wenn Du meinst," sagte der Vater, und er nahm den Fußweg.

Sie fuhr in dem Fahrwege weiter. Die Mutter hatte ihr gesagt, sie solle ohne Aufenthalt nach Hause fahren; das konnte sie jedoch nicht. Als sie die Höhe des Fahrweges gerade gegenüber dem unten liegenden Neuhäuser Teiche erreicht hatte, hielt sie an; sie mußte wissen, was da unten im Wege passiren werde. Sie hielt an, bis sie von dem Teiche her einen Schrei hörte. Dann lief sie in geradester Richtung durch das Gehölz nach dem Teiche. An dem Teiche hatte sich Folgendes zugetragen:

Der Vater hatte den Fußweg genommen, der an dem Teiche vorüberführte. Als er den Rand des Teiches erreicht hatte, waren hinter Bäumen seine Frau und der Liebhaber seiner Tochter hervorgesprungen und hatten den Betrunkenen in das Wasser geworfen. Am anderen Tage wollten sie sagen, er sei in seiner Betrunkenheit in das Wasser gefallen. In seiner Todesangst hatte der Ueberfallene laut um Hülfe gerufen. Den Ruf hatte die Tochter gehört. Als sie am Teiche ankam, lag ihr Vater schon im Wasser. In demselben Augenblicke arbeitete er sich zwar

nahe am Ufer wieder hervor. Aber die Frau hatte es gesehen und ihn wieder zurückgestoßen. Dabei hatte auf ihren Befehl die Tochter sie von hinten halten müssen.

Die unnatürliche Mordthat war vollbracht. Aber sie kam heraus. Mutter und Tochter gestanden die erzählten Thatsachen ein. Der Liebhaber der Tochter leugnete Alles. Aber er erhängte sich im Gefängnisse. Die Mutter starb noch vor Erlassung des Urtheils am Nervenfieber. Das Urtheil war nur noch allein gegen die Tochter zu fällen. Die beiden Referenten hatten gegen sie ein Todesurtheil beantragt. Sie sollte wegen Vatermordes mittelst des Rades von unten herauf vom Leben zum Tode gebracht werden. Beide Referenten hatten ausgeführt, auch die Inquisitin habe, als ihre Mutter ihr ihre Rolle zugetheilt und sie diese übernommen habe, nicht darüber in Zweifel sein können, daß es sich um die Ermordung ihres Vaters handele. Sie sei also Theilnehmerin an dem vorhandenen Complott; nach der Lehre vom Complott aber sei jeder vorhandene Complottant für das verübte Verbrechen als Miturheber zu behandeln, folglich mit der vollen, ordentlichen Strafe des Verbrechens zu belegen. Dies sei um so unbedenklicher, als sie durch das Festhalten ihrer Mutter zugleich bei der That unmittelbar Hülfe geleistet habe.

Der erste Referent, ein junger Mann, der daher auch in der neueren deutschen Criminalrechtswissenschaft bewandert war, führte zugleich „eventuell“ aus, daß „bestenfalls“ ein „eventueller Dolus“ vorliege. Habe nämlich die Inquisitin auch nicht die bestimmte Absicht gehabt, zu der Ermordung ihres Vaters mitzuwirken, so müsse sie sich doch nothwendig bewußt gewesen sein, daß ihr Thun zu einer von den Anderen verabredeten Ermordung ihres Vaters mitwirken könne, und indem sie trotzdem so gehandelt, habe sie nothwendig in das Herbeiführen des Todes eingewilligt. Eine solche eventuelle, unbestimmte Absicht stehe aber nach den Grundsätzen der deutschen Rechtswissenschaft der bestimmten Absicht zu tödten völlig gleich.

Das waren die Ausführungen der beiden Referenten. Ihre Vorträge waren verlesen. Der Präsident forderte die übrigen Mitglieder des Gerichtshofes auf, ihre Meinung abzugeben.

Der Gerichtshof bestand mit Einschluß des Präsidenten aus sieben Mitgliedern.

Es entschied Stimmenmehrheit. Sprachen also, mit den

beiden Referenten, noch zwei Richter für das Todesurtheil sich aus, so war dieses beschlossen. Sprach sich nur noch Einer dafür aus, standen mithin die Stimmen der Mitglieder gleich, so gab die Stimme des Präsidenten den Ausschlag.

Der Präsident war ein humaner, wohlwollender, würdiger Mann. Er war grundsätzlich gegen die Todesstrafe. Er unterwarf dem Willen des Gesetzes, das sie noch befahl, sich nur dann, wenn seine Ueberzeugung ihn unabweisbar nöthigte, die That unter das Todesgesetz zu bringen.

Die andern Mitglieder des Gerichts?

Von den beiden Referenten war der zweite der zweitälteste Rath des Collegiums. Er war ein braver, redlicher, selbst ebenfalls wohlwollender Mann. Aber er hatte die strengsten biblisch-religiösen Ansichten. Und zu diesen gehörte jener Satz: Wer Menschenblut vergießet, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Hier hatte gar ein Kind das Blut des eigenen Vaters vergossen. Er hatte nach seiner innersten Ueberzeugung den Tod beantragt. Er hatte nicht anders gekonnt.

Der gerade Gegensatz von ihm war der erste Referent. Er war der zweitjüngste Rath des Gerichtshofes und war, was man sagt, ein feiner Kopf, er glänzte mit seinen gelehrten Kenntnissen. Er war von Adel, wollte befördert werden, und eine glänzende Carriere machen. Er kannte die Bedeutung jenes biblischen Satzes für den Regenten des Landes. Diesem mußte das Todesurtheil mit den Originalrelationen zur Bestätigung vorgelegt werden. Er hatte den Tod beantragt.

Von den übrigen Richtern war der jüngste ein junger Assessor, der gleichfalls seine Carriere machen wollte. Er hatte im Collegium noch nie eine andere Meinung ausgesprochen, als die des Rathes, der eine glänzende Carriere vor sich hatte und, nachdem er selbst befördert war, auch Andere befördern konnte. Er hatte dessen Ansicht nur mit neuen Gründen unterstützt, wodurch die bereits vorgetragenen Gründe in ein um so helleres Licht treten mußten.

Dann kamen zwei Räthe; von denen der Eine ein eben so klarer, scharfsinniger Kopf, wie ein warmes edles Herz, der Andere aber eine indolente und schon deshalb stets für das Mildeste gestimmte Natur war.

Es war noch der älteste Rath da. Von ihm muß ich näher sprechen. Das Schicksal der Inquisitin hing von ihm ab.

Er hieß Rohner und war ein eigenthümlicher Mensch. Schon sein Aeußeres zeigte das. Seine Gestalt war groß, breitschulterig, knorrig. Sein Gesicht war breit, starkknochig, eckig. Die Nase war stark gebogen, die Lippen fest zusammengekniffen, die Augen klein, pechschwarz; unter den langen, buschigen, dunklen, schon etwas grau gefärbten Brauen leuchteten sie in einem stillen, aber desto unheimlicheren Feuer. Wehe, wenn das Feuer zur wilden Flamme aufloderte! Er war in der Mitte der funfziger Jahre. Er machte den Eindruck eines scharfen, überlegten Geistes, aber eines harten Herzens, in dem die Härte zur Leidenschaft geworden ist. So war er auch. Seiner Dialektik konnte Niemand im Collegium widerstehen. Seine Härte fürchtete selbst jener biblisch strenge Rath. Die Welt nannte ihn boshaft.

Daß er an keinen Gott, an kein anderes Leben glaube, daraus machte er selbst kein Hehl.

„Er hat noch nie gebetet!" sagten die Leute von ihm.

Er selbst widersprach nicht.

Aber sein Leben und sein Charakter waren unantastbar rein, und wenn er auch ein strenger, selbst harter Richter war, er war der Ueberzeugung, daß das Gesetz, das Recht es so von ihm fordere, und wie seine Ueberzeugung unerschütterlich fest war, so handelte er auch unerschütterlich fest nach ihr.

In seinem Lande garantirte das Gesetz die Unabhängigkeit der Richter. Sie konnten nur durch Urtel und Recht wegen strafbarer Handlungen ihres Amtes entsetzt werden. Der Monarch achtete das Gesetz. Sonst hätte eine frömmelnde Partei im Lande sich längst seiner zu entledigen gewußt.

Das waren die Richter, die über Tod und Leben der Inquisitin sich schon ausgesprochen hatten, und sich noch aussprechen sollten.

„Meine Herren," sagte der würdige Präsident, „meine Stellung verbietet mir, auf Ihr Urtheil irgend einwirken zu wollen. Aber mein Gewissen fordert von mir, Ihnen eine dringende Bitte an das Herz zu legen. Bevor Sie Ihr letztes Votum abgeben, wollen Sie zwei Umstände wohl und reiflich überlegen. Von der einen Seite suchen Sie sich völlig klar zu machen, ob denn die Inquisitin wirklich zu der Ermordung ihres Vaters hat mitwirken

wollen; denn nur bei diesem Willen kann sie Complottantin sein. Müssen Sie nach Ihrem besten Gewissen diese Frage bejahen, neigen Sie dann auch der bestrittenen – ich bitte wohl zu beachten, meine Herren — der bestrittenen, zweifelhaften, strengeren Ansicht sich zu, daß jeder Complottant beim Morde, als solcher, mit dem Tode bestraft werden müsse: dann wollen Sie prüfen, ob wir es nicht hier mit einem unglücklichen, verwahrlosten und verführten jugendlichen Geschöpf zu thun haben, dem so viele Milderungsgründe zur Seite stehen, daß die Ausschließung der Todesstrafe gesetzlich gerechtfertigt, also nothwendig erscheinen dürfte."

Es wurde von unten auf gestimmt. Die Autorität des Aelteren soll dem Jüngeren nicht imponiren, ist die Absicht des Gesetzes dabei.

Der Assessor stimmte zuerst. Er trat in einem glänzenden, einstudirten Vortrage den beiden Referenten bei. Für die Ausführung des ersten Referenten über den eventuellen Dolus und die gleiche Bestrafung aller Complottanten konnte er noch eine Menge Aussprüche der neuesten deutschen Criminalisten beibringen. Er freute sich, in solcher Weise der Ansicht der beiden Herren Referenten, besonders des ersten, nur beitreten zu können.

Er freute sich!

Der Rath, der auf ihn folgte, widerlegte ihn und die beiden Referenten. Er widerlegte sie schlagend.

„Der eventuelle Dolus ist ein logisches Unding. Der Mensch kann etwas nur bestimmt oder gar nicht wollen. Er kann auch nur das wollen, von dem er eine Kenntniß hat. In dem vorliegenden Falle ist mit nichts bewiesen, daß die Inquisitin Kenntniß von dem Mordplane ihrer Mutter und ihres Liebhabers hatte. Man kann nur Vermuthungen darüber aufstellen. Diese zur Gewißheit zu erheben, verbietet das Gesetz, und ist gewissenlos. Die Inquisitin kann hiernach nicht Complottantin sein.

„Wäre sie aber auch als solche zu betrachten, so kann nur eine verknöcherte Gelehrtentheorie, die von den Erfahrungen des Lebens nichts weiß, die sämmtlichen Complottanten mit der nämlichen Strafe, beim Morde mit der Todesstrafe, belegen wollen. Der gerechte Richter bestraft Jeden nur nach dem, was er gewollt

und gethan hat, und niemals Jemanden, der nur eine entfernte Hülfe zum Morde geleistet hat, mit dem Tode.

„Wäre aber auch dem nicht so, wir haben hier ein armes, schwaches, kaum neunzehn Jahre altes Mädchen vor uns, das durch höllische Künste der eigenen Mutter ein volles Jahr lang planmäßig verführt worden ist, und im letzten Momente noch durch Zufall und Ueberraschung einem moralischen Zwange unterworfen wurde. Wenn Jugend, Unerfahrenheit und Verführung je als gesetzliche Milderungsgründe gelten müssen, so ist es hier der Fall. Ich stimme gegen die Todesstrafe."

Der träge und milde Rath hatte sein Votum abzugeben. Er trat lediglich seinem Herrn Vorgänger bei, und sprach sich aus den von diesem entwickelten Gründen gleichfalls gegen die Todesstrafe aus.

Drei Stimmen waren für, zwei waren gegen die Todesstrafe da.

Der Rath Rohner hatte zu stimmen. Es kam Alles auf sein Votum an. Stimmte er gegen den Tod, so standen die Stimmen der sechs Mitglieder gleich, und der Präsident hatte den Ausschlag zu geben. Niemand aber zweifelte, daß dieser gegen ein Todesurtheil sich aussprechen werde.

Stimmte der Rath Rohner dagegen für die Todesstrafe, so waren für diese vier Stimmen gegen zwei da, auf das Votum des Präsidenten kam es nicht weiter an, das Todesurtheil stand fest.

Aller Blicke waren auf den Rath Rohner gerichtet.

Im Saale herrschte wieder die tiefe, feierliche Stille der gespannten Erwartung. Jeder kannte die Strenge, die Härte des Mannes, in dessen Händen jetzt ein Menschenleben lag. Jeder fürchtete diese Strenge, diese Härte.

Auch heute. Ja, auch heute. Zur Ehre der Menschlichkeit sei es gesagt.

Der fromme Rath war in seinem Gewissen beruhigt, da er für den Tod sich ausgesprochen hatte. Der ehrgeizige Rath wußte, daß seine Relation unter allen Umständen dem Landesherrn zu Gesicht kommen werde. Der Assessor hatte seinem Gönner seinen Weihrauch gestreut.

Ein Gewissen hat jeder Mensch, wenn es ihm auch noch so tief in der Brust verborgen ist. Und wenn der Mensch über ein

Menschenleben zu Gericht sitzen soll, dann wird auch der leiseste Laut dieses Gewissens für ihn zu einer mahnenden Donnerstimme. Er ist ein strenger, harter Mann. Aber es handelt sich um ein junges Leben, um ein verführtes Herz, um Spitzfindigkeiten und Künsteleien einer todten Schultheorie. Sollte er nicht heute einmal der mildern Ansicht Raum geben?

So sahen Alle auf ihn, in fast ängstlich lauschender Spannung. Und er saß mit seiner breiten, eckigen Gestalt, seinem starken, knorrigen Gesichte, den fest zusammengepreßten Lippen, so kalt, so unbeweglich da. Von seinen Augen konnte man nichts sehen; die tief herabgezogenen, buschigen, grauen Augenbrauen verbargen sie völlig.

Er saß so unheimlich, so grauenvoll da. Konnte wirklich ein anderer, als ein unheimlicher, grauenvoller Urtheilsspruch von dem Manne kommen? Er öffnete den Mund. Er sprach nur wenige Worte.

„Ich stimme für den Tod."

Er sprach die Worte kalt. Dann sah er sich im Saale um. Er sah alle seine Collegen an. Man sah seine Augen, sie blickten Einen der Anwesenden nach dem Andern herausfordernd an.

Es mochte Manchem wohl kalt überlaufen bei dem kalten, herausfordernden, höhnisch herausfordernden Blick.

„Ihre Gründe?" fragte ihn der Präsident.

Nach dem Gesetze muß jeder Richter sein Votum mit Gründen abgeben.

Er brachte seine Gründe vor, eben so kalt und herausfordernd.

„Ich gebe nichts auf alle jene abstracten Theorien. Sie sind entweder für das Recht verderblich, wie die vom Complott, oder sie sind geradezu lächerlich, wie die von dem eventuellen Dolus, Ich halte mich an das Recht, das aus jedem einzelnen Falle mir hervortritt, und prüfe, ob und welche Strafe danach ein Jeder verdient hat. Nur so allein ist das Recht und das Rechte zu treffen. Auch in diesem Falle. Es liegt ein Mord vor. Er ist von Mehreren verübt. Die eigene Tochter hat mitgewirkt. Für sie liegt ein Vatermord vor. Mitgewirkt hat die Inquisitin: gerade ohne sie wäre der Ermordete seinen Henkern nicht überliefert worden. Sie hat wissentlich mitgewirkt. Oder meinen Sie, ein Mädchen von neunzehn Jahren, dem man ein ganzes

Jahr lang unablässig vorgesagt hat: nur dein Vater, der rohe, gemeine, ewige Trunkenbold steht deiner Verbindung, deinem Glücke entgegen, sein Tod macht dich frei, glücklich; das man dann auffordert, diesen Vater nächtlicher Weile in einen einsamen, gefährlichen Hinterhalt zu locken; das zuerst angelegentlich mehrere Male fragt, warum sie ihn dahin locken solle; dem man dann geradehin sagt: er muß weg, wenn er weg ist, kannst du heirathen; das nun nicht mehr fragt, sondern thut, was man von ihr verlangt hat, das dann noch, als sie den Vater mit dem Tode kämpfen sieht, ihre Mutter unterstützt, damit diese ihm den letzten Todesstoß geben kann — meinen Sie, meine Herren, daß eine solche Person nicht gewußt habe, um was es sich handelt, daß ihr Vater weggeschafft, gemordet werden solle? Sie selbst, meine Herren, die Sie zu Gunsten der Verbrecherin sprechen, nennen sie eine Verführte; wozu wäre sie denn nach Ihrer Meinung verführt, wenn nicht zu einer wissentlichen Theilnahme an dem Morde? Die Vatermörderin ist für mich da. Sie hat den Tod verdient. Nichts in der Welt kann meine Ueberzeugung hierüber erschüttern. Man will noch Milderungsgründe für sie auffinden. Ihre Jugend, ihre Gefühllosigkeit, jene Verführung sollen ihr Verbrechen mildern. Ihre Jugend, ihre Gefühllosigkeit? Es ist für mich jedesmal beschämend, solche Gründe in einem Gerichtssaale hören zu müssen. Gerade das jugendliche Gemüth soll für Tugend, Sitte und Recht am empfänglichsten sein, und wenn Sie, meine Herren, das nicht anerkennen, wenn Sie hier durch Milde die Untugend, das Laster, das Verbrechen privilegiren, prämiiren, erziehen Sie dann nicht die Jugend zu Lastern und Verbrechen? Und gar die Gefühllosigkeit, die Rohheit wollen Sie privilegiren und prämiiren? Bedenken Sie dann nicht, daß Sie den Mörder, der vorher kalt und gefühllos sein Opfer mißhandelt, deshalb, gerade deshalb gelinder bestrafen müßten, als wenn er sich keine Mißhandlungen hätte zu Schulden kommen lassen? Ei, meine Herren, die Sie hier die Todesstrafe ausschließen wollen, künftig braucht ein Mörder nur recht roh, grausam und unmenschlich zu handeln, um vor Ihrem Richterstuhle sein Leben zu retten. Sie haben auch von Verführung gesprochen. Die Liebe zu dem jungen Menschen, der ihr Mitverbrecher wurde, diese durch die eigene Mutter absichtlich in ihr erregte und zu jener treibenden Gewalt gesteigerte Leiden-

schaft soll mildernd für die Inquisitin sprechen! Meine Herren! mit solchen Argumenten will man jetzt das Recht üben? Wenn die gemeine sinnliche Liebe in einem Kindesherzen die heilige Kindesliebe unterdrückt, verleugnet, vernichtet, daß das Kind den Vater mordet, dann wollen Sie darin Entschuldigung finden, und recht milde, gnädige Richter sein, den Mord nicht mehr als Mord gelten lassen? Den Vatermord? Wohlan, meine Herren, sprechen Sie das aus, wagen Sie, das auszusprechen, und Sie haben mit Einem Male alle Bande der Familie, der Eltern-, der Kindes-, der Gattenliebe zerrissen, und die gemeine sinnliche Liebe auf den Thron gestellt. — Sie haben meine Gründe."

Er schwieg. Er hatte zuletzt mit erhöhter Stimme, mit unwillkürlicher, lebhafter Bewegung gesprochen. Er saß wieder unbeweglich da, mit fest zusammengepreßten Lippen. Ueber seine Augen zogen die Brauen sich wieder tief hinunter.

Seine Logik war eine eigenthümliche. Er berief sich auf seine Ueberzeugung, also auf etwas rein Innerliches. Er ließ Thatsachen sprechen, und zwar so, wie er sie combinirte. Er stellte Parallelen auf, in denen das Aehnliche unwiderleglich erschien, die lähmende, abweichende Sehne aber tief verborgen lag. Dazu die Dialectik des Hohnes. Man konnte ihm nicht auf der Stelle opponiren.

Der Präsident hatte das Recht, noch eine Debatte zu eröffnen. Jeder konnte darin noch seine Meinung ändern. Er eröffnete sie. Aber er mußte im ersten Augenblicke selber das Wort ergreifen, und er konnte nur mit Argumenten des Gefühls kämpfen.

„Meine Herren," sagte er, „ich habe es für meine Pflicht gehalten, die Inquisitin vor unserer heutigen Sitzung im Gefängnisse zu besuchen. Ich glaubte, dadurch, daß ich sie persönlich sähe und hörte, am sichersten mein Urtheil über ihre Strafwürdigkeit befestigen zu können. Ich wünschte, auch Sie hätten die Unglückliche kennen gelernt."

„Den Grundsätzen des Inquisitionsprocesses wäre das entgegen gewesen," bemerkte der Rath, der mit der neueren Wissenschaft vertraut war und Präsident werden wollte.

„Aber unser Gesetz verbietet es nicht," versetzte der Präsident. „Ich habe in der That eine Unglückliche," fuhr er fort, „eine

bedauernswerthe Unglückliche kennen gelernt. Ein würdiger Prediger hat während der Haft die schlummernden Vorstellungen der Verwahrlosten über Gott, Religion, Recht und Sittlichkeit geweckt und lebendig gemacht. Erst jetzt erkennt sie, was sie gethan hat; erst jetzt hat sie es erkennen können. Sie verabscheut ihre That; sie würde von nun ab nie ihrer fähig sein. Die Grundsätze der Religion, der Tugend sind in ihr erwacht und befestigt mit einer Kraft, daß nur sie fortan die Richtschnur für ihr Leben bilden können. Und wir sollten es nun für unsere Pflicht, für Recht halten müssen, der Armen das Leben abzusprechen? Ich bitte Sie noch einmal, meine Herren, prüfen Sie wohl Ihr Gewissen!"

Der Rath Rohner erwiderte dem Präsidenten nichts. Seine Lippen zuckten nur höhnisch, als er die Worte Gott und Religion vernahm. Der fromme Rath nahm das Wort.

„Die Gründe des Herrn Präsidenten sind gegen die Todesstrafe überhaupt gerichtet. Ueber sie sitzen wir hier nicht zu Gerichte."

„Meine Gründe sollten den einzelnen Fall treffen," entgegnete der Präsident. „Auch wenn ich kein Gegner der Todesstrafe wäre, würde ich fürchten, in diesem Falle durch ein Todesurtheil eine Blutschuld auf mich zu laden, von der ich einst vor dem höchsten Richter Rechenschaft ablegen müßte."

Der Rath Rohner konnte eine Bemerkung nicht unterdrücken.

„Ich kenne keinen höheren Richter, als das Gesetz und mein Gewissen."

„Das Gewissen ist eben die Stimme des höheren, des göttlichen Richters, die in uns laut wird," sagte der würdige Präsident.

„Des göttlichen Richters?" fuhr der Rath auf. „Und nach welchen Gesetzen sollte der richten?"

„Nach denen des ewigen, göttlichen Rechts."

„Von denen also unsere menschlichen Gesetze abweichen?"

„Wie oft nur zu sehr!"

„Das wollte ich hören. Ich habe es freilich schon oft genug hören müssen: Gott, göttliches Recht, ewige Vergeltung! Ei, meine Herren, wenn Sie von diesen sublimen Dingen sprechen, wenn Sie darnach als Richter entscheiden wollen, so müssen Sie sie doch vor Allem kennen, und eben so gut und genau kennen, und noch genauer, als unsere menschlichen Gesetze. Und woher kennen Sie denn solche göttliche Gesetze, wenn ich fragen

darf? Und wenn Sie sie kennen, warum begeben Sie sich dann nicht lieber heute als morgen zu unserm Monarchen und eröffnen ihm: Wir haben Gott gehört und er hat uns seine Gesetze offenbart, und dagegen sind die Gesetze, die Du uns gegeben hast, nichts als himmelschreiendes Unrecht, und Deine Regierung ist nichts als ein erbärmliches, sündhaftes Erdenregiment, und daher fort mit Deinen Gesetzen und Deinem Regimente und Dir selbst! — Und von Blutschuld höre ich sprechen! Darauf habe ich nur ein Wort: Wohlan, ich nehme sie auf mich!"

„Auch in Ihrer letzten Stunde?" rief der Präsident.

Der Rath Rohner sah ihn verwundert an.

„Meine letzte Stunde ist eben meine letzte Stunde."

„Sie treten vor Gott, mein Herr!"

Der Präsident sprach es wohl eifriger, als die steife amtliche Stellung es mit sich gebracht hätte.

Der Rath Rohner antwortete nur mit einem Hohne, der um seine Mundwinkel lächelte. Selbst der Rath, der eine glänzende Carriere machen wollte, konnte ihn ohne ein inneres Grauen nicht ansehen.

„Er hat noch nie gebetet!" flüsterte der fromme Rath seinem Nachbar zu, und dieser fromme Rath war wahrhaftig ein braver Mensch.

Dem Rath Rohner war seine Ueberzeugung nicht zu nehmen. Auch dem frommen Rath nicht. Die beiden andern Vertreter für die Todesstrafe hatten vielleicht eben keine Ueberzeugung gehabt.

Das Todesurtheil blieb beschlossen. Das neunzehnjährige Mädchen sollte als Vatermörderin gerädert werden. Die Richter verließen doch den Gerichtssaal gebeugten Hauptes. Nur der Rath Rohner trug das Haupt hoch, stolz, fest, hart. —

Meine geneigten Leserinnen — ich wende mich nur an die von Ihnen, denen bei hellem Geiste in der Brust ein für das Gute warmes Herz schlägt, Sie sind dann auch meine schönen Leserinnen —

Meine schönen, geneigten Leserinnen, sollten Sie beim Lesen dieses Capitels sich haben langweilen können, dann bitte ich Sie, lesen Sie es — noch einmal, und machen Sie sich dabei klar, wie viel Gutes eine geistvolle und edle Frau über den Mann vermag und auch vermögen soll.

Und wozu soll Ihnen das hier klar werden?

Die Männer werden mich närrisch, die deutschen Gelehrten werden mich geradezu einen Idioten nennen. Aber ich wollte doch, in jedem Criminalgerichte säße auch eine edle, geistvolle Frau mit an dem grünen Tische. Wäre es auch nur eine einzige, hätte sie auch nur eine berathende Stimme, dürfte sie diese selbst nur durch ihre Mienen laut werden lassen, es sähe doch besser um die Strafrechtspflege in der Welt aus.

Daß es so wird, damit wird es noch lange Weile haben. Aber zum Guten auch auf ein richterliches Gemüth wirken, das können, das sollen edle Frauen zu allen Zeiten.

II.

Der Sohn des Richters.

Es war zwei Uhr Nachmittags. Der Rath Rohner war noch nicht wieder zu Hause. Die Sitzung hatte lange gedauert. Es war die Sitzung, in welcher durch den Ausschlag der Stimme des Raths das Todesurtheil gegen die Vatermörderin beschlossen war.

Aus dem Arbeitscabinet des Raths trat ein Polizeibeamter.

„Also bis drei Uhr!“ sprach er in das Zimmer zurück, indem er es verließ.

„Auch etwas später,“ bat eine Stimme im Cabinet. „Ich bitte darum. Sie wissen.“

„Ich weiß.“

Der Polizeibeamte machte die Thür hinter sich zu, und nahm den Weg zum Hause hinaus.

Es war ein ältlicher Mann, der mit ihm in dem Cabinete gesprochen hatte; eine kleine, etwas runde Gestalt, ein außerordentlich gutmüthiges, wohlwollendes Gesicht. Aber in diesem Augenblicke sah es verstört aus. Ein heftiger Schreck, Angst, Schmerz zeichnete sich darin ab. So blickte er dem Polizeibeamten nach.

„Auch das noch!“ sagte er schmerzlich für sich. „Aber konnte es anders kommen? Doch so, doch so! Ein gemeiner Betrüger! Ein Fälscher!“

Die Thür des Zimmers ging auf.

Ein junger Mann trat ein. Ein hübscher Mann im An-

fange der zwanziger Jahre, etwas verlebt, etwas frivol. Er sah mit einer gewissen leisen Unruhe im Zimmer umher, dann auf den ältlichen Mann. Der alte Mann erschrak im ersten Momente, als er den jungen Mann sah, noch mehr. Aber er hatte sich schnell gefaßt.

„Wer war hier?“ fragte ihn der junge Mann.

„Hast Du ihn nicht gesehen?“ fragte der Alte zurück.

„Der Polizeicommissarius?“

„Ja.“

„Was wollte er?“

Den alten Mann übermannten plötzlich Schmerz und Angst.

„Rudolph, Rudolph — “ brach es bittend, warnend, weinend aus ihm heraus.

Aber der junge Mann unterbrach ihn höhnisch, verächtlich. cynisch.

„Bist Du einmal wieder ein altes Weib, alter Narr? — Antworte, was wollte der Beamte?“

Der Hohn hatte den alten Mann nicht aus seinem Schmerze, aus seiner Liebe herausbringen können.

„Um Gotteswillen, Rudolph, was hast Du gemacht? Diesmal?“

„Du weißt es?“

„Ich weiß Alles —“

„Und darum ein solches Gesicht?“

„Du hast ein Verbrechen begangen?“

„Höre, Alter, ein Verbrechen ist erst dann da, wenn der Strafrichter seine Strafe dafür dictirt.“

„War nicht der Polizeibeamte schon hier?“

„Ist nicht auch mein Vater da?“

„Dein Vater? Eben Dein Vater! Er ist der redlichste, ehrenhafteste Mann von der Welt.“

„Eben darum, sage ich! Er kann mich nicht verlassen, seinen einzigen Sohn nicht in's Zuchthaus schicken, seinen eigenen Namen nicht brandmarken.“

„Aber Du wirst ihn unter die Erde bringen, Mensch.“

„Pah, er ist ein eiserner Charakter.“

„Leider, leider, und, Rudolph, wenn Du ihn falsch beurtheiltest! Gerade diesen eisernen Charakter!“

„Du bist noch da, Du mußt helfen.“

„Werde ich es können?“

„Du mußt es können.“

Er hatte das Alles kurz, befehlend, in höhnischem, frivolem Tone gesprochen. Er wollte gehen.

„Noch Eins, Rudolph,“ hielt fast flehend der Alte ihn an.

„Nun?“

„Du sagst Deiner Schwester nichts.“

„Nein!“

„Dann geh mit Gott. Ich werde versuchen, was ich kann. Möge Gott mir beistehen.“

Der junge Mann hatte die Thür schon in der Hand. Er drehte sich wieder um.

„Höre, Alter,“ sagte er mit seinem vollen Hohne, „wenn es Dein Ernst ist, bei meinem Vater etwas für mich ausrichten zu wollen, so laß Gott und seinen Beistand aus dem Spiele. Du weißt —“

Damit ging er.

„Ja, ich weiß,“ sah der alte Mann ihm nach, schwer seufzend, und trauriger und schmerzvoller, als vorhin dem Polizeibeamten. „Ja, ich weiß! Unglückliches Haus, aus dem sie Gott verbannen wollen! — Doch,“ rief er auf einmal auffahrend, „sie ja nicht, der arme, glückliche, fröhliche Engel!“

Draußen vor der Thür war eine singende Stimme laut geworden. Es war eine frische, fröhliche Mädchenstimme, die ein fröhliches Liedchen vor sich hintrillerte. Man glaubte zugleich ihren leichten Schritt zu hören, der lustig und fröhlich nach der Melodie hüpfte.

Die Thür flog auf. Die fröhliche, hüpfende Gestalt stand da, Alles Lust, Alles Leben, lachend die blühenden Wangen, die rosigen Lippen, die weißen Zähne, die blauen Augen, das ganze, schlanke, prächtige Mädchen von siebzehn Jahren. Sie blieb auf der Schwelle stehen.

„Ist der Vater noch immer nicht zurück, alter Bernhard?“ fragte sie freundlich.

„Wie Du siehst,“ sagte der alte Mann, und seine Augen wollten dem schönen, freundlichen, lustigen Kinde freundlich zulächeln, und konnten es doch nicht vor Thränen, die heftig daraus hervorzustürzen drohten, und die er mit Gewalt zurückdrängen mußte.

„Das arme Kind," murmelte er für sich. „Es wäre ihr Tod, wenn sie es erführe."

Das Mädchen sah sein Sträuben und Kämpfen und Murmeln.

„Was hast Du, alter Bernhard?"

„Nichts, nichts. Aber was willst Du so dringend bei dem Vater, Toni? Du fragst schon zweimal nach ihm."

„Was ich bei ihm will? Höre, alter Bernhard, ich habe etwas auf dem Herzen. Ich habe eine Bitte an den Vater. Du mußt mir helfen."

„Auch Dir?"

„Auch? Wem noch mehr?"

„Nichts, nichts. Sprich, was Du auf dem Herzen hast."

„Höre" —

Doch bevor wir das junge, fröhliche Mädchen ihre Bitte vorbringen lassen, müssen wir dem Leser erzählen, wer sie, wer der junge Mann und wer der alte Bernhard war.

Der junge Mann war der Sohn des Raths Rohner, das junge Mädchen die Tochter des Raths. Sie waren seine einzigen Kinder. Er führte seine Haushaltung mit ihnen und mit dem alten Bernhard. Seine Frau war schon vor zwölf Jahren gestorben, als seine Tochter Antonie erst ein Kind von fünf Jahren war.

Der alte Bernhard hieß mit vollem Namen Bernhard Naumann. Er war ein Schulfreund des Raths Rohner, er war aber armer Leute Kind, und hatte Schreiber werden sollen. So waren er und sein Freund Rohner, obschon die Beiden auf der Schule eng verbunden waren, früh auseinander gekommen. Der Rath war schon Rath und seit einigen Monaten Wittwer, als sie sich nach langer Trennung wiedertrafen.

Er machte eines Tages einen seiner gewöhnlichen Spaziergänge am Ufer des Flusses, der an der Stadt floß. Als er in eine einsame Gegend des Flusses kam, sah er einen Menschen, der unter verzweiflungsvollen Gebehrden Anstalten machte, sich in das Wasser zu stürzen.

„Ein Narr der allerersten Sorte," sagte der Rath.

Aber er eilte doch auf den Menschen zu, als dieser gerade seinen letzten Sprung machen wollte.

„He, Narr, was ist denn das?"

Der Mensch sah ihn verwundert an.

„Rohner! — Du? — Du hast mich gerettet!“

„Bernhard! Du bist der Narr?“

„Freund, wie soll ich Dir danken? Du bist das Werkzeug Gottes —“

Der Rath runzelte die Stirn.

„Laß das und erzähle.“

„Ich war in Verzweiflung und nicht mehr bei Sinnen. Da ging ich hierher an den Fluß, um mir das Leben zu nehmen. Ich mußte sterben, so meinte ich. Und nun auf einmal sehe ich das Thörichte, das Verbrecherische meines Vorhabens ein. Du bist ein rettender Engel, den Gott mir geschickt hat.“

„Bleib' mir mit solchen Narrenspossen fort,“ sagte finsterer der Rath, „und erzähle vernünftig.“

Der Gerettete erzählte nun, wie ihn immer und immer das Unglück verfolgt habe; wie er nichts als ein armer, elender Schreiber geworden sei, der des Tages nur seine wenigen Groschen habe verdienen können; wie er dennoch ein armes Mädchen, das er geliebt, geheirathet habe; wie darauf Hunger und Kummer, Sorge und Noth erst recht bei ihm eingezogen sei; wie die Kinder ihm gestorben, und zuletzt auch die Frau dahingewelkt sei. Gestern habe er sie begraben, heute habe er ihr folgen wollen.

„Ein Narr bist Du,“ wiederholte ihm der Rath. „Aber komm mit mir. Hoffentlich wirst Du wieder ein ordentlicher Mensch.“

Der Schreiber Bernhard Naumann mußte mit ihm gehen und bei ihm in seinem Hause bleiben.

Er schrieb hier für ihn, und verwahrte ihm seine Kinder, und wurde zuletzt für Alle im Hause der alte Bernhard, der Jedem im Hause Alles war, für Jeden Alles thut, und Jedem unentbehrlich war. Dabei war er der Einzige im Hause, der — betete. Er war seit seiner wunderbaren Rettung durch den Rath fromm geworden.

Der Rath behielt ihn dennoch bei sich. Manche Leute konnten es nicht begreifen. Aber es war doch so. Freilich sprach der alte Bernhard nie von seiner Frömmigkeit, und ein braver, gutmüthiger, wohlwollender Mann war er geblieben.

Doch noch Ein Herz in dem Hause des Raths Rohner konnte

beten. Es machte aber auch kein Aufheben davon, und es betete unter Lachen und Singen und Springen, so recht kindlich fröhlich und selig. Das war Antonie, die Tochter des Raths, der Augapfel des alten Bernhard.

„Höre," sagte sie zu dem alten Manne, als er sie fragte, was sie auf dem Herzen habe. „Aber versprich mir, daß Du den Vater recht sehr für mich bitten willst."

„So sage es doch nur erst."

„Versprichst Du?"

„Gewiß, gewiß."

„So höre. Wir sind zu morgen zum Balle bei dem Regierungspräsidenten eingeladen!"

„Das ist es? Zum Balle?"

„Das ist es. Zum Balle."

Er fragte mit dem Gesichte eines Leichenbitters, der brave Mensch, dem in diesem Augenblicke das Herz so doppelt schwer war.

Sie rief es mit dem ganzen frohen Glücke eines Mädchens von siebzehn Jahren, die schon springen muß, wenn sie an einen Ball denkt, wenn sie nur einen Walzer auf einem alten Leierkasten spielen hört.

„Wirst Du den Vater bitten, alter Brummbär?"

„War ich Dir das je, Antonie?"

„Heute bist Du es. Aber wirst Du? Da kommt der Vater."

„Bei Gott, da kommt er. Ja, ja, ich werde ihn bitten. Geh, geh!"

Sie hörte nur das Versprechen. Mit dem Versprechen sah und hörte sie nur Tanzen und Springen, und sie tanzte und sprang singend fort.

Der alte Mann sah seufzend hinter ihr her. Dann ging er ein paar Mal rasch durch die Stube, um gesammelt den Rath empfangen zu können.

Der Rath Rohner trat in das Cabinet. Er trug das Haupt hoch, stolz, hart, wie er die Sitzung verlassen hatte. Aber die buschigen Augenbrauen verdeckten nicht seine Augen, und man sah, wie durchdringend sie waren. Er heftete sie auf den Schreiber.

Der alte Mann hatte sich doch nicht völlig sammeln können. Der Rath bemerkte die Unruhe unter der zur Schau getragenen Unbefangenheit.

„Was ist vorgefallen?“ fragte er.

„Nichts. Nur Toni war so eben hier.“

„Was wollte sie?“

„Sie ist mit Dir zum Balle eingeladen.“

Das Gesicht des Rathes verfinsterte sich.

Von dem Ausspruche eines Todesurtheiles zum Ball? Oder war es etwas Anderes?

„Du weißt, ich gehe nicht gern.“

„Auch sie weiß das.“

„Und Du solltest mich bitten?“

„Ja.“

„Nachher davon. Du hast etwas Anderes auf dem Herzen.“

„Willst Du nicht jetzt zu Mittag essen? Es ist schon spät.“

Der Rath lächelte; aber nicht höhnisch.

„Ah, alter Bursch, es muß etwas Schlimmeres sein, was Du mir mitzutheilen hast. Du willst mir den Mittag nicht verderben. Heraus damit. Dein Zweck ist doch nun einmal verfehlt, wie Du siehst.“

Der alte Schreiber besann sich. In einer Stunde hatte der Polizeibeamte wiederkommen wollen. Mehr als eine halbe Stunde, drei Viertelstunden waren seitdem verflossen.

„Er könnte doch nicht mehr mit Ruhe essen, sagte sich der treue Freund und Diener.

Mit einem schweren Seufzer schickte er sich an, seine Trauerbotschaft auszurichten.

„Ja, ich habe Dir nichts Angenehmes zu sagen.“

„Angenehmes und Unangenehmes, es wechselt Alles im Leben. Was hast Du?“

„Von Deinem Sohne sind schlechte Nachrichten eingelaufen.“

„Von Rudolph? Hat er sich wieder mit den Nachtwächtern geprügelt?“

„Es ist schlimmer.“

„Schlimmer, schlimmer! Er hat wohl gar die schwere Sünde begangen, einer bunten Schürze nachzulaufen, womit er nach Euch frommen Leute hätte warten sollen bis zu den holdseligen Schürzen der ewigen Seligkeit? Eine einfältige Moral. Da lobe ich mir noch die der Türken. Sie haben wahrhaftig schöne Houris in

ihrem Paradiese, aber darum führen sie doch nicht hier auf Erden ein Anachoretenleben."

Der alte Schreiber sah traurig vor sich hin.

„Wohin müssen solche Grundsätze führen?"

„Nicht in die Kirche, Alter, auch wohl nicht in den Himmel, von dem Du träumst."

Der alte Mann konnte doch Gott nicht ganz „aus dem Spiele lassen."

„Leider nicht," sagte er; „aber in's Verderben. In's Verderben für Dich und Deine Kinder. O, Rohner, alter, braver Freund, möchtest Du nur einmal in die Kirche gehen, möchtest Du nur ein einziges Mal beten, zu Gott beten können."

Das Gesicht des Rathes verfinsterte sich wieder.

„Alter, Du wolltest mir von meinem Sohne erzählen. Mache es kurz. Oder vielmehr, wenn es nicht etwas ganz Besonderes ist, laß es ganz bei Seite. Ein junger Mensch kann, muß sein Leben genießen. Er kann auch dumme Streiche machen. Welcher Mensch macht sie nicht? Er muß nur keine schlechten Streiche machen, keine Gemeinheiten, die die Ehre angreifen. Die Ehre, mein Freund, sie allein ist das, was Ihr Frommen Moral, Gewissen, gar Religion nennt. Wer sie verloren hat, der ist verloren. Also, kurz oder gar nichts."

Der alte Schreiber mußte sich ein Herz fassen.

„Wenn es denn nun die Ehre angriffe, Rohner?"

Einen Augenblick durchzuckte es den Rath heftig. Dann aber lachte er höhnisch.

„Ah, ich weiß ja, was Ihr Immoralität, Irreligion und so weiter nennt! Mein Sohn lebt; er lebt wohl auch leichtsinnig. Aber ein Ehrloser, ein gemeiner Verbrecher —! Pah, in seinen Adern fließt das Blut seines Vaters."

„Wenn er nun doch der ehrlose, gemeine Verbrecher wäre, gar ein Heuchler dazu, der Dich zu betrügen wußte?"

Den Rath durchzuckte es noch einmal, heftiger.

„Wie, Alter?"

„Wenn er ein Betrüger, ein Fälscher wäre?"

„Bernhard Naumann!"

„Wenn der Polizeicommissarius vor einer halben Stunde hier

gewesen wäre und in einer Viertelstunde zurückkehren würde, um ihn zu arretiren, zum Criminalgefängnisse abzuführen?"

„Meinen Sohn? Rudolph?"

Der feste, harte Mann war leichenblaß geworden; das stolze Haupt sank ihm herunter. Aber auch das dauerte nur einen Augenblick, dann hatte er sich wie mit wunderbarer Kraft gefaßt. Das Haupt war wieder stolz emporgerichtet; die Gesichtszüge waren wieder eisern, wie zuvor.

„Erzähle," sagte er ruhig. „Verschweige mir nichts."

Der alte Schreiber erzählte:

„Der Polizeicommissarius war hier, im unmittelbaren Auftrage des Polizeipräsidenten. Rudolph, der ein ausschweifendes Leben führt, hat Schulden gemacht, viele, auf verschiedenen Seiten. Die Polizei hat es schon lange gewußt. Aber Du bist reich; Du hast Deinen Sohn so — so besonders erzogen; Du hast ihm Alles nachgesehen. Da hat auch die Polizei gemeint, sich nicht um ihn bekümmern zu müssen, so lange er nicht geradezu dem Strafgesetze entgegenhandele. Das hat er jetzt gethan. Er hat, um seine dringendsten Gläubiger befriedigen zu können, von einem ordentlichen, achtbaren Bürger Geld aufgenommen und dem Manne einen Wechsel über tausend Thaler gegeben; aber einen falschen Wechsel, von Dir auf Deinen Bankier ausgestellt und von diesem acceptirt. Deine Unterschrift, das Accept des Bankiers, das hatte er sich selbst geschrieben. Heute war der Verfalltag. Rudolph bittet den Mann noch um acht Tage Frist. Der Mann hat selbst Geld nöthig. Er geht mit dem Wechsel zu dem Bankier. Der Bankier erkennt die doppelte Fälschung. Er verweigert die Zahlung; er will erst mit Dir sprechen. Aber Du bist in der Sitzung und der Mann will nicht warten. Er ist zudem empört über das Verbrechen. Arme, geringe Leute stecke man um Kleinigkeiten in das Zuchthaus; vornehme Wüstlinge könnten ungestraft die Leute betrügen. Er eilt zum Polizeipräsidenten. Der Polizeipräsident schickt aus Rücksicht für Dich den Commissarius zuerst zu Dir. — Jetzt weißt Du Alles."

Der Rath Rohner war ruhig, er war fest und hart geblieben; nur die Farbe seines Gesichtes war wieder blässer geworden und die Lippen hatte er fester zusammengepreßt.

„Wann wollte der Polizeibeamte zurückkehren?" fragte er kalt.

„Die Zeit ist schon vorbei. Er kann in jeder Minute kommen."

„Er thue, was seines Amtes ist."

„Rohner!" rief der alte Diener erschrocken. „Wie? Was sprichst Du?"

„Ich sage Dir, der Mann thue, was seines Amtes ist."

„Du willst Deinen Sohn den Gerichten überliefern?"

„Ist er nicht ein Verbrecher?"

Der alte Schreiber war in eine entsetzliche Angst gerathen.

„Er ist Dein Sohn, Dein Kind. Er trägt Deinen Namen. Du kannst ihn retten. Der Polizeipräsident läßt es Dir sagen. Wenn Du den Wechsel einlösest, erfährt kein Mensch ein Wort von der Sache. Es ist ein Mißverständniß gewesen."

„Ich bin kein Gehülfe eines Betrügers und Fälschers."

„Dein Sohn bittet Dich. Er war bei mir."

„Durch Bitten wird das Recht nicht versöhnt, die verlorene Ehre nicht wieder hergestellt."

„Ich beschwöre Dich, Rohner. Du hast mich gerettet! Um jener Stunde willen —"

„Gib Dir keine Mühe weiter."

„Sei menschlich, Rohner!"

„Schweig."

„Denke an Gott!"

„Schweig, sage ich Dir."

„An Dein Kind, an Deine brave, unschuldige, fröhliche Antonie! Willst Du auch ihr Glück vergiften? Ihr Leben, ihr ganzes Leben vernichten? Soll sie die Schwester eines Zuchthaussträflings sein? Wird sie je einem Menschen in die Augen sehen können? Wird ihr je ein Mann die Hand reichen? Willst Du wirklich ihr Glück, ihr Leben vernichten?"

Der Rath ging doch mit größeren, unruhigeren Schritten in dem Zimmer umher. Er liebte das fröhliche, unschuldige, brave Kind; er liebte sie über Alles. Aber der feste, der harte Mann konnte nicht anders.

„Nein," sagte er.

Die Thür des Zimmers wurde aufgerissen. Der Sohn des Rathes stürzte herein. Er hatte das Gespräch der Beiden behorcht. Sein Gesicht trug nicht mehr die Züge des Hochmuthes, der Frivolität; die Angst hatte es beinahe entstellt.

„Vater, wenn auch ich Dich bitte, wenn ich Dir Besserung verspreche —"

Der Zorn färbte das Gesicht des Vaters hochroth.

„Elender, Du wagst es, Dich vor mir blicken zu lassen?"

Der Sohn warf sich zu seinen Füßen nieder.

„Vater, ich bin Dein Kind!"

Der Vater stieß ihn von sich.

„Du bist ein elender, feiger Schwächling. Du bist mein Sohn nicht mehr. In das Zuchthaus mit Dir!"

In der Thür erschien der Polizeicommissarius.

„Mein Herr," sagte der Rath, „verhaften Sie den Fälscher."

Er sprach es kalt. Dann wandte er sich wieder an den alten Schreiber.

„Ich gehe mit Toni zum Balle. Du sorgst, daß sie nichts erfährt. — Komm' zum Essen."

„Er kann nicht beten," jammerte der fromme Schreiber, und auch dieser fromme Schreiber war ein so braver Mensch.

III.

Die Tochter des Richters.

Am folgenden Tage war der Ball bei dem Regierungspräsidenten, oder eigentlich der Präsidentin.

Der Rath Rohner fuhr mit seiner Tochter Antonie hin. Das Kind strahlte in ihrem Glücke und in ihrer Schönheit. Auch ihrer Schönheit war sie sich bewußt. Welches schöne Mädchen wäre es nicht! Und sie muß es sein.

Es war ihr erster Ball. Welch ein Glück ist der erste Ball für ein schönes und fröhliches Mädchen von siebzehn Jahren, das schon springen muß, wenn sie nur das Wort Ball hört, schon tanzen, wenn ein alter Leierkasten einen Walzer spielt!

Sie träumte nichts als Tanzlust. Wie sie in dem hellen Saale dahin fliegen werde, in den glänzenden Reihen, an dem Arme eines schmucken Cavaliers, leicht, glühend, vor Tanzeslust, wie sie, Beide verfolgt, in allen ihren Bewegungen, von entzückten Augen, die sich nicht von ihnen trennen konnten.

„Welch' ein reizendes Paar!" hörte sie um sich her flüstern. „Wie sie fliegen! Man sieht sie den Boden nicht berühren. Wie

er schön ist und glücklich an ihrer Seite! Und auch ihr klopft das Herz an seinem Arme. Und auch sie ist schön. Und welche reizende Toilette sie gemacht hat!" Unter der Bewunderung Aller endigt der Tanz. Und nun stürzen die schönsten, die elegantesten Tänzer auf sie zu, um sich den nächsten Tanz von ihr zu erbitten. Und sie kann sich nicht genug versagen. Sie ist für den ganzen Abend engagirt, für alle Tänze, und wenn deren noch einmal so viele wären.

So träumte sie, und sie sprang hoch auf in dem Wagen, in dem sie träumte, voll Glück, voll Lust, voll Wonne.

Der erste Ball, die erste Liebe, es sind die süßesten Träume eines jungen Mädchenherzens. Wie oft endet der Traum mit Schrecken!

Von ihrem Bruder wußte sie nichts. Sie hatte ihn nicht gesehen. Sie sah ihn oft Tage, Wochen lang nicht.

Ihr Vater hatte nicht die geringste Veränderung gezeigt. Das stillere Wesen des alten Bernhard war in ihrem Glücke ihr nicht aufgefallen. Wie viele Mühe gab sich der brave alte Mann auch, daß es ihr nicht auffallen solle!

Gebe Gott, daß sie es nie erfahre! Wer sollte auch so boshaft sein, das Herz des fröhlichen Kindes mit der Nachricht zu vergiften? —

Sie erschien auf dem Balle. Sie war die schönste, die frischeste, die reizendste Blume des Balles. Wer das unschuldige, fröhliche, der vollen Freude und Lust voll sich hingebende, im vollen Glücke glänzende Kind ansah, wie Alles an ihr, Alles in ihr lachte, dem lachte selbst das Herz vor Freude und Lust. Und sie war auch die beste, die leichteste, die anmuthigste Tänzerin. Wer sie tanzen sah, wurde von Bewunderung hingerissen, die entzückten Augen konnten sich nicht von ihr trennen. Wer mit ihr tanzte, konnte sie nicht aus seinen Armen lassen.

Auch auf dem Balle wußte man von ihrem Bruder nichts, vielleicht nur mit Ausnahme eines oder zweier tief verschwiegener Beamten. Die Betrogenen hatten um des Vaters willen nichts veröffentlicht. Die Polizei- und Gerichtsbeamten hatten, dem beamtlich hochgestellten Vater gegenüber, ihre Amtsverschwiegenheit strenge beobachtet. Zu jener Zeit erfuhr man von einem Verbrecher nur — durch Verletzung der Amtsverschwiegenheit.

Wie die jungen Herren, rissen sich auch die alten Damen um das Kind. Einer alten Generalin war sie ihr süßer Engel geworden.

„Heute bin ich Ihre Mutter, mein liebes Kind. Keine andere Mutter auf diesem Balle wird glücklicher sein, als ich."

Sogar die jungen Mädchen, wenn sie auch eifersüchtig sein mochten, konnten dem fröhlichen Kinde nicht gram werden. Sie suchten sie auf, sie umringten sie, sie promenirten Arm in Arm mit ihr in den Pausen, sie wurden fröhlich mit ihr.

Es gibt in der Welt keinen wunderbareren Zauber, als den eines recht unschuldigen und fröhlichen Mädchenherzens, wenn es das Maß der Grazien einhält. Und dieser Zauber ist ein so seltener in den Kreisen der höhern Gesellschaft.

Selbst, ja selbst ihr Vater konnte sich ihm nicht entziehen. Er hatte einen Sohn verloren. Er hatte ihn selbst von sich gestoßen. Der Verlust, diese Art des Verlustes hatte sein Herz noch mehr verhärtet, noch fester verschlossen. Die Liebe zu der Tochter, dem Kinde, das er über Alles liebte, hatte es ihm nicht erweichen, nicht öffnen können. Wo er stand, stand er mit einem Vernichtungs-, einem Verdammungsfluche gegen Alles auf den Lippen. Aber er hatte die auf seine Ehre eifersüchtige Gewalt über sich, den Fluch auf den fester zusammengepreßten Lippen zurückzuhalten, und äußerlich nur eine um so eisigere Kälte zu zeigen, je ingrimmiger der Zorn in ihm brannte. Der Anblick der Tochter, das helle, fröhliche Glück des schönen Mädchens, die Bewunderung, die sie auf allen Seiten erregte, konnten doch zuletzt den Zorn in seinem Innern mehr und mehr beschwichtigen, selbst die harte Kruste um sein Herz weicher machen. Die Lippen öffneten sich manchmal zu einem leisen Einathmen von augenblicklicher Befriedigung, unter den finsteren Augenbrauen glänzte Secunden lang ein stilles Behagen hervor.

Aber Jemand war in der Gesellschaft, auf den jener Zauber der natürlichen, fröhlichen Unschuld des jungen Mädchenherzens seine Wirkung verfehlte.

Es war eine schöne, stolze, vornehme junge Dame. Sie war gewohnt, in den Gesellschaften unter den jungen Damen die gefeiertste zu sein. Sie machte Anspruch darauf.

Sie war es an dem heutigen Abende nicht. Ein Kind von

kaum siebzehn Jahren, die Tochter eines bürgerlichen Beamten, anmuthig, aber einfach gekleidet, stellte sie heute in den Schatten, sie, die stolze, stets triumphirende Schönheit, die Tochter eines der ersten Grafenhäuser des Landes, in ihrer reichen Toilette, in ihrem glänzenden Schmucke von Perlen und Juwelen. Ihre Anbeter vernachlässigten sie. Die stolze Gräfin wurde gelb, biß die Lippen zusammen, rümpfte höhnisch die Nase, medisirte boshaft.

Antonie Rohner hatte sich nicht um die stolze Gräfin gekümmert. Sie lebte ja noch im Glück, in der Freude. Was ging sie der Neid, der Haß an? Sie tanzte, sie sprang, sie scherzte, sie lachte. Sie hatte auch nicht darauf geachtet, als später die stolze, schöne Dame nicht mehr da war. Das war um Mitternacht.

Sie habe Kopfweh, hatte die Gräfin zu einer Dame gesagt, sie müsse in einem stillen Zimmer des Hauses ein halbes Stündchen ausruhen. Dann hatte man sie nicht weiter gesehen.

Aber ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte vor ihrem Verschwinden auch noch etwas Anderes wahrnehmen können.

In der Gesellschaft war ein großer, bildschöner Mann. Er war Rittmeister in der Garde. Wenn er in seiner eleganten, knapp anliegenden, die schönen Formen seines Körpers so wundervoll hervorhebenden Uniform den Saal durchschritt, so blieben auch an ihm unwillkürlich viele Blicke bewundernd hängen. Freilich war es eine andere Bewunderung, als mit welcher die Augen der liebreizenden Antonie Rohner folgten. Und vielleicht mußte man ihn auch darum mit desto größerem Interesse ansehen, da man ihn fast nur an der Seite einer häßlichen, kleinen, halb verwachsenen, nicht mehr jungen Dame sah. Die Dame war seine Frau, ein reiches häßliches, altes Fräulein, die sich für ihr Geld den schönen Offizier geheirathet hatte und nun so unendlich eifersüchtig auf ihn war, daß sie nicht von seiner Seite wich und er nicht von ihrem Arme weichen durfte, daß er keine andere Dame ansehen, daß kein anderes weibliches Wesen nur ihr Auge auf ihn richten durfte. Daher mochte es denn auch rühren, daß selbst der aufmerksamste Beobachter nicht darüber hätte in's Klare kommen können, ob der schöne Rittmeister — er hieß Baron Richter — und jene schöne, stolze Gräfin — sie hieß Auguste von Göppingen — verstohlene Blicke sich gegenseitig zusendeten, oder ob sie dies

nicht thaten. Kurz vor Mitternacht indeß mußte es doch Jemand bemerkt haben.

Der Rittmeister hatte seine Frau zwei Freunden überlassen, die ihr sehr angelegentlich den Hof machten. Keine Frau ist so häßlich, daß sie sich nicht den Hof machen ließe; die häßlichste oft am liebsten. Er selbst schritt in Gedanken durch den Tanzsaal. Es war eine Pause. Er ging langsam auf und ab. So kam er an den Reihen sämmtlicher Damen vorbei, also natürlich auch an der schönen Gräfin Göppingen. Er schien sie jedoch nicht zu bemerken, und sie hatte ihn kaum eines Blickes gewürdigt. Er entfernte sich in seinem langsamen, gedankenvollen Gehen auch bald ganz aus dem Saale, vielleicht zum Buffet oder in ein Rauchzimmer. Und die Gräfin Auguste Göppingen hatte in der That wohl um so weniger nach ihm hingeblickt, als sie damals schon ihre Migräne haben mußte. Denn daß sie diese habe, hatte sie schon vorher zu ihrer Nachbarin gesagt, und sie stand auf, um in dem entfernten, stillen Stübchen auszuruhen. Dennoch war in dem Saale Jemand, der etwas Anderes, der mehr als Andere gesehen haben mußte. Es war ein Regierungsrath, der bei dem Polizeipräsidenten arbeitete. Also ein Beamter, gar ein hochgestellter Beamter der Polizei. Er mußte gewiß mehr gesehen haben, als andere Leute. Dazu kam, daß er früher ein Liebhaber der schönen Gräfin gewesen war; denn die schöne Auguste von Göppingen hatte schon Liebhaber gehabt.

Die Dame selbst schien kaum zu bezweifeln, daß er mehr gesehen haben müsse, als er hätte sehen sollen.

Sie erschrak heftig, als sie aufgestanden war und er sich ihr plötzlich nahete und sie sehr theilnahmvoll fragte:

„Sie sind unwohl, meine Gnädige?"

Aber sie mußte ihm doch antworten, und sie hatte sich auch bald wieder gefaßt, und da sollte sie, wenn auch zuerst sich ärgern, doch nachher sogar neugierig werden.

„Ich habe Migräne," antwortete sie kurz.

„Und Sie wollen sich aus diesem Geräusche zurückziehen?"

„So ist meine Absicht."

„Darf ich Ihnen meinen Arm bieten?"

„Ich danke Ihnen."

„Ich hätte Ihnen Mancherlei mitzutheilen."

„Sie würden mich in der That in meinem Zustande wenig empfänglich finden."

„Ah, die Migräne!"

Der Regierungsrath begleitete die Worte mit einem so höhnischen Lächeln, daß die junge Dame wüthend hätte ausrufen mögen: Frecher, unverschämter Polizeimensch! Indessen that sie es nicht, und als der Andere fortfuhr, wurde sie jetzt neugierig und sagte sich auch wohl zugleich: Er hat doch nichts gesehen.

„Die fatale Migräne," sagte der Regierungsrath. „Ich hätte Ihnen sonst in Betreff des Fräulein Rohner Mittheilungen machen können."

„Ah, des Fräulein Rohner?"

„Und gar interessante."

„Sie wissen etwas Besonderes?"

„Etwas ganz Besonderes."

„Lassen Sie hören."

„Wir sind an der Thür, meine Gnädigste, ich darf Sie nicht weiter begleiten. Sie hatten Recht, Sie bedürfen der Ruhe und — Einsamkeit; aber nachher, wenn Sie befehlen."

Damit verabschiedete er sich sehr höflich von ihr. Und die schlaue Dame, indem sie den Saal verließ, sah zwar noch etwas zornig, aber doch auch nicht mehr erschrocken aus.

„Er hat nichts gemerkt; er wollte mich nur mit der Person der Rohner ärgern," sagte sie für sich.

Eine halbe Viertelstunde später war dieser „Person," dem Fräulein Antonie Rohner, ein kleines Malheur passirt. Wie oft schon hat ein kleines Malheur ein recht großes, tiefes Unglück zur Folge gehabt! Und das kleine Malheur war von so geringfügigen, unbedeutenden Umständen herbeigeführt!

Ein Walzer war zu Ende. Antonie Rohner hatte ihn mit einem jungen Legationssecretair getanzt. Er führte sie auf ihren Platz zurück. Sie hatte ihn bei der alten Generalin gehabt, der sie ihr süßer Engel geworden war und die seitdem Mutterstelle an ihr vertrat. Die alte Dame kam ihr schon entgegen.

„Aber mein Gott, mein süßer Engel, Ihr Tänzer hat Ihnen die Taille zerrißen."

„O weh, ich sehe es auch."

„Die Herren werden jetzt täglich ungeschickter, selbst die von der Gesandtschaft."

„O, nicht Alle, liebe Excellenz."

„Ah, und zum Beispiel?"

„Die Offiziere —"

„Ei, ei, süßer Schelm, der kleine Lieutenant von den blauen Husaren —"

„Er hat mir nichts zerrissen."

„Noch nicht! — Aber wir müssen den Schaden wieder gut machen. Kommen Sie, mein Engel, wir wollen die Präsidentin aufsuchen."

Die Präsidentin war schon da.

„Der Schade ist leicht gut zu machen; meine Kammerjungfer ist geschickt."

Die gütige Wirthin führte das freundliche Mädchen in ein Vorzimmer; dort harrte ähnlicher Unfälle Friederike, die Kammerjungfer der Präsidentin. Die Kundige untersuchte den Schaden.

„Mit bloßem Anheften von Nadeln ist das nicht gethan, gnädige Frau."

„So führe das Fräulein in mein Ankleidecabinet."

Die Kammerjungfer führte das Mädchen in einen Corridor, zu dem Ankleidecabinet der Präsidentin. Aber das Cabinet war verschlossen und die Jungfer hatte den Schlüssel vergessen.

„Ich laufe, ihn zu holen, Fräulein. Wollen Sie nicht so lange hier nebenan eintreten? Es ist das Schlafzimmer der Frau Präsidentin. Ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen."

Sie lief.

Antonie hatte von ihr ein Licht genommen. Sie schritt damit auf die Thür des Schlafzimmers der Präsidentin zu. Als sie die Thür anfassen wollte, um sie zu öffnen, stieß ihr Fuß vor der Schwelle auf Etwas. Sie sah hin. Es war etwas Glänzendes. Sie bückte sich nieder. Es war ein reiches, funkelndes Diamantenkreuz.

„Das hat gewiß die Präsidentin verloren. Wer sollte sonst hierhergekommen sein? Ich werde es ihr wiederbringen."

Sie hob das Kreuz auf und steckte es in eine Tasche ihres Kleides; dann öffnete sie die Thür des Schlafzimmers, um

hineinzutreten. Sie trat hinein, flog aber im selben Augenblicke erschrocken zurück.

„Mein Gott!"

Sie war blaß wie eine Leiche geworden und zitterte, daß sie kaum das Licht halten konnte.

„Was war das? Das war ja entsetzlich!"

Was war es, was sie so erschreckt hatte?

In dem Schlafzimmer der Präsidentin stand ein Sopha. Auf das Sopha fiel der volle Schein des Lichtes der Eintretenden. Der Schein des Lichtes beleuchtete voll ein Paar, das sich in dem Sopha umarmt hielt. Es waren die schöne Gräfin Auguste von Göppingen und der schöne Rittmeister Baron Richter. Sie hatten in dem Feuer ihrer Umarmung den leichten Schritt des jungen Mädchens nicht nahen hören. So waren sie in ihrer Umarmung überrascht.

„Das ist ja entsetzlich!" rief das unschuldige Kind, erbleichend, zitternd an allen Gliedern.

Sie flog auf den Tod erschrocken zurück; sie konnte in dem Corridor nicht mehr, sie konnte gar nicht mehr allein bleiben, denn eine entsetzliche Angst hatte sie ergriffen. Sie flog in das Vorzimmer, zu dem Ballsale zurück. Sie mußte wieder zu Menschen, zu schützenden, zu redlichen Menschen, unter denen sie vor dem erschreckenden Anblicke einer sündhaften heimlichen Umarmung zwischen einem verheiratheten Manne und einem frivolen Mädchen sicher war. Was kümmerte sie ihr zerrissenes Kleid? Sie vergaß Alles, außer dem Einen, dem Anblick, der sie zum Zittern gebracht hatte, über den sie noch immer erbebte.

Die Kammerjungfer war unterdeß zurückgekommen, sie war ihr nachgeeilt und erreichte sie im Vorzimmer.

„Darf ich jetzt bitten, gnädiges Fräulein?"

„Nein, nein, nicht zurück. Machen Sie nur hier, nur rasch."

„Ah, das gnädige Fräulein wollen den Galopp nicht versäumen, den die Musik da gerade beginnt."

„Machen Sie nur rasch!"

Der Schaden war jetzt doch mit Stecknadeln zu heilen. Er wurde unter fliegender Eile geheilt.

Antonie stürzte in den Ballsaal zurück. Sie hatte die Kammerjungfer nach dem gefundenen Diamantenkreuze fragen wollen,

hatte es aber in ihrem Schreck, in ihrer Angst vergessen. Sie hatte ja Alles vergessen, außer jenem Einen. Es war dem armen, unschuldigen, unerfahrenen Kinde wirr im Kopfe geworden. Sie war unschlüssig in dem hellen, lauten, bunten Saale, ob sie nicht in ein Nebenzimmer gehen solle, in dem sich ihr Vater befand, um ihn zu bitten, daß er mit ihr nach Hause fahren solle. Da stand der kleine Lieutenant von den blauen Husaren vor ihr.

„Mein Fräulein, schenken Sie mir diesen Galopp?"

Er war so hübsch, so schmuck und tanzte so schön. Als sie vorher mit ihm getanzt, war in dem ganzen Saale nur eine Bewunderung des reizenden Paares gewesen. Er war auch so bescheiden, und er war erst Lieutenant, und kein verheiratheter Rittmeister, und er führte sie in die helle, schützende Gesellschaft zurück; er selbst war ihr Schutz. Sie nahm seinen Arm und folgte ihm in die Reihe der Tanzenden. Sie tanzte mit ihm.

Das reizende Paar flog in dem beflügelten Tanze wieder wie beflügelt dahin. Die feinen Füße schienen den Parketboden nicht zu berühren. Die leichten, schwebenden, anmuthigen Bewegungen schienen die eigensten, natürlichsten Bewegungen ihrer freien Glieder zu sein. Die entzückte Bewunderung Aller folgte ihnen wieder.

Zwischen dem Ja und Nein einer Frau, sagt, wie ich meine, Jean Paul irgendwo, gibt es nicht Zwischenraum genug für den Knopf einer Stecknadel.

Wie hätte in das fröhliche Herz des unschuldigen Kindes nicht bald wieder das volle Glück einziehen sollen? Und in dem Glücke vergaß sie zu dem, was sie schon vergessen hatte, auch den Schreck, der sie das Andere hatte vergessen lassen. Sie sollte mit Entsetzen wieder daran erinnert werden, an Alles.

Die schöne Gräfin Auguste von Göppingen war ebenfalls in den Saal zurückgekehrt. Der Regierungsrath, der auf dem Polizeipräsidium arbeitete, empfing sie an der Thür. Er schien auf sie gewartet zu haben.

„Gräfin, wie sehen Sie so verstört aus! Rasch im Galopp zu dem Galopp, ehe man es gewahrt."

Ein Polizeirath hat allerlei Zwecke und allerlei Mittel.

Die schöne Gräfin ließ sich von ihm in den Galopp ziehen. Um ihrem Gesichte die Farbe, ihren Augen den Glanz wieder zu

gewinnen, tanzte sie rasch, wild, über das Maß der Grazien hinaus. Ihr Tänzer konnte ihr kaum folgen; er konnte ihr nicht mehr folgen. Sie selbst konnte nicht weiter, sie erbleichte, sie taumelte. Der schnelle Wechsel der heftigsten Bewegungen ihres Innern, das rasche Drehen des Tanzes, die Hitze des Saales hatten auf einmal zu sehr auf sie eingewirkt; ein Schwindel ergriff sie, sie drohete umzusinken.

Die Arme einer Nachbarin griffen sie stützend auf. Antonie Rohner war die Nachbarin. Das Kind sah plötzlich das erbleichende Gesicht neben sich. Der Schreck der Erscheinung erfaßte sie wieder, sie erblaßte selbst. Aber ihr schönes Herz öffnete ihre Arme, die Sinkende aufzufangen. Sie umfing sie, sie hielt sie aufrecht. Sie konnte sogar die schöne Dame, die eben verrätherisch an einem verrätherischen Herzen gelegen hatte, an ihr reines Herz drücken, um sie desto fester zu stützen, desto eher das schwindende Leben in sie zurückzuführen.

Aber die schöne, stolze Gräfin war auch eine kräftige Dame. Ihr Körper hatte jenen inneren und äußeren Eindrücken nur auf einen Augenblick erliegen können. Ehe die Umstehenden sich besinnen, ehe die Flacons sich öffnen konnten, stand sie schon wieder aufrecht, konnte sie ihrem Tänzer wieder den Arm bieten, aus den Armen des freundlichen Kindes sich losreißen. Sie that es, mit einem kalten, stolzen Blicke gezwungenen Dankes auf das Mädchen. Der Blick rief den Schreck, die Verwirrung in das Herz und auf das Gesicht des Kindes zurück. Sie zitterte an dem Arm des kleinen Lieutenants von den blauen Husaren. Er mußte sie verwundert ansehen. Ihre Nachbarinnen mußten es nicht minder.

„Ach, mein süßer Engel, Sie haben sich erschrocken,“ lief die alte Generalin herbei.

Aber die schöne Gräfin Göppingen hatte sich in dem nämlichen Augenblicke noch mehr erschrocken; dann freilich hatte eine fast satanische Freude sie durchbebt.

Der Regierungsrath hatte sie zu einem Sessel führen müssen. Dort musterte die Dame ihren Anzug, ob er durch das Begegniß nicht gelitten habe. Auf einmal erblaßte sie.

„Mein Gott!“

„Was ist Ihnen, Gräfin?“

„Mein Diamantkreuz ist fort.“

„Es wird Ihnen bei dem kleinen Unfall entfallen sein.“

„Unzweifelhaft.“

„Ich suche es.“

Er hatte zu der Stelle des kleinen Unfalls nur drei Schritte zu gehen. Sie war leer, er suchte, und fand das Gesuchte nicht. Er kehrte zu der Gräfin zurück.

„Ich finde nichts. Vermissen Sie das Kreuz erst in diesem Augenblick?“

„Gewiß.“

Sie war bei der Frage erröthet; aber sie konnte sie bejahen. Sie hatte vorher wohl an nichts weniger, als an ihr Diamantkreuz gedacht, einen wie hohen Werth es auch haben mochte.

„Sonderbar,“ sagte der Polizeirath, „am Boden liegt nichts, und wenn es Jemand aufgehoben hätte, ohne sich zu melden — nein, nein — in dieser Gesellschaft — es ist nicht möglich.“

„Aber sehen Sie dort?“ rief auf einmal die Dame. „Die kleine Rohner! Sie ist so blaß — man ist um sie beschäftigt. — Mein Gott, was fällt mir da ein? — Sie wollten mir von ihr erzählen.“

Auch der Regierungsrath war auf einmal stutzig geworden.

„Sie lagen in ihren Armen. Sie hatte Sie an sich gedrückt. Ihre Hände waren mit Ihnen beschäftigt.“

„Aber eine Diebin! So jung, den besseren Ständen angehörig, und schon so verworfen, so abgefeimt!“

„O, meine Gnädige,“ versicherte der Regierungsrath, der im Polizeipräsidium arbeitete, „sie ist lebhaft, eitel; davon ist der Leichtsinn nicht fern. Sodann, warum ist sie auf einmal so blaß, so erschrocken? Es ist vielleicht ihre erste That, wenigstens die erste in solcher Gesellschaft, von solcher Bedeutung. Sie ist über sich selbst erschrocken. Und endlich — ach, ich wollte Ihnen in der That vorhin in Betreff der kleinen Dame eine Mittheilung machen. Haben Sie nichts über ihren Bruder gehört?“

„Nichts,“ sagte die Gräfin.

„Es gehört hierher. Ich muß es Ihnen jetzt mittheilen. Wir müssen danach weiter verfahren. Der Bruder dieser jungen Dame ist gestern wegen Betrugs und Wechselfälschung von der Polizei arretirt und den Criminalgerichten überliefert.“

Da stieg in das Gesicht der schönen Gräfin die *satanische* Freude über das Kind, von dem sie vorhin in der *verbotenen* Umarmung überrascht worden war.

„Ach, ein würdiges Geschwisterpaar! Der Bruder Wechselfälscher, die Schwester Diebin!“

Der Regierungsrath zuckte die Achseln.

„Und der Vater Gottesleugner! Können die Kinder anders werden? Der Mann soll noch nie gebetet haben!“

Auch der Polizeimann mußte das sagen, und auch er konnte es nicht ohne ein inneres Grauen.

Und das arme, reine, edle Kind sollte eine Diebin sein, weil der Vater nie gebetet hatte!

Die stolze Gräfin hatte rasch einen Entschluß gefaßt. Es war der Entschluß der Bosheit, der Rache, der Rache für jenen Zufall. Es war aber auch zugleich ein Entschluß der eigenen Sicherung: eine Mittheilung über jene Ueberraschung aus dem Munde einer Diebin, auch nur einer verdächtig gemachten, war offenbare, rachsüchtige Lüge, die Niemand glaubte.

Sie sprang auf, zu dem Kreise der Damen.

„Meine Damen, ich vermisse mein Diamantkreuz. Es hat einen hohen Werth. Hat keine von Ihnen es gesehen?“

Sie hatte es laut gerufen, in sonderbarem Tone. Ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich. Am meisten erschrak Antonie Rohner. Sie hatte das Kreuz gefunden, schon seit einiger Zeit, und sie hatte es nicht zurückgegeben, sie trug es noch in ihrer Tasche. Doch daran mochte das arglose Kind am wenigsten denken. Aber wenn sie sagte, daß sie es gefunden habe, mußte sie dann nicht auch sagen, wo sie es gefunden hatte? Und konnte sie das?

Sie fuhr dennoch unwillkürlich mit der Hand in die Tasche. Die Gräfin sah es. Sie sah es mit einem fürchterlichen Triumphe.

„Auch Sie nicht, Fräulein Rohner?“ rief sie lauter.

Das Kind hatte in ihrer doppelten Herzensangst das Kreuz schon hervorgezogen. Ihre bebenden Hände hielten es der Gräfin hin.

„Ach, doch Sie!“ rief die Dame.

„Ich fand es —“

Das arme Kind stockte. Sie konnte vor allen den Zeugen nicht weiter reden.

„Ach, Sie fanden es! Ich lag in Ihren Armen!"

Antonie kämpfte in Todesangst mit sich.

„Sonderbar," sagte der Regierungsrath einer Dame in's Ohr, „gestern ist ihr Bruder wegen Wechselfälschung in das Criminalgefängniß eingeliefert."

Die Dame schrie laut auf:

„Der Bruder ein Wechselfälscher?!"

„Wie ich Ihnen sage, und schon in den Händen des Gerichts."

„Seit gestern?"

„Seit gestern."

„Und sie ist heute auf dem Balle!"

Die Dame hatte laut genug gerufen, der Herr hatte laut genug geantwortet. Es entstand ein allgemeiner Tumult.

„Der Bruder ein Fälscher!"

„Dem Criminalgerichte überliefert!"

„Und die Schwester auf dem Balle!"

„Und sie war so erschrocken!"

„Und sie hatte das Kreuz!"

„So jung noch!"

„Und in solcher Gesellschaft!"

„Es ist entsetzlich!"

„Unter uns eine Diebin!"

Die Menge glaubt immer zuerst das Schlechteste. Auch die vornehme Menge. Und hatten sie nicht manche Zeichen eines Schuldbewußtseins vor sich?

„Auf meinem Balle mußte das passiren," jammerte die Präsidentin.

„Ich hatte sie für einen Engel gehalten," rief mit Abscheu die alte Generalin.

Sie gehörten ja auch zu der Menge. Antonie Rohner hatte jedes Wort gehört. Nein, nicht mehr alle, nur die ersten. Aber es war genug, um ihr die Sinne, den Verstand zu verwirren. Ihr Gesicht war weiß wie Kreide geworden; die Züge waren entstellt, die erloschenen Augen starrten wie wahnsinnig; der Wahnsinn hatte sie ergriffen.

„Der Bruder ein Betrüger! Die Schwester eine Diebin!"

Sie schrie es selbst laut auf.

Der Tumult hatte ihren Vater herbeigeführt. Sie stürzte sich in seine Arme.

„Ich bin eine Diebin, Vater. Sie wollen mich tödten. Bete! Bete für mich!"

Die buschigen Augenbrauen des Raths Rohner senkten sich tiefer, seine Lippen kniffen sich fester zusammen, sein Gesicht wurde härter. So führte er die wahnsinnige Tochter aus dem Ballsaale.

Er betete nicht.

IV.

Er betet.

Acht Tage waren seit dem Balle bei der Präsidentin verflossen. Antonie, die unglückliche Tochter des Raths Rohner, lag noch im Wahnsinn. In ihrem Körper wüthete zugleich ein Fieber. Der Arzt hatte das Fieber für ein günstiges Zeichen erklärt. Mit ihm werde die Nacht aufhören, die den Geist der Armen umdunkle. So hoffte er. Es konnte auch anders kommen.

Der Vater saß an dem Bette der Kranken. Hinter ihm stand der alte Schreiber Bernhard. Der Rath Rohner hatte einem Gespenste geglichen, als er in jener Nacht die wahnsinnige Tochter nach Hause brachte. Aber einem finsteren, drohenden Gespenste. Das Kind war das einzige Wesen auf der Welt gewesen, das er liebte. Sie war es noch, sie mußte es noch sein, sein Herz konnte sich nicht von ihr reißen, von ihr nicht. Und das Herz war ihm nicht gebrochen! Welche ungeheure Kraft mußte der Mann haben! Welche ungeheure Gewalt über sich! Er hatte die Tochter dem alten Bernhard übergeben, der noch auf war.

„Laß sie zu Bette bringen und den Arzt rufen!"

Aber der alte Mann hatte sich entsetzt.

„Um des Himmels willen, Rohner, was ist dem Kinde? Was ist Dir? Wie siehst Du aus? Was ist vorgefallen?"

„Was vorgefallen ist, alter Narr? Entweder ist sie eine Diebin und eine Wahnsinnige zugleich, oder sie ist blos eine Wahnsinnige. Laß den Arzt rufen."

Damit war er in sein Zimmer gegangen.

„Möchte er beten können! Nur einmal! Nur für das arme Kind!" jammerte der alte Mann.

„Was macht sie?" fragte am andern Morgen der Rath den Schreiber. Er fragte es kalt; hart.

„Zu dem Wahnsinn ist ein hitziges Fieber gekommen."

Der Rath hörte die Antwort eben so kalt und hart. Aber man sah es dem harten Gesichte doch an, daß er die ganze Nacht kein Auge geschlossen hatte, und als er, wie jeden Morgen, zum Gerichte gehen wollte, schienen die Füße ihn nicht tragen zu können. Er kehrte in sein Zimmer zurück und verschloß sich darin. Er genoß den ganzen Tag nichts. Zwei Tage lang ließ er sich nicht sehen. Er hatte auch nach der Kranken nicht gefragt. Am Abend des dritten Tages erschien er in dem Krankenzimmer. Sein Gesicht war furchtbar entstellt, sein Haar hatte in den paar Tagen sich grauer gefärbt: aber hart war er geblieben. Er stellte sich an das Bett der Kranken und betrachtete das in der Hitze des Fiebers glühende Gesicht, die von dem Wahnsinn zerstörten Züge. Er konnte das Alles sehen, ohne daß in sein Auge eine Thräne trat, ohne daß ein Zug seines Gesichtes sich veränderte.

„Ist sie immer so?" fragte er den Schreiber, der weinend am Bette saß.

„Immer!"

Er starrte still vor sich hin. Dann fuhr er auf einmal auf.

„Der Bruder ein Betrüger! Sie — Ist es denn möglich? Großer —"

„Sprich das Wort aus," sprach der alte Schreiber zu ihm hin. „Mensch, sprich das Wort Gott aus. Du kannst sie retten! Du rettest sie." Aber der Rath sah ihn finster an.

„Abergläubischer Narr, kann ein Wort geschehene Dinge ungeschehen machen?"

„Aber sie ist keine Diebin! Diese nicht! Und wenn die ganze Welt es behauptet, und wenn ihr eigener Vater es beschwört, hartherzig oder selber wahnsinnig, es ist nicht wahr, ich verlasse das Kind nicht, das reinste, das unschuldigste Kind, das auf Erden lebt!"

Auf einmal hatte der Rath einen Entschluß gefaßt. Er verließ das Zimmer und das Haus. Er kehrte spät in der Nacht zurück. Er war bei der Präsidentin, bei der Generalin, bei dem Regierungsrath gewesen. Sie hatten ihm Alles mittheilen

müssen, was sie wußten. Zu der Gräfin Göppingen war er nicht gegangen. Sie hatte er nicht fragen können.

Er kam kalt nach Hause zurück, und stellte sich wieder an das Bett der Kranken. Er betrachtete sie wieder. Er starrte vor sich hin.

„Ist sie schuldig?“ fragte er sich. „Ist der Wahnsinn ihr Glück?“

Er verschloß sich wieder in sein Zimmer. Am folgenden Morgen früh ging er wieder aus, und zwar das erste Mal zum Gerichte nach dem Balle; es war den vierten Tag danach. Auf dem Gerichte ließ er sich die Acten gegen die Vatermörderin vorlegen. Er las sie aufmerksam durch. Dann ging er in das Criminalgefängniß, wo auch sein Sohn saß; aber zu ihm ließ er sich nicht führen. Der Director des Gefängnisses mußte ihn zu der Vatermörderin geleiten. Mit ihr unterhielt er sich lange. Er fand in ihr ein tief unglückliches, aber tief reumüthiges Geschöpf. Ein besseres Wesen war sie schon jetzt. Sie konnte der menschlichen Gesellschaft wieder nützlich werden, wenn das Gefühl ihres Unglückes ihr das gestattete. Und mußte man das nicht hoffen, wenn ihr die Gnade, wenn ihr wieder die Liebe der Menschen wurde? Der Director des Gefängnisses bestätigte ihm, was er selbst fand.

Nach diesem Besuche kehrte er nach Hause zurück; hier angekommen, kleidete er sich in seine Uniform, fuhr zum Schlosse des Landesherrn und ließ sich bei dem Monarchen zu einer Audienz melden; er wurde aber nicht angenommen. Der Landesherr habe keine Zeit, hieß es; wenn der Rath etwas vorzutragen habe, möge er es schriftlich einreichen. Der Regent des Landes konnte den Mann nicht empfangen, dessen Sohn der Wechselfälschung schuldig, dessen Tochter eines in den höchsten Cirkeln der Residenz verübten Diebstahls bezichtigt, der selbst als ein Gottesleugner bekannt war.

Der Rath fuhr nach Hause zurück und schrieb den ganzen Tag. Er sandte das Schreiben an den Präsidenten des Gerichts. Es enthielt ein Begnadigungsgesuch an den Monarchen für die zum Tode verurtheilte Vatermörderin. Er bat den Präsidenten, es mit einem befürwortenden Berichte dem Monarchen zu überreichen. Er hatte den Landesherrn darin beschworen, die Verur-

theilte zu begnadigen, und alle Gründe, die dafür sprachen, auseinandergesetzt; er hatte offen ausgesprochen, daß er nach seinem Verständnisse des im Lande geltenden Gesetzes nicht anders als für den Tod habe stimmen können, daß er aber jetzt erkenne, es gebe ein höheres Recht, als das des von Menschen geschriebenen Gesetzes, das Recht einer sittlich menschlichen Gerechtigkeit, und daß es das schönste Vorrecht des Staatsoberhauptes, das edelste Juwel in der Fürstenkrone sei, dieses erhabenste Recht zur Geltung zu bringen.

Der Präsident antwortete ihm umgehend, daß er sofort die Bittschrift befürwortend dem Regenten überreicht habe.

Aber eine Veränderung war auch seitdem mit dem Rathe nicht vorgegangen; wenigstens war sie äußerlich nicht wahrzunehmen. Nur verließ er von da an fast das Bett der Kranken nicht, und es war sonderbar anzusehen, wie er mit dem so kalten und harten Gesichte unbeweglich da saß und jeder Bewegung der irrsinnigen Kranken folgte und jedem ihrer Athemzüge lauschte.

So hatte er drei Tage gesessen und acht Tage waren seit dem Irrsinne, seit der Krankheit der Tochter vergangen. Er saß an dem Bette, unbeweglich, äußerlich kalt, wie immer, Auge und Ohr auf jede Bewegung, auf jeden Laut der Kranken gerichtet. Hinter ihm stand der Schreiber Bernhard. Der alte Mann hatte die Augen voll Thränen. Er konnte den Blick nicht zu der Leidenden, der körperlich und geistig Leidenden wenden, und doch zog jede ihrer Bewegungen, jeder ihrer Athemzüge die nassen Augen unwiderstehlich auf sich. Dann mußte er wieder den Vater anblicken, der so unbeweglich, so unempfindlich dasitzen konnte.

„Könnte er nur einmal sein Herz zu Gott wenden! Herr im Himmel, kannst Du es denn nicht zu Dir wenden? Warum lässest Du ihn so hart bleiben, warum lässest Du Dich ihm unerkannt in dem tiefsten Elende, in der entsetzlichsten Angst, in dem qualvollsten Jammer, die ein Menschenherz ertragen kann? Soll denn nichts diesen Menschen zu Dir erheben können?“

Da wurde leise an die Thüe geklopft, der alte Bernhard ging hin und öffnete sie und nahm von dem alten Diener des Raths ein Schreiben, das er dem Rath überreichte.

Der Rath Rohner öffnete es; er las es. Die Muskeln seines bleichen Gesichtes zitterten. In seinen Händen flog das

Papier. Der Präsident des Gerichts benachrichtigte ihn, daß der Monarch die Vatermörderin begnadigt habe.

„Gott im Himmel!“ rief er.

Er rief es laut, tief, tief aufathmend, aus dem untersten Grunde seines Herzens heraus.

Der alte Bernhard fiel auf die Kniee.

„Herr des Himmels, Du wirst gnädig in ihm! Sei gepriesen, sei gedankt. O, laß ihn ganz Dich erkennen.“

Aber der alte Mann mußte wieder aufspringen. Die Kranke machte eine Bewegung, eine lebhafte, aber nicht heftige. Dann richtete sie sich auf, ebenfalls nicht heftig, vielmehr langsam, wie sich besinnend. Sie hatte das seit dem Beginn ihrer Krankheit noch nicht gethan.

Der Rath und der alte Bernhard sahen sie aufmerksam, überrascht, dann ängstlich an. Sie blickte um sich, nicht wild oder stier wie bisher. Das Auge war klar, der Blick ruhig, nachsinnend, milde. Der alte Bernhard mußte sich abwenden, um seine hervorstürzenden Thränen zu zeigen. Der Rath aber erkannte, daß dieser Blick wieder Klarheit des Geistes, wieder Bewußtsein zeige. Der Wahnsinn war gewichen. Ein Schauer durchfuhr den Vater.

„Antonie!“ sagte er mild.

Weiter konnte er kein Wort sprechen.

Der Wahnsinn war gebrochen, die Helle des Geistes war zurückgekehrt. Aber damit war ein furchtbarer Augenblick der Entscheidung gekommen. Stand der Vater vor einer Verbrecherin?

Da erhob die Tochter ihre Stimme, klar, ruhig und sanft, wie ihr Auge war.

„Vater, sieh' mich an!

Er blickte sie schweigend an.

„Vater, kannst Du in mir eine Verbrecherin, eine Diebin finden?“

Sie sprach es so unendlich ruhig, klar und milde; sie sprach es edel.

„Nein, nein, mein Kind!“ rief der Vater, und warf sich über sie hin, und umschlang sie mit seinen Armen und weinte über ihr.

Dann erhob er sich langsam. Dann beugte er sich wieder nieder. Aber er war in die Kniee gesunken, und hatte die Hände gefaltet. So lag er still am Fußende des Bettes.

„Und Du, mein treuer Bernhard," sagte das unschuldige Kind zu dem alten, treuen Bernhard, „hast Du auch an Deine Toni geglaubt?"

„Gewiß, gewiß!" rief der Greis; „Aber still, er betet!" —

Als einige Wochen nachher die häßliche und eifersüchtige Frau des schönen und galanten Rittmeisters, Baron Richter, ihren Mann ebenfalls in einer Umarmung mit der schönen Gräfin Auguste von Göppingen überraschte, und nun zugleich jene Ueberraschung des Paares auf dem Balle der Regierungspräsidentin bekannt wurde, zweifelte auch die Welt nicht mehr an der Unschuld der edlen Antonie Rohner.

Der Rath Rohner aber hatte schon vorher den Monarchen um seinen Abschied gebeten. Sein Verstand des Richters und sein Herz des Menschen seien in einen Widerstreit gerathen, für dessen Vermittelung zum wahren Gedeihen des Rechtes in seinem vorgerückten Alter ihm der richtige Maßstab fehle.

Einige Wochen später verließ der Rath und seine Tochter die Residenz. Der alte Bernhard folgte ihnen.

Freund's Druckerei in Breslau.